UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Friedr. Wilh. von Hoven's

Autobiographie.

Ich stehe nun nahe am Rand des Grabes,
aber ich fürchte den Tod nicht.

LG
S334
.Yhov

Biographie

des

Doctor Friedrich Wilhelm von Hoven,

Königl. Baier'ſchen Ober-Medicinalraths, Mitglieds mehrerer gelehrten Geſellſchaften und Ehrenbürgers von Nürnberg.

Von ihm ſelbſt geſchrieben und wenige Tage vor ſeinem Tode noch beendiget,

herausgegeben

von

einem ſeiner Freunde und Verehrer.

Mit einem Titelkupfer,

und einem Anhang von 18 Briefen Friedr. Schillers.

Nürnberg, 1840.
Verlag von Joh. Leonh. Schrag.

H 9150
26/11/00

Vorwort.

Nach dem Wunſche des verewigten Verfaſſers dieſer Autobiographie ſchicke ich als ſein vieljähriger Freund und in dankbarer Erinnerung an das, was er mir und vielen Andern geweſen iſt, derſelben einige Worte voraus.

Es war nach einem an Erfahrung ſehr reichen und in einer durchaus wohlthätigen Wirkſamkeit hingebrachten Leben die Aufgabe, die ſich der Verewigte noch in den letzten Jahren deſſelben machte, durch eine gewiſſenhafte Darſtellung deſſen, was er gethan und erfahren, wie auch deſſen, was er gewollt und was er als Ergebniß vielfältigen Nachdenkens gefunden hatte, auch noch dem nachfolgenden Geſchlechte nützlich zu ſein, und zugleich eben damit ſeinen zahlreichen Freunden ein, wie er hoffen durfte, werthes Vermächtniß zu hinterlaſſen. Dieſe ſeine Freunde und alle, die den Arzt und den Menſchen in ihm geſchätzt haben, werden ihn in dem, was er von ſich ſelbſt ſchreibt, ganz wieder erkennen: es liegt nicht allein ſein äußeres, ſondern auch ſein inneres Leben hier mit voller Klarheit dargeſtellt vor unſerm Blicke. Auch die, welchen der verewigte Verfaſſer perſönlich unbekannt geblieben iſt, werden in ſeiner Darſtellung die Sprache derjenigen Wahrheitsliebe erkennen und achten, die den mit ſich ſelbſt einigen, und in ſeinem Streben conſequenten Geiſt verräth, und die auch für die Bekenner abweichender und entgegengeſetzter Principien immer ihren Werth behält. Als das Werk eines Geiſtes, welcher ſich

nach allen Seiten hin auszubilden ſuchte und für alles Menſchliche einen offenen, bis in ſeine letzte Zeit faſt jugendlichen Sinn behielt, mußte dieſe Biographie auch ganz und unverkürzt dem Publikum übertragen werden. Es war weder ein Recht, noch eine Verpflichtung vorhanden, andere Anſichten auf ein Buch anzuwenden, deſſen Verfaſſer damit nur ein Bild von ſich geben wollte. Uebrigens werden die hier zum erſtenmal gedruckten 18 Briefe von Schiller an Hoven, es wird die aufrichtige Hochachtung, die der große Dichter für des Verfaſſers Geiſt an den Tag legt, noch ein weiteres Zeugniß dafür abgeben, daß das Leben und Streben des Mannes in weitern Kreiſen bekannt zu werden verdiene.

Nürnberg, im Mai 1840.

Dr. Merkel.

Erſtes Buch.

Ich bin geboren in Stuttgart am eilften März ein tauſend ſiebenhundert und neun und fünfzig. Mein Vater, damals Lieutenant in einem Würtenbergiſchen Infanterie-Regiment, war zwar in Würtenberg geboren, aber ſtammte von einer Niederländiſchen Familie ab, die, wie ſo viele proteſtantiſche Familien, zu Philipps des Zweiten Zeiten auswanderte, und ſich in Bönnigheim, einem kleinen Städtchen in dem ſogenannten Zabergäu, anſiedelte. Daß die Familie unter die angeſehenen in ihrem Vaterland gehört hatte, beweiſt unſer adeliges Wappen, und daß ſie auch eine wohlbemittelte geweſen, iſt daraus zu ſchließen, daß die früheren Vorfahren meines Vaters in der Kirche zu Bönnigheim begraben wurden, was nicht geſchehen wäre, wenn ſie nicht ihrem Stande gemäß hätten leben können. Indeſſen kam die Familie im Lauf der Zeit immer mehr herunter, ſo daß nach dem Tod meines Großvaters das Beſitzthum ſeiner Wittwe in nichts weiter, als in einem kleinen Haus, einigen Morgen Getreidefeldern, und einem Weinberge beſtand. Von mehrern Kindern, welche ſie ihm geboren hatte, lebten nach ſeinem Tode noch zwei Söhne, von denen der ältere mein Vater war, und eine Tochter, welche nach dem Tod ihrer Mutter ſich an einen Würtenbergiſchen Quartiermeiſter, und nach deſſen Tod an einen bejahrten, aber wohlhabenden Dorfſchulzen verheurathete. Unvermögend, ſeinen Söhnen eine dem frühern Stand der Familie angemeſſene Erziehung zu geben, und eine demſelben entſprechende Laufbahn zu eröffnen, überließ er ſie ihrer Neigung, und ſo entſchieden ſich beide für den Militärdienſt. Der ältere, mein Vater, wurde zuerſt als Fourier bei einem Infanterie-Regiment angeſtellt, erwarb ſich durch ſeine Brauchbarkeit und ſein Wohlverhalten die Gunſt ſeiner Vorgeſetzten, und es dauerte nicht lange, ſo wurde er zum Lieutenant befördert. So war ihm nun eine Laufbahn eröffnet, wo er immer weiter kommen konnte, und in die Lage verſetzt, eine Familie anſtändig ernähren zu können.

Früher ſchon hatte er meine Mutter, die Tochter des Revierförſters und Stabsrichters Viſcher in Zavelſtein, kennen gelernt. Sie

galt für eines der ſchönſten Mädchen in der Umgegend, und weil ſie auch überall in dem Rufe eines ſehr braven Mädchens ſtand, auch mein Vater ihrer Neigung zum voraus ſchon verſichert war, ſo bat er die Aeltern um die Hand der Tochter, und erhielt, nach einiger Bedenklichkeit, die Einwilligung derſelben. Die Verlobung wurde zu Zavelſtein gefeiert, wenige Wochen darauf erfolgte die Hochzeit, und ſobald der neue Ehemann die erforderlichen Einrichtungen in Stuttgart getroffen hatte, holte er ſeine junge Frau dahin ab.

Die erſte Frucht dieſer ſtets glücklichen Ehe war eine Tochter. Dieſe ſtarb bald nach ihrer Geburt, und nun kam ich auf die Welt. Als der erſt geborene Sohn, und jetzt noch das einzige Kind, war ich begreiflich meinen Aeltern Alles in Allem; aber die Freude an dem geſunden muntern Knaben wurde bald getrübt. Denn ich war noch nicht drei Jahr alt, ſo äußerte mein Großvater den Wunſch, den Knaben zu ſich zu nehmen, und meine Aeltern konnten dieſen Wunſch um ſo weniger unerfüllt laſſen, da ihnen bereits ein zweiter Sohn geboren worden, und meinem Vater Alles an dem Wohlwollen ſeines Schwiegervaters gelegen war. So brachten mich denn meine Aeltern in das großälterliche Haus nach Zavelſtein, und man kann ſich vorſtellen, mit welcher Freude die Großältern ihren erſten Enkel aufgenommen. Vorläufig war ausgemacht, daß ich bis in mein ſiebentes Jahr bei ihnen bleiben ſollte, und da meine Aeltern überzeugt waren, daß die Großältern für die Erziehung ihres Enkels Alles thun würden, fiel es ihnen um ſo weniger ſchwer, ihn zurück zu laſſen, da ſich ihre Liebe bereits zwiſchen zwei Kindern theilte, und bald ein drittes zu hoffen war. Man ſagt, daß die Großältern die Enkel eher verzärteln, als die Aeltern die Kinder; allein dieß war nicht der Fall mit mir. So lieb ich auch den Großältern war, ſo thaten ſie doch nichts, was irgend einen phyſiſchen oder moraliſchen nachtheiligen Einfluß auf mich hätte haben können. Sie erkannten, daß bei einem Kind von drei Jahren es vorzüglich darauf ankomme, für ſeine Geſundheit zu ſorgen, und ſeinen Thätigkeitstrieb auf eine ſeinem Alter angemeſſene Art zu befriedigen. Das Erſte ſuchten ſie zu bewerkſtelligen, indem ſie mich ſtreng an eine geſunde einfache Koſt hielten, mir jede Art von Näſchereien verſagten, mich leicht und reinlich kleiden, kühl ſchlafen, und auch bei minder guter Witterung täglich Bewegung im Freien machen ließen; das Andere, indem ſie mehrere gutmüthige und wohlgezogene Kinder meines Alters zu meinen Geſellſchaftern machten,

welche zu Hauſe mit mir ſpielen, und im Freien ſich mit mir herumtummeln ſollten. Der größte Theil dieſer Geſellſchafter waren natürlicherweiſe Knaben, doch waren auch Mädchen nicht ausgeſchloſſen, und unter den letztern war vorzüglich eines, einige Jahre älter als ich, das ſich wegen ſeiner Liebenswürdigkeit beſonders bei der Großmutter zu inſinuiren gewußt hatte. So lieb mir auch die Knaben waren, ſo war mir dieſes Mädchen doch noch viel lieber. Es ſchien mir immer etwas zu fehlen, wenn es nicht da war. Noch jetzt ſteht mir ſein Bild lebendig vor den Augen, und wenn Liebe ſchon in einem ſo zarten Alter möglich wäre, ſo würde ich ſagen, daß ich wirklich ſo Etwas für dieſes Mädchen empfunden habe.

Indeſſen war mein Umgang keineswegs blos auf Kinder beſchränkt; ich kam auch auf mancherlei Art mit ältern Perſonen in Berührung. Die Verwandtſchaft meiner Großältern war groß. Außer zwei Töchtern, welche noch unverheurathet waren, und zwei Söhnen, von welchen der ältere als herzoglicher Leibjäger, und der jüngere als Feldjäger angeſtellt war, hatte meine Großmutter auch noch drei in Zavelſtein und in Teinach verheurathete Schweſtern. Unter den Tanten war mir die jüngere Schweſter meiner Mutter am liebſten; ſie war meine eigentliche Pflegerin in dem großälterlichen Hauſe, und da ich auch in der Folge in näherer Berührung mit ihr blieb, ſo war es vorzüglich ſie, welche die Erinnerung an mein Kindesalter immer lebendig in mir erhielt.

Auch in dem Umgang mit den Großtanten befand ich mich wohl. Ich beſuchte dieſelben öfters, beſonders gerne auch die, welche an einen Wundarzt in Teinach verheurathet war. — Der Wundarzt hatte Kränklichkeits halber ſeine Profeſſion aufgegeben, lebte als Privatmann in Teinach, und weil er ein großer Kinderfreund und ich ein munterer zuthätiger Knabe war, ſo gewann er mich bald ſo lieb, wie ein eigenes Kind. Unter der Menge von Gegenſtänden, welche ich bei ihm ſah, intereſſirte mich beſonders eine Sammlung ausgeſtopfter Vögel, und eine Schmetterling- und Käferſammlung, welche er mir abwechſelungsweiſe vorzeigte; auch beſaß er ein ziemlich reiches Herbarium vivum, welches mich aber weniger intereſſirte, weil mir die friſchen lebendigen Pflanzen viel ſchöner vorkamen, als die getrockneten todten. Aber er hatte noch eine andere Sammlung, welche mich nicht weniger, ja noch mehr intereſſirte, als die vorhin genannten, eine Sammlung von Tabakspfeifen. Dieſe zeigte er mir

zwar nicht vor, aber ich betrachtete ſie immer mit dem größten Vergnügen, weil mir die verſchiedenen Formen der Köpfe gar wohl gefielen, und die mancherlei gar ſchön gearbeiteten Pfeifenrohre als Dinge vorkamen, mit denen ſich auf mannigfaltige Art ſpielen ließe. Indeſſen ließ ich von dieſem Wohlgefallen nichts merken, aber um ſo mehr erregte beſonders der Anblick der Pfeifenrohre die Begierde nach dem Beſitze des einen oder des andern in mir. Dieſe Begierde vermehrte ſich, je öfter ich ſie anſah, und ſo geſchah es, daß ich, als ich mich einmal in dem Zimmer allein befand, ein Pfeifenrohr, welches mir beſonders wohl gefiel, wegnahm und zu mir ſteckte. Da der Pfeifenrohre mehrere waren, ſo vermißte der Beſitzer das entwendete nicht; aber um ſo mehr ängſtete mich deſſen Entwendung. Ich fühlte, daß ich etwas unrechtes gethan hatte, ich konnte wegen dieſes ängſtigenden Gefühls die ganze Nacht nicht ſchlafen, und mein einziger Gedanke war, wie ich das Pfeifenrohr eben ſo heimlich, wie ich es genommen hatte, wieder an ſeinen Platz bringen könne. Es gelang mir am folgenden Tag, wo bei meinem Eintritt in das Zimmer glücklicherweiſe Niemand zugegen war. Das Pfeifenrohr ward wieder an ſeinen Ort gelegt, und eine Laſt war mir vom Herzen, von welcher das Nachgefühl auch jetzt noch nicht in mir verſchwunden iſt. Da Kinder von meinem damaligen Alter noch keinen klaren Begriff von Eigenthum haben, ſo ſind ſolche kleine Diebſtähle allerdings zu entſchuldigen, und es iſt genug, um in der Folge dergleichen zu verhüten, ſie davor, als vor einem ſehr großen Unrecht, zu warnen. Aber es iſt ein großes Glück, wenn das Gefühl dieſes Unrechts bei der erſten Gelegenheit in ihnen ſelbſt erwacht, wie bei mir. Dieſem Umſtand glaube ich es vorzüglich danken zu müſſen, daß mir das Eigenthum Anderer mein ganzes Leben hindurch ſtets heilig geblieben, und auch die größten Beſitzthümer und Vorzüge Anderer nie ein Gefühl von Neid und Mißgunſt in mir erregt haben.

Aber ſo großes Vergnügen mir auch der Umgang mit allen dieſen Anverwandten machte, ſo war ich doch immer am liebſten in der Geſellſchaft meines Großvaters, und nichts freute mich mehr, als wenn er mich mit ſich in den Wald nahm. Dieß that er ſchon, ehe ich vier Jahre alt war, wo ich ihn, wenn es nicht zu weit ging, gewöhnlich begleiten durfte. Anfangs war ſeine Abſicht dabei bloß, mich an die freie Luft zu gewöhnen, und daher nahm er mich auch oft bei rauherer Witterung mit, denn er glaubte, daß den Körper

nichts ſo ſehr ſtärke, als der Genuß der freien Luft und die Bewegung in derſelben. Weiterhin aber verband er damit noch einen andern Zweck, er wollte, daß ich auch die mancherlei Bäume im Wald, die mancherlei Pflanzen, die darin wachſen, die mancherlei Thiere, die darin leben, kennen lernen ſollte. So richtete er meine Aufmerkſeit auf Alles, was ich ſah, und ſo endlos auch meine Fragen waren, ſo beantwortete er ſie doch alle, wie er es meinem Alter für angemeſſen hielt, auf das freundlichſte. Daſſelbe geſchah auch, wenn er mich mit ſich auf ſeine Aecker und Wieſen, und in ſeine Gärten nahm, und ſo lernte ich denn eine Menge von Pflanzen und Thieren kennen, ohne zu wiſſen, wie ich dazu kam. Am meiſten intereſſirten mich jedoch die Vögel, weil ſie aber, wenn ich ſie näher betrachten wollte, immer davon flogen, ſo ſchoß der Großvater mir manchmal einen von einem Baum herunter, den ich, als ob er noch lebte, ſorgfältig nach Hauſe trug, und mit Frohlocken der Großmutter zeigte. Auch hielt der Großvater, um dieſem Intereſſe zu genügen, ſtets einige Vögel, als Zeiſige, Lerchen, Stieglitze u. ſ. w., deren Fütterung mir übertragen war, in niedlichen Käfigen, und dieſe kindliche Liebhaberei iſt ohne Zweifel die Urſache, warum mir unter allen Gattungen von Thieren die Vögel bis jetzt die liebſten geblieben ſind.

Nächſt dieſen Anverwandten lernte ich auch bald mehrere fremde Menſchen kennen, denn es iſt leicht zu erachten, daß es einem ſo braven, verſtändigen und tüchtigen Mann, wie mein Großvater war, weder in der Nähe noch in der Ferne an Freunden fehlen konnte. So hatte er ſich die meiſten Badegäſte, welche im Sommer Teinach beſuchten, zu Gönnern gemacht, beſonders aber die Jagdfreunde, welche er gewöhnlich auf der Jagd begleiten mußte, und zu welchen mehrere der bedeutendſten Männer im Lande gehörten. Aber auf einem eigentlich freundſchaftlichen Fuß ſtand er mit Männern ſeines gleichen, ſowohl in der nahe gelegenen Stadt Calw, als auf den Dörfern in der Umgegend. Bei den Beſuchen, die er ihnen machte, durfte ich ihn öfters begleiten, und noch öfter ſah ich ſie in dem großälterlichen Hauſe bei ihren Gegenbeſuchen. Von dieſen Freunden erinnere ich mich noch beſonders ihrer drei, des Revierförſters von Naislach, des Büchſenmachers von Berneck, und des Schloßverwalters in Teinach.

Der Revierförſter von Naislach war ein kleiner, hagerer Mann, von breiter Stirn, ungewöhnlich großen, über der Naſe zuſammen=

geſloſſenen Augenbrauen, einer langen ſchmalen Naſe, eingefallenen Wangen, hervorſtehendem Unterkiefer, ſchwarzen Haaren, und ſchwarzen lebhaften Augen. Dabei hatte er ein kurzes Bein, und hüpfte mehr als er ging. So oft er meinen Großvater beſuchte, ſprach er ſich unzufrieden über die obern Forſtbehörden aus, behauptete, daß ſie nichts verſtänden, und in ihrem Dünkel die Revierförſter, welche doch bei dem Forſtweſen die Hauptperſonen ſeien, über die Achſel anzuſehen pflegen. Der Großvater, welcher hierin viel billiger dachte, kam deshalb oft mit ihm in Streit, und um dem Streit ein Ende zu machen, brachte er ihn gewöhnlich dadurch zur Ruhe, daß er ihn, ohne ihn zu unterbrechen, fortreden ließ, und wenn er ruhiger geworden, in dem ihm eigenen Ton und mit freundlicher Miene ſagte: „Laſ„ſen wir es damit gut ſein, Bruder, die Obern ſind einmal ſo, wie „ſie ſind, wir werden ſie nicht anders machen, ſeien und bleiben wir „nur tüchtige Förſter und gute Freunde, ſo darf uns alles andere nicht „kümmern."

Der Büchſenmacher von Berneck war in ſeiner Art noch ein eigenerer Mann, als der Förſter von Naislach. Weil er für meinen Großvater arbeitete, ſo kam er öfter nach Zavelſtein. Er war ein Mann ſchon ziemlich bei Jahren, ſehr geſchickt in ſeiner Profeſſion, und auch in der Ferne als ein vorzüglicher Büchſenmacher bekannt. Dieſe Celebrität hatte er vorzüglich meinem Großvater zu danken, der ihn überall, beſonders den vornehmen Badegäſten und Jagdliebhabern, empfohlen hatte. Indeſſen war Dankbarkeit nicht ſeine Sache. Er hielt alles Lob, was ihm zu Theil wurde, für Schuldigkeit und verbarg dieſes auch nicht vor meinem Großvater. So oft er auf Beſuch zu ihm kam, ſo mochte der Gegenſtand der Unterhaltung ſein, welcher er wollte, der Büchſenmacher wußte das Geſpräch immer auf ſeine Kunſt zu lenken, ſetzte den Werth derſelben umſtändlich auseinander, und endigte immer mit ſeinem Selbſtlob. Er war ebenfalls ein kleiner hagerer Mann, von ſchwarzen Haaren, ſchwarzen Augen, finſterem Blick, minder beweglich als der Förſter von Naislach mit ſeinem kurzen Bein. Beim Sprechen, Gehen, kurz bei allen ſeinen Bewegungen war er langſam, ſteif und gravitätiſch, und ſelbſt wenn er in einen leidenſchaftlichen Zuſtand gerieth, zeigte ſich dieſer ſelten anders, als daß ſein Blick lebhafter und ſeine Geſichtsfarbe röther wurde. Beſonders gerieth er in einen ſolchen leidenſchaftlichen Zuſtand, wenn er mit dem Förſter von Naislach zuſammenkam. Denn

ſie hatten einander kaum begrüßt, ſo ging der Streit ſogleich an. Auch dem Naislacher arbeitete zwar der Büchſenmacher, und auch er war mit ſeiner Arbeit wohl zufrieden, aber das Selbſtloben des Büchſenmachers konnte er nicht leiden. Er ließ ihm zwar Gerechtigkeit widerfahren, aber nie lobte er ſeine Gewehre, ohne ihm zugleich zu verſtehen zu geben, daß es doch noch weit geſchicktere Büchſenmacher gebe, als er, und führte zum Beweis die franzöſiſchen an, auf welche der Bernecker, wie auf die Franzoſen überhaupt, nicht das mindeſte hielt. Was ſie aber noch mehr an einander brachte, waren ihre politiſchen Meinungen. Der Förſter war ein enthuſiaſtiſcher Verehrer des Königs von Preußen, deſſen Lob damals das Tagesgeſpräch war, der Büchſenmacher dagegen war Oeſterreichiſch geſinnt, und die Veranlaſſung zum Streit gab gewöhnlich, wenn der Förſter auf die Thaten der Franzoſen in dem ſiebenjährigen Krieg zu ſprechen kam. „Ich „habe ſelbſt nichts auf die Franzoſen,“ ſagte der Büchſenmacher, „aber ſie ſind doch jederzeit gute Soldaten geweſen; hätten ſie ſich „als Alliirte von Oeſterreich beſſer gehalten, ſo wäre der König von „Preußen nicht ſo gut weggekommen, er wäre ein ganz kleines Fürſt„lein geworden, und Jedermann hätte geſagt, es ſei ihm recht geſche„hen, ſo wie man jetzt von nichts reden hört, als von dem großen „König von Preußen, als ob nie ein ſo großer König und Herr in „der Welt geweſen wäre.“ Auch mein Großvater war gut preußiſch, aber ließ auch Oeſterreich nichts zu Leide geſchehen. Er machte daher immer den Vermittler zwiſchen den Streitenden, und ſo ſchieden ſie jederzeit als gute Freunde von einander. Da ich bei dieſen Streitereien meiſtens zugegen war, aber nichts von dem Gegenſtand derſelben verſtand, ſo merkte ich mir bloß, was der Förſter zum Lob des Königs von Preußen geſprochen hatte, und da ich ihn immer den großen König nennen hörte, ſo verlangte ich von dem Großvater zu wiſſen, wie groß denn der König von Preußen ſei, und war höchſt verwundert über die Antwort, daß er ein ganz kleiner Mann ſei, weil ich mir vorſtellte, er müſſe wenigſtens noch einmal ſo groß ſein, als der Kammertürke des Herzogs, welchen ich in Teinach geſehen hatte. Der Großvater lachte herzlich über meine kindiſche Einfalt, und ſo oft er in der Folge von den Streitereien des Förſters und des Büchſenmachers ſprach, erinnerte er ſich auch jedesmal meiner kindiſchen Frage.

Ich komme nun auf den dritten Mann, den ich noch öfter, als

die beiden vorgenannten, in dem großälterlichen Hauſe ſah, auf den Schloßverwalter in Teinach. Er hieß Klein, und ſeine Figur entſprach auch ganz ſeinem Namen. Unter den Freunden des Großvaters war er der kleinſte, aber niedlich gebaut, blond von Haaren, die Augen blau, die Naſe mehr ſtumpf, als gebogen, die Geſichtsfarbe ungewöhnlich roth. Er war ſchon ziemlich bejahrt, als ich ihn kennen lernte, doch war er noch lebhaft, geſprächig, und ſtets von heiterem Humor. Da Teinach von Zavelſtein nur eine halbe Stunde entfernt iſt, ſo beſuchte er meinen Großvater öfter, als die meiſten andern Freunde, und ſeine Beſuche waren ihm um ſo angenehmer, da er mancherlei Anekdoten von den Badegäſten zu erzählen wußte, mit welchen er in eine ungleich nähere Berührung kam, als mein Großvater. Dieſen intereſſirte vorzüglich, was er von den vornehmen Badegäſten, die er auf der Jagd begleitete, erzählte, und er war doppelt erfreut, von ihm zu vernehmen, daß dieſer oder jener gut von ihm geſprochen, weil er, wie ſo viele vom Bürgerſtande, ſich etwas darauf einbildete, bei den Vornehmen etwas zu gelten. Ein Schneider von Profeſſion war der Schloßverwalter anfangs bloß Schloßdiener, und ſein Geſchäft war, die ſchadhaften Tapeten, Seſſelüberzüge, Bett- und Fenſtervorhänge ꝛc. auszubeſſern. Aber bald wurde er auf Empfehlung des Intendanten, welcher gewöhnlich vor der Badezeit nach Teinach kam, Aufſeher und dann Verwalter des Schloſſes, und da er als ſolcher nicht nur mit allen den vornehmen Badegäſten, welche im Schloß wohnen durften, ſondern auch ſelbſt mit der fürſtlichen Familie, von welcher alle Sommer das eine oder das andere ihrer Glieder das Bad beſuchte, in nähere Berührung kam, ſo glaubte er, ſich auch dieſem Verhältniß gemäß betragen zu müſſen. Aber wie leicht zu erachten, ging er darin viel weiter, als einem Schloßverwalter geziemt. Er kleidete ſich wie ein Mann von Stand, ließ ſich alle Tage friſieren, ging meiſtens in Schuhen und Strümpfen; indem er aber auch zugleich die Haltung und die Manieren der vornehmen Stände nachzuahmen ſuchte, verfiel er in ein affectirtes, ſteifes, geziertes Weſen, welches ihn eben ſo lächerlich machte, als das Hochdeutſch und die franzöſiſchen Wörter, welche er ſeinem affectirten Hochdeutſch einmiſchte. So ſuchte er ſeinen frühern Stand auf alle Weiſe vergeſſen zu machen; nur in dem Umgang mit ſeinen vertrautern Freunden war er natürlicher, und bei meinem Großvater, von dem er wußte, daß er ein Todfeind ſolcher Ziereréien war, nahm er ſich beſonders in Acht.

Schon um deßwillen, noch viel mehr aber, weil er den Schloßverwalter, was er auch wirklich war, für einen braven Mann hielt, ſah er ihn gern bei ſich, auch machte er ihm, wenn er nach Teinach kam, meiſtens einen Gegenbeſuch, wobei ich ihn öfters begleiten durfte, weil der Schloßverwalter ein großer Kinderfreund war, mich beſonders lieb gewonnen hatte und mich mit allerlei Spaßmachereien auf das angenehmſte zu unterhalten wußte. Zuweilen beſuchte ich ihn auch ohne den Großvater, wenn ich die Tanten in Teinach beſuchte. Denn es war mir erlaubt, nun allein nach Teinach zu gehen, nur mußte ich immer den Fußweg nehmen, weil dieſer viel kürzer war und mir nichts Nachtheiliges auf demſelben zuſtoßen konnte. Nicht nur wurde ich von dem Schloßverwalter jederzeit auf das freundlichſte aufgenommen, ſondern er nahm mich auch öfters mit ſich, wenn er die Badegäſte in den Gaſthöfen beſuchte. So erinnere ich mich, daß, als ich ihn einſt in die Krone begleitete, uns auf der Treppe eine ſchöne junge Dame begegnete, die mich gar freundlich anſah. „Das iſt eine ſehr vornehme und reiche Dame," ſagte er, nachdem ſie vorübergegangen war, „die aber nicht bei Vernunft iſt." Ich verſtand nicht, was er damit ſagen wollte, denn ich hatte wohl ſchon ein Paar ſimpelhafte Menſchen, aber noch nie einen Wahnſinnigen geſehen. Am folgenden Tag, wo ihm die Dame wieder begegnete, fragte ſie ihn, wer der Knabe ſei, der ihn geſtern begleitet habe. Er antwortete, daß er der Sohn eines Officiers ſei, der bei ſeinem Großvater erzogen werde. Sie ſtutzte, und nachdem ſie ſich einige Augenblicke beſonnen hatte, rief ſie auf einmal aus: „Nein! das kann nicht ſein, das iſt mein Sohn, er iſt gefunden, und ich will und muß ihn haben." Die Dame war nämlich auch an einen Officier verheurathet, ſie hatte einen Sohn geboren, der jetzt von meinem Alter ſein würde, wenn er nicht geſtorben wäre. Der Verluſt des Kindes hatte ſie wahnſinnig gemacht, denn ſie konnte ſich ſchlechterdings nicht von dem Tode des Kindes überzeugen, und ihre fixe Idee war, es ſei nicht geſtorben, ſondern von einem Zauberer entführt worden, und die Zeit ſei nahe, wo er es werde wieder zurückgeben müſſen. Ohne Zweifel hat ſie mich für das entführte Kind angeſehen, und es iſt leicht zu erachten, daß der Schloßverwalter ſeit dieſem Vorgang mich nicht mehr bei ſeinen Beſuchen mit ſich genommen, und auch ſein eigenes Zuſammentreffen mit dieſer Dame ſorgfältig vermieden hat.

Unter dieſen Verhältniſſen hatte ich bereits das fünfte Jahr

zurückgelegt, und nun glaubte mein Großvater, daß es Zeit ſei, den Anfang im Leſen und Schreiben mit mir zu machen. Da er mich nicht in die öffentliche Schule ſchicken wollte, ſo ließ er mir von dem Schulmeiſter des Orts täglich, anfangs eine, dann zwei Privatſtunden geben. Die Stunden gab mir der Schulmeiſter in ſeiner Wohnung, und da er für einen Dorfſchulmeiſter eine ziemlich gute Methode hatte und mich zugleich ſehr liebreich behandelte, ſo kam ich bald vorwärts. Wem ich aber dieſes ſchnellere Vorwärtskommen vorzüglich mit zu danken hatte, war ſeine Tochter Erneſtine, eben das Mädchen, von deſſen Liebenswürdigkeit ſchon früher die Rede war. Denn wie dieſe Erneſtine früher meine liebe Geſpielin geweſen, ſo war ſie jetzt meine liebe Lehrerin geworden. Nach beendigter Lehrſtunde ließ ſie mich ſelten gleich nach Hauſe gehen, nicht um mit mir zu ſpielen, ſondern mich bald im Leſen, bald im Schreiben zu üben, im erſtern, indem ſie immer ein Buch bei der Hand hatte, aus welchem ich ihr vorleſen mußte, im letztern, indem ſie mich zu Schreibübungen nach Schriften von ihrer eigenen Hand, die wirklich recht ſchön waren, anhielt. So hatte ich es vorzüglich ihr zu danken, daß die von ihrem Vater für mich verfaßten Neujahrs- und Geburtstagswünſche, welche ich den Großältern beim Auswendigherſagen zugleich ſchriftlich übergab, ihnen ſo viel Freude machten.

Nachdem ich auf dieſe Art ziemlich fertig Leſen und Schreiben gelernt hatte, ſo ſollte nunmehr auch der erſte Unterricht im Lateiniſchen beginnen. Denn obſchon damals der Unterricht weder in den gelehrten Sprachen noch in andern wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden mit der Haſtigkeit betrieben wurde, wie er jetzt betrieben wird, ſo ſtimmte doch der Großvater mit meinem Vater überein, daß, da einerſeits bloß vom Lateinlernen die Rede war, und andererſeits bei einen Knaben, welcher ſchon in der Wiege zum geiſtlichen Stande beſtimmt war und bereits das ſechſte Jahr angetreten hatte, mit dem Unterricht im Lateiniſchen nicht gezögert werden dürfe. Von einem Dorfſchulmeiſter, der wohl das Lateiniſche leſen konnte, konnte natürlicherweiſe kein Unterricht in der lateiniſchen Sprache ertheilt werden, und eben ſo wenig konnte mich der Großvater in die lateiniſche Schule in der zwei Stunden von Zavelſtein entfernten Stadt Calw ſchicken, wenn er mich nicht daſelbſt in Koſt geben wollte, was ſchon darum nicht anging, weil er vernünftigerweiſe mich eher meinen Aeltern zurückgegeben hätte. Es blieb ihm daher, um mich bei ſich zu behalten, nichts

übrig, als ſich an den Pfarrer in Zavelſtein zu wenden, und er konnte von dieſem um ſo weniger eine abſchlägige Antwort befürchten, da ich unter den Kindern des Dorfs ihm das liebſte zu ſein ſchien. Ueberhaupt war der Pfarrer ein Kinderfreund, wie es wenige gibt, und da er ſelbſt kinderlos war und bei der beſtändigen Kränklichkeit ſeiner Frau ein eigenes Kind nicht zu hoffen hatte, ſo trug er die Liebe zu eigenen Kindern auf fremde Kinder über. So behandelte er mich denn ganz wie ſein eigenes Kind, nannte mich ſelten anders als ſeinen Sohn Fritz, auch war er und ſeine Frau mir faſt eben ſo lieb als der Großvater und die Großmutter. So oft ich zu ihm kam, wußte er mich auf das angenehmſte zu unterhalten, da er mit einer Menge von Spielſachen verſehen war, welche er mir abwechſelungsweiſe vorzeigte, und nachdem er mir bemerklich gemacht hatte, was alles damit zu machen ſei, zum eigenen Handthieren damit überließ. Hatte ich ausgeſpielt, ſo unterhielt er mich gewöhnlich damit, daß er mir ein in Reime gebrachtes chriſtliches Sprüchlein vorſagte und ſo oft wiederholte, bis ich es auswendig wußte, z. B.

Ich bin ein kleines Kind,
Und meine Kraft iſt ſchwach,
Ich möchte werden ein Chriſt,
Und weiß nicht, wie ich's mach'.

Oder:

Wer ein guter Chriſt will ſein,
Und dabei es weiter bringen,
Muß in ſeinem Kämmerlein
Fleißig beten, fleißig ſingen.

Daß ich mir auf das Auswendigwiſſen dieſer Reime, obſchon ich ihren Sinn unmöglich verſtehen konnte, ſehr viel einbildete, läßt ſich denken. Ich ſagte ſie her, wie ein abgerichteter Vogel die ihm angelehrten Wörter, und wollte immer mehrere lernen, weil ich ſah, daß es dem Pfarrer und den Großältern große Freude machte, wenn ich ſie ohne Anſtoß herſagte. So lernte ich beinahe alle Tage ein neues ſolches Sprüchlein; endlich verging mir doch die Luſt, und weit mehr ergetzte ich mich an den Erzählungen des Pfarres von ſeinen Jugendjahren, womit er mich gewöhnlich unterhielt, wenn er mich mit ſich in ſeinen Garten nahm. So erzählte er mir z. B. daß er einmal als ein kleiner Knabe ſich in einem nahe an der Stadt gelegenen Wäldchen verirrt habe, und weil man ihn nicht habe finden kön=

nen, ſeine Aeltern ihn haben austrommeln laſſen, daß er aber deſſenungeachtet erſt zufällig von einem Fremden, der ihm in dem Wäldchen begegnet, gefunden und nach Hauſe gebracht worden. So erzählte er mir ein andermal, wie er ſchon in ſeiner frühen Kindheit Luſt gehabt, ein Geiſtlicher zu werden, daß es aber ſeine Aeltern anfangs nicht hätten zugeben wollen, weil ſie zu arm ſeien, ihn ſtudieren zu laſſen, endlich aber doch ſeinem Willen nachgegeben, weil ſie ihn öfters, wenn er allein zu ſein glaubte, auf einem Stuhl, wie auf einer Kanzel, ſtehend hätten predigen hören und gar viel Vergnügen an ſeiner ſtarken Stimme, ſeiner guten Ausſprache und ſeinen Geſticulationen gehabt hätten. Dieſe Erzählung gefiel mir, weil ich auch ein Geiſtlicher werden wollte, beſonders wohl; auch ich ſtellte mich, wenn ich mich allein wußte, auf einen Stuhl und machte den Prediger, aber damit begnügte ich mich nicht. Ich wollte auch in der Kirche von der Kanzel herab predigen, und als ich einmal im Vorbeigehen die Kirchenthüre offen ſah, ſchlich ich mich hinein, beſtieg die Kanzel und mit lauter Stimme ſprach ich oder ſchrie vielmehr die chriſtlichen Reime herunter, welche der Pfarrer mich gelehrt hatte. Die Vorübergehenden, durch den Lärm aufmerkſam gemacht, erkannten beim Eintritt in die Kirche ſogleich den kleinen Prediger, riefen dann den zunächſt an der Kirche wohnenden Meßner herbei, der mich ſcheltend von der Kanzel herunter trieb, von der Kirche in das Pfarrhaus lief und dem Pfarrer den Vorgang pflichtmäßig anzeigte. Der Pfarrer verwieß mir zwar dieſe kecke Ungezogenheit, wie es ſich gebührte; aber es freute ihn doch, daß ſein Beiſpiel ſo mächtig auf mich gewirkt hatte, und, wie meine Großältern, und beſonders die Großmutter, glaubte auch er, in dieſem voreiligen Beſteigen der Kanzel eine günſtige Vorbedeutung meines Berufs zum geiſtlichen Stand zu erkennen.

So gut gegen mich geſinnt nahm der Pfarrer das Anſinnen meines Großvaters wegen des Unterrichts im Lateiniſchen nicht nur mit Wohlgefallen auf, ſondern er erklärte auch, daß er dieſen Unterricht mit um ſo mehr Vergnügen übernehme, da er ſelbſt kinderlos ſei und auf das Vergnügen, einen eigenen Sohn zu unterrichten, verzichten müſſe. Allein der verſprochene Unterricht hatte noch nicht angefangen, ſo wurde der Pfarrer zum Oberpfarrer, damals in Würtenberg Spezial genannt, in der fünf Stunden von Ludwigsburg entfernten Landſtadt Lauffen am Neckar befördert. Der Unterricht

wurde daher bis zur Ankunft des neuen Pfarrers in Zavelſtein ausgeſetzt, in der Hoffnung, daß dieſer eben ſo wenig abgeneigt ſein werde, denſelben zu übernehmen, als der abgegangene. Die Hoffnung blieb nicht unerfüllt. Der neue Pfarrer, dem ich gleich nach ſeiner Ankunft von meinem Großvater vorgeſtellt wurde, übernahm den Unterricht mit Vergnügen, und da er mich eben ſo liebreich behandelte als mein bisheriger Lehrer im Deutſchen, ſo machte ich bald erfreuliche Fortſchritte. Die lateiniſchen Buchſtaben hatte mich ſchon der Schulmeiſter kennen gelehrt; bei dem Pfarrer lernte ich zuerſt die lateiniſchen Wörter leſen, dann die Anfangsgründe der lateiniſchen Sprache ſelbſt, ſo daß ich bald Decliniren und Conjugiren, Subſtantivum und Adjectivum zuſammenſetzen, leichte Exempel vom Gebrauche der Zeitwörter machen konnte, während ich bei meinem guten Gedächtniß eine Menge Vocabeln auswendig gelernt hatte.

Indeſſen kam die Zeit, wo ich das großälterliche Haus verlaſſen ſollte, immer näher. Ich wurde im nächſten Frühjahr ſieben Jahre alt, und da ausgemacht war, daß ich nicht länger, als bis zu meinem ſiebenten Jahr bei meinen Großältern bleiben ſollte, ſo durfte meine Rückkehr in das älterliche Haus nicht länger verzögert werden. Es kam daher bloß auf die nähere Beſtimmung der Zeit an, wenn mich meine Aeltern von Zavelſtein abholen wollten, und ein Brief an den Großvater kündigte den Tag ihrer Ankunft an. Durch meinen langen Aufenthalt bei den Großältern waren mir die Aeltern, obſchon ſie mich gewöhnlich alle Jahre beſuchten, fremd geworden, und da mich ſchon der Gedanke, daß ſie mich bei ihrem bevorſtehenden Beſuch mit ſich nehmen werden, ängſtigte, ſo kann man ſich denken, welchen Schrecken mir ihre Ankunft in Zavelſtein verurſacht hat. Natürlich konnte dies meinen Aeltern nicht entgehen. Sie ſahen mit Betrübniß, daß meine kindliche Liebe auf die Großältern übergegangen, und da ſie wußten, daß auch die Großältern ſich ſchwer von ihrem Enkel trennen würden, ſo war ihnen wirklich auf den Augenblick dieſer Trennung bange. Da mein Vater nur auf acht Tage Urlaub hatte, ſo konnte auch die Abreiſe nach Ludwigsburg nicht länger verzögert werden. Aber es ging beſſer, als meine Aeltern erwartet hatten. Die Jugend iſt leichtſinnig, und neue Eindrücke verdrängen bald die alten. Meine Aeltern hatten durch ihr freundliches Benehmen gegen mich auch meine Zuneigung zu ihnen gewonnen, die Großältern thaten ſich Gewalt an, ihre Be-

trübniß über die Trennung von ihrem Enkel zu verbergen, die Vorſpiegelung, wie ſchön es in Ludwigsburg ſei, erregte die Neugierde des Knaben, das Verſprechen, daß ich die Großältern bald beſuchen dürfe, beruhigte mich über die nahe Trennung, und die Zuſage der Tante Chriſtiane, daß ſie mich nach Ludwigsburg begleiten und recht lange dort bleiben werde, machten mir den Abſchied von den Großältern leichter, und ſo reiſte ich denn an dem feſtgeſetzten Tag an einem ſchönen Morgen mit meinen Aeltern und der Tante von Zavelſtein ab.

Am Abend deſſelben Tages kamen wir in Ludwigsburg an. Mein Bruder, damals ein Knabe von nicht vollen ſechs Jahren, den ich nur ein einziges mal in Zavelſtein, wohin ihn meine Aeltern bei ihrem vorletzten Beſuch mitgenommen, und eine Schweſter von drei Jahren, die ich noch nie geſehen hatte, kamen uns freudig entgegen. Die Aeltern hatten mir ſo viel Gutes und Liebes von beiden geſagt, daß ich, zwar anfangs etwas befremdet, ihnen zutraulich nahete, und dadurch auch ſie an mich zog. Ich mußte bald zu Bette gehen, und ermüdet von der Reiſe ſchlief ich bald ein, und die ganze Nacht hindurch fort. Aber beim Erwachen, wo ich Alles um mich her anders ſah, als in Zavelſtein, ergriff mich eine Wehmuth, die ich zuvor nie empfunden hatte. Ich war ſtill, in mich gekehrt, und wie die Tante hereintrat, fing ich an bitterlich zu weinen. Natürlich konnte dieſe Gemüthsſtimmung meinen Aeltern nicht unerwartet ſein, daher ging mein Vater, um mich aufzuheitern, ſo bald ich angekleidet war, mit mir aus, und führte mich in der Stadt herum, in der Hoffnung, daß der Anblick ſo vieler zuvor nie geſehener Dinge mich in eine heiterere Stimmung verſetzen würde. Aber das Gefühl, nicht zu Hauſe zu ſein, überwältigte alle andere. Alles erſchien mir fremd, auch meine Aeltern nicht ausgenommen. Die Stadt war mir zu groß, die Straßen zu weit und zu lang, die Häuſer zu hoch, der Menſchen, die ich in den Straßen hin und hergehen ſah, zu viel, und es dauerte mehrere Wochen, bis ich mich an dieſe fremde Welt gewöhnt hatte. Indeſſen ließ mir der Vater nicht viel Zeit, dieſen Gefühlen nachzuhängen. Gleich wenige Tage nach meiner Ankunft wurde ich von ihm in die Schule geführt, und nach erſtandenem kurzen Examen in die unterſte Klaſſe der lateiniſchen Schule aufgenommen. Wie in den zwei höhern Klaſſen, war auch in dieſer nur ein einziger Lehrer angeſtellt, und es wurde nichts in derſelben gelehrt, als das Latei-

niſche, blos der Freitag war der deutſchen Sprache gewidmet, ſo wie der Sonntag dem Religionsunterricht in der Kirche, wo die Schüler Vormittags der Predigt, und Nachmittags der Katechiſation beiwohnen mußten. Im Sommer dauerte der Unterricht Vormittags von ſieben bis eilf, und Nachmittags von zwei bis fünf Uhr; im Winter ging der Vormittags-Unterricht eine Stunde ſpäter an, der Nachmittags-Unterricht endigte eine Stunde früher, und jedesmal wurde der Unterricht mit einem Gebet angefangen. Der Lehrer dieſer Klaſſe war zwar ein ernſter, etwas ſtrenger Mann, aber er behandelte ſeine Schüler freundlich, und die fleißigen beſuchten die Schule gern. Da die Schüler dieſer Klaſſe erſt Anfänger waren, und ich ſchon einen ziemlich guten Grund im Lateiniſchen gelegt hatte, ſo wurde ich ſogleich unter die erſtern eingereihet, unter denen ich auch meinen Platz fortan behauptete. Das Lernen machte mir Freude, weil der Präceptor (denn ſo hießen die Lehrer in der lateiniſchen Schule) mich ſtets freundlich behandelte, und ſich mit meinen Fortſchritten zufrieden bezeigte, und ſchon im folgenden Jahre war ich ſo weit, daß ich in die zweite Klaſſe verſetzt werden konnte. Auch in dieſer Klaſſe wurde außer der lateiniſchen Sprache nichts weiter gelehrt; allein wie in der erſten nur das Dekliniren und Konjugiren, die Syntax und das Vokabelnlernen getrieben wurde, ſo ging es in der zweiten an das Exponiren der in den eingeführten Schulbüchern enthaltenen Aufſätze, das Ueberſetzen aus dem Deutſchen in das Lateiniſche, die ſo genannten Exercitien ꝛc. Der Lehrer an dieſer Klaſſe war zwar ebenfalls ein tüchtiger Schulmann, und ließ ſich auch den Unterricht ſehr angelegen ſein; aber er gehörte zu den Frommen, und ſah weniger darauf, daß wir große Fortſchritte in der lateiniſchen Sprache machten, als daß wir fleißig in die Predigt gingen, nie die Katechiſation verſäumten, und, wie in der Schule, auch außerhalb derſelben uns ſtets ſo betrugen, wie es einer frommen chriſtlichen Jugend gezieme. Daher ließ er auch am Freitag, wo das Deutſche getrieben wurde, gewöhnlich chriſtliche Bücher leſen, und nicht ſelten hielt er mit uns, wie in der Kirche, förmliche Katechiſationen. Waren wir ihm dabei nicht aufmerkſam genug, und konnten wir die geiſtlichen Lieder, die er uns auswendig zu lernen aufgab, nicht fertig herſagen, ſo rügte er es hier zwar blos mit Worten, aber er merkte ſich die Unaufmerkſamen, und wenn einer beim lateiniſchen Unterricht ſich nicht aufmerkſam, fleißig und ſittſam betrug, ſo bekam er die Schläge, welche

er ihm dort zugedacht hatte, hier deſto gewiſſer. Daher liebten wir ihn, bei aller Achtung, die wir vor ihm hatten, weniger, als den Präceptor der erſten Klaſſe, und wir waren um ſo fleißiger in den lateiniſchen Lehrſtunden, je mehr wir wünſchten, ſo bald wie möglich, in die dritte Klaſſe befördert zu werden. Dieſe Beförderung geſchah nämlich jährlich einmal im Herbſt, und es kam darauf an, wie man in der von dem Obergeiſtlichen oder Spezial vorgenommenen Prüfung beſtanden, um ein Jahr früher in eine höhere Klaſſe befördert zu werden. Solchergeſtalt durfte ich auch in der zweiten nur ein Jahrlang bleiben, und kam nun in die dritte, wo zwar das Lateiniſche wiederum der Hauptgegenſtand des Unterrichts war, zugleich aber auch Griechiſch und Hebräiſch gelehrt wurde, jenes als Vorbereitung zu den gelehrten Studien überhaupt, dieſes als Vorbereitung zum Studium der Theologie insbeſondere. Der Lehrer an dieſer Klaſſe hatte den Titel Ober-Präceptor, und hieß Jahn. Er war ein Geiſtlicher, wie der Präceptor der zweiten Klaſſe, aber er predigte nie, wie dieſer oft that, weil er bei der Schule bleiben, und kein Pfarramt annehmen wollte. Seit ſeinen Univerſitätsjahren hatte er ſich dem Schulweſen gewidmet, und theils durch dieſe vieljährige Uebung, theils wegen ſeines ausgezeichneten Talents zum Schullehrer, hatte er ſich dazu ſo ausgebildet, daß er lange zuvor, ehe er nach Ludwigsburg berufen wurde, für einen der vorzüglichſten Männer in ſeinem Fach anerkannt war. Ich habe in meinem Leben viele Lehrer gehabt, aber ich kenne keinen, der in ſeinem Fach vorzüglicher geweſen wäre, als er in dem ſeinigen. Meiſter ſowohl im Griechiſchen und Hebräiſchen, als im Lateiniſchen, hatte er auch bei ſeinem Unterricht eine Methode, welche ganz dazu geeignet war, ſeine Schüler weiter zu bringen, ohne daß ſie gewahr wurden, wie es eigentlich damit zuging. Außer der hohen Würde, durch die er ihnen imponirte, und dem ruhigen Ernſte, mit dem er ſeinen Unterricht ertheilte, war es vorzüglich die Conſequenz, mit welcher er bei demſelben verfuhr. Er kannte jeden ſeiner Schüler, ſo viel auch ihrer waren, genau, und da er wußte, was er jedem zutrauen dürfe, wußte er auch jeden nach Maßgabe ſeiner Vorkenntniſſe zu fördern, ſo daß zuletzt auch der minder Fähige dem Fähigern nur wenig nachſtand. Zwar waren die Gegenſtände, worüber er Unterricht zu geben hatte, blos die oben genannten gelehrten Sprachen; aber bei der Erklärung der lateiniſchen und griechiſchen Schriften, welche er mit ſeinen Schülern las, brachte

er ihnen zugleich ſo viele geographiſche, hiſtoriſche, überhaupt ſo viele wiſſenſchaftliche Kenntniſſe bei, daß ſie viel vorbereiteter in die höhern Studienanſtalten aus ſeiner Schule übergingen, als aus allen andern lateiniſchen Schulen im Lande. Wie viele vortreffliche Männer ihm dieſe Vorbereitung zu ihren gelehrten Studien zu danken gehabt, iſt gewiß in Würtenberg noch nicht vergeſſen, und ich halte es um ſo mehr für Pflicht, ſeiner hier dankbar zu gedenken, da ich in den letzten Jahren ſeines Lebens ſein Hausarzt geweſen. Er ſtarb als ein hochbejahrter Mann an der Waſſerſucht nach ſchweren und langen Leiden, aber er litt und ſtarb mit derſelben Ruhe und Geduld, die er ſtets als Lehrer bewieſen hatte, und ich geſtehe, daß ich als Mann mit eben der Verehrung an ſein Krankenbett trat, als vormals als Knabe in ſeine Schule. Ich werde noch einmal Gelegenheit haben, von dieſem würdigen Schulmann zu ſprechen, und fahre nun in meiner Erzählung weiter fort.

Es iſt leicht zu erachten, daß es mir unter den Schülern, die mit mir zugleich die Schule beſuchten, keineswegs an Kameraden fehlen konnte, allein nur mit wenigen kam ich in ein eigentliches freundſchaftliches Verhältniß. Schon von meiner frühesten Jugend an gewöhnt, nur wenige Knaben meines Alters um mich zu ſehen, theils weil in dem Dorfe, wo ich meine Kinderjahre zubrachte, der Knaben meines Alters überhaupt nicht viele waren, theils weil meine Großältern mir nur mit den wohlgezogenſten umzugehen erlaubten, fühlte ich auch kein Bedürfniß weitläuftiger Bekanntſchaften. Aber noch mehr beſchränkte mich mein Vater in meinem Umgang, indem er einerſeits ſeine Kinder, und insbeſondere ſeine Söhne, von Jugend auf zu einem anſtändigen und würdigen Betragen gewöhnen wollte, und andererſeits, weil beide Söhne ſtudieren ſollten, ſtreng darauf ſah, daß keine Zeit zum Lernen verſäumt werde. Es ſollte etwas Ausgezeichnetes aus uns werden, damit nicht nur das vormalige Anſehen der Familie durch uns wiederhergeſtellt werde, ſondern auch daß wir durch uns ſelbſt, nicht durch Empfehlungen und Protektionen, zu Anſehen und Würden gelangen ſollten. Denn mein Vater konnte nicht vergeſſen, daß er der Abkömmling einer vornehmen adeligen Familie ſei, und wie er ſelbſt, als Officier, dieſes Ziel immer vor Augen hatte, ſo ſollte es durch ſeine Söhne wirklich erreicht werden. Daher ermahnte er uns ſtets zum Fleiß, nicht nur in, ſondern auch außerhalb der Schule, ſah mit Strenge darauf,

daß wir zu Hauſe die uns aufgegebenen Penſen auf das Pünktlichſte fertigten, und in den freien Stunden, auf Spaziergängen, und bei unſern körperlichen Uebungen, uns nur zu denjenigen Kameraden hielten, von denen er glaubte, daß ſie uns im Fleiß und in der Geſittung zum Muſter dienen könnten. Was jedoch meinem Vater bei der Durchſetzung dieſer Erziehungsmaximen vorzüglich zu ſtatten kam, war, daß der ehemalige Pfarrer in Zavelſtein, und nachmalige Spezial in Lauffen, zum Spezial in Ludwigsburg befördert worden war. Ich hatte an ihm wieder meinen alten Freund und Gönner gefunden. So oft es meine Zeit und ſeine Geſchäfte erlaubten, war ich bei ihm. Allein wie er mich in Zavelſtein mit Spielereien, gereimten geiſtlichen Sprüchlein und Erzählungen unterhalten hatte, unterhielt er mich jetzt auf eine ernſtlichere Weiſe, indem er mir nicht nur im Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen forthalf, ſondern auch keine Gelegenheit verſäumte, mich zu einem wohlgeſitteten Betragen zu ermahnen, wobei er gewöhnlich damit ſchloß, daß ich mich auf das ſorgfältigſte des Umgangs mit leichtſinnigen und ungezogenen Knaben, die er die böſen Buben nannte, enthalten ſolle. Solchergeſtalt wurden natürlicherweiſe meine Kameradſchaften immer beſchränkter, und ohne Zweifel wäre ich zuletzt ein finſterer Sonderling oder gar ein frommer Kopfhänger geworden, wenn nicht meine Beſuche in dem Spezialathauſe zeitig genug von meinem Vater beſchränkt worden wären. So beliebt der Spezial nicht nur als Pfarrer in Zavelſtein, ſondern auch als Spezial in Lauffen geweſen war, ſo wenig konnte er die Gunſt des Publikums in Ludwigsburg gewinnen. Schon als ein geborner Ludwigsburger, und der Sohn eines Bäckers, hatte er das Vorurtheil des Publikums gegen ſich; allein noch mehr ſchadete ihm bei demſelben ſein Beſtreben, durch affektirtes Geltendmachen ſeiner hohen geiſtlichen Würde ſeine niedere Geburt vergeſſen zu machen, vorzüglich aber ſeine Art zu predigen, indem die meiſten ſeiner Kanzelvorträge Strafpredigten waren, worin er Alles, was er für anſtößig und einem chriſtlichen Wandel unangemeſſen hielt, wie z. B. das Tanzen an Kirchweihen, das Erſcheinen auf Maskeraden, ja ſelbſt das Beſuchen des Theaters, auf eine eben ſo anzügliche als plumpe Art rügte. So verlor er die Gunſt des Publikums nicht nur überhaupt, ſondern er brachte auch viele einzelne Perſonen, welche die Anſpielungen in ſeinen Predigten auf ſich bezogen, gegen ſich auf, und zu dieſen gehörte beſonders der als Dichter und Muſikus rühm=

lich bekannte, und in der Folge wegen ſeiner Gefangenſchaft auf der Feſtung Hohen-Aſchberg noch berühmter gewordene Schubart. Dieſer war damals Organiſt an der Stadtkirche zu Ludwigsburg, und weil er die Orgel gut ſpielte, ſo ſpielte er auch nach dem Gottesdienſte öfters noch fort, aber gewöhnlich keine geiſtliche, ſondern ſo genannte weltliche Lieder. Dieß verdroß nun den Spezial gewaltig, und er war darüber um ſo aufgebrachter, da er argwohnte, viele ſeiner Zuhörer gingen blos dieſes Orgelſpiels wegen in die Kirche. Daher verbot er dem Organiſten dieſes Orgelſpiel nach der Kirche nicht nur von Amtswegen, ſondern er ließ auch ſeinen Groll gegen ihn auf manche andere Art aus. Aber Schubart, der die Stimme des Publikums für ſich hatte, kehrte ſich nicht an das Verbot. Er ſpielte nicht nur ſeine weltlichen Lieder nach der Kirche fort, ſondern verſäumte auch als beliebter Kaſualdichter keine Gelegenheit, wo er dem Spezial durch witzige Anſpielungen auf ihn etwas anhängen konnte. Dieſe Anſpielungen waren beſonders den Offieieren willkommen, welche dem Spezial überhaupt nicht hold waren, und da er in den äſthetiſchen Vorleſungen, welche er ihnen hielt, es ſelten an ſolchen Anſpielungen fehlen ließ, ſo bekam er dieſe ganz auf ſeine Seite, ſo daß er ſich auf ihren Schutz gegen den Spezial in jedem Fall ſicher verlaſſen konnte. Nun war unter den Offieieren, welche ſeinen Vorleſungen beiwohnten, auch mein Vater, und es konnte nicht fehlen, ſeine Achtung für den Spezial mußte ſich in eben dem Maße vermindern, als ihn Schubart nicht nur als einen eiteln abgeſchmackten Pedanten, ſondern auch als einen bloſen Scheinheiligen herunterſetzte. Die Folge davon war, daß mein Vater Anſtand nahm, mich das Spezialathaus fernerhin beſuchen zu laſſen; um jedoch den Mann, deſſen Wohlwollen ſein Sohn in ſo hohem Grade genoß, und gegen den er ſich ſelbſt nicht als undankbar bezeigen wollte, nicht zu beleidigen, beſchloß er, meine Beſuche bei ihm unter dem allerdings nicht ungegründeten Vorwand, daß ich jetzt mehr zu Hauſe zu lernen hätte, allmählig zu beſchränken. Auch nahm er ſich, weil es ihm ſchien, als habe das viele Beiſammenſein mit dem Spezial ſchon wirklich nachtheilig auf mich gewirkt, und ich in Gefahr ſei, ein frommer Sonderling und Kopfhänger zu werden, vor, von der Strenge ſeiner Erziehungs-Maximen überhaupt etwas nachzulaſſen. Er nahm mich daher zuweilen mit ſich in das Theater, zu Seiltänzern, auf die venetianiſche Meſſe, welche zur Karnevalszeit in Ludwigsburg

gehalten wurde, und auf welcher man nur maskirt, auch Kinder nicht ausgenommen, erſcheinen durfte. Zugleich geſtattete er mir auch mehr Freiheit in dem Umgang mit meinen Schulkameraden, was mir um ſo erfreulicher war, je mehr ich deſſelben früher hatte entbehren müſſen. Ich benutzte daher auch dieſe Freiheit nach Herzensluſt, und es iſt kein Zweifel, daß mich die lange Entbehrung zum Uebermaß würde verleitet haben, wenn nicht, wie bei meiner erſten Dieberei in Zavelſtein, auch jetzt mein guter Genius über mich gewacht, und einen Zufall herbeigeführt hätte, der mich bei Verübung muthwilliger Streiche vorſichtig machte. So war z. B. eine Hauptfreude meiner Kameraden das ſo genannte Klöpfeln um Weihnachten, wo man, wenn es Abend geworden, den Leuten unverſehens eine Handvoll Erbſen an die Fenſter warf. Auch ich machte einmal dieſen Spaß mit, aber in dem Augenblick, da ich meine Erbſen an die Fenſter warf, hörte ich Jemand die Treppe herunterkommen, und aus Furcht, erwiſcht zu werden, flüchtete ich mich in das nächſtgelegene Haus, deſſen Thüre eben offen ſtand. Allein unglücklicherweiſe ſtand Jemand hinter der Thüre auf der Lauer, und ich wurde ſo unbarmherzig am Arm gepackt, und ſo weidlich durchgeprügelt, daß mir die Luſt zum Klöpfeln, und überhaupt zu dergleichen muthwilligen Streichen, auf immer vergangen iſt.

Nun hatte ich bereits das zehnte Jahr zurückgelegt, und die Zeit, wo ich die lateiniſche Schule verlaſſen ſollte, kam immer näher. Als künftiger Studioſus der Theologie mußte ich aus der lateiniſchen Schule in eine der damaligen zwei niedern Kloſterſchulen, und nach zwei Jahren in eine der höhern, und von da aus auf die Univerſität übergehen. Ehe die Studioſen der Theologie in die Kloſterſchule aufgenommen wurden, mußten ſie ſich drei Jahre nach einander einer Prüfung bei dem ſo genannten Landesexamen in Stuttgart unterwerfen, und nur wenn ſie in allen dreien gut beſtanden waren, wurden ſie in die Kloſterſchule aufgenommen, im entgegengeſetzten Fall als zum Studium der Theologie untauglich abgewieſen. Schon hatte ich dieſes Examen einmal erſtanden, und ſollte nun im nächſten Jahr das zweite erſtehen, als ein ganz unerwartetes Ereigniß mich nicht nur von dem Beſuch des Landesexamens abhielt, ſondern mich auch beſtimmte, das Studium der Theologie ſelbſt aufzugeben.

Im Jahr 1770 hatte nämlich der damals regierende Herzog Karl auf der Solitüde, ſeinem zwei Stunden von Stuttgart ent-

legenen Sommer-Aufenthaltsort, unter dem Namen: **Militäriſche Pflanzſchule**, eine Erziehungsanſtalt für Söhne armer Aeltern, hauptſächlich aber Soldatenſöhne, errichtet, welche für die Kunſt, beſonders für die Garten- und Bildhauerkunſt, erzogen werden ſollten. Anfangs entſprach die Anſtalt ganz ihrem Namen; es wurden blos Söhne armer Aeltern und Soldatenſöhne aufgenommen. Aber bald erweiterte ſich, wie es bei allen von dieſem Fürſten errichteten Anſtalten der Fall war, auch der Plan dieſer Anſtalt. Es ſollten auch Söhne aus höhern Ständen, und beſonders Officiersſöhne aufgenommen, und die militäriſche Pflanzſchule eine allgemeinere und höhere Erziehungsanſtalt werden, welche auch Studierenden zu einer Vorbereitungs-Schule dienen könnte. Es wurden daher nicht, wie anfangs, blos Lehrer in der deutſchen Sprache, Rechnen, Zeichnen u. ſ. w., ſondern auch Profeſſoren angeſtellt, welche Unterricht in der Geographie, Geſchichte u. ſ. w. geben ſollten, und der erſte, der als Profeſſor an die Schule berufen wurde, war der Ober-Präceptor **Jahn** in Ludwigsburg, eben der, von welchem ich oben, als einem der vorzüglichſten Lehrer, geſprochen habe. Der Ruf war für ihn ſehr ehrenvoll, er hatte ihn bereits angenommen, und ſich ungeſäumt an den Ort ſeiner neuen Beſtimmung begeben. Aber nun fehlte es noch an den Schülern, und weil der Herzog es zunächſt auf die Söhne ſeiner Officiere abgeſehen hatte, ſo ließ er dieſe insgeſammt, vorzüglich aber diejenigen, welche mehrere Söhne hatten, auffordern, ſie der neuen Erziehungsanſtalt zu übergeben. Begreiflich ſetzte dieſe Aufforderung die meiſten Officiere in eine nicht geringe Verlegenheit; aber nur wenige wagten, die Aufforderung abzulehnen, der größere Theil, und zumal diejenigen, die mehrere Söhne hatten, fürchteten die Ungnade des Herzogs, und entſchloſſen ſich, der Aufforderung zu entſprechen. Unter den letztern war auch mein Vater, und, bei allem ſeinen Widerwillen gegen die Anſtalt, meldete er ſich doch, um nicht, wie bereits andere Officiere, in Ungnade zu fallen, um die Aufnahme ſeines jüngern Sohnes, meines Bruders, in dieſelbe. Die Bewilligung der Aufnahme folgte wenige Tage nach der Meldung, die Vorkehrungen zur Abreiſe waren getroffen, an dem beſtimmten Tage ging die Reiſe vor ſich, und ich durfte meinen Bruder auf die Solitüde begleiten.

Sogleich nach ſeiner Ankunft ließ ſich mein Vater bei dem Herzog melden, der Herzog beſtimmte die Stunde und den Ort, wo ihm

der Knabe vorgeſtellt werden ſollte, und kaum hatte ſich mein Vater mit ſeinem Sohn an dem bezeichneten Ort eingefunden, ſo kam auch der Herzog in der zum Schloſſe führenden Allee heraufgeritten, begrüßte, wie er näher gekommen, meinen Vater freundlich, betrachtete meinen Bruder mit Wohlgefallen, und fragte meinen Vater, ob der Knabe ſein einziger Sohn ſei. Mein Vater antwortete, daß er noch einen ältern Sohn habe, und auf die Frage, warum er nicht auch dieſen in die Anſtalt gebe, erwiederte er, daß derſelbe zum geiſtlichen Stande beſtimmt ſei. „Das iſt ein anderes“, ſagte der Herzog, „aber da er älter iſt, als ſein Bruder“, fuhr er gegen den nebenſtehenden Profeſſor Jahn fort, „ſo wird er auch in ſeinen Kenntniſſen weiter ſein, als der jüngere?“ Jahn bejahte dies, und der Herzog ritt weiter. Nach Tiſche kam der Vorſteher der Anſtalt, Hauptmann Seeger, zu uns ins Wirthshaus, und ſagte meinem Vater, der Herzog habe erfahren, daß er auch ſeinen ältern Sohn bei ſich habe, und geäußert, daß er ihn ſehen wolle. Dieſer Aeußerung zufolge fand ſich mein Vater zur beſtimmten Stunde an demſelben Platz mit mir ein, wo er den Herzog am Vormittag geſprochen hatte. Der Herzog kam wieder in derſelben Allee heraufgeritten, und nachdem er meinen Vater, wie am Morgen, freundlich gegrüßt, und mich ſcharf angeſehen hatte, ſagte er: „Das iſt alſo Sein älterer Sohn, „Herr Hauptmann, den Er heute Vormittag vor mir verheimlicht „hat? Er hat unrecht gethan, denn da Er mir ihn nicht geben will, „ſo hätte Er ihn mich wenigſtens ſehen laſſen ſollen.“ *) Hierauf ſah er mich abermals ſcharf an, und fragte mich dann, wie es mir auf der Solitüde gefalle? Und auf die Antwort, es gefalle mir ſehr wohl, fragte er weiter, ob ich nicht auch in die Pflanzſchule aufgenommen zu werden Luſt hätte? Ich antwortete: „O ja, wenn ich nicht ein Geiſtlicher werden ſollte.“ „Hat Er es gehört, Herr Hauptmann?“ ſagte der Herzog, ſich gegen meinen Vater wendend, „der Knabe hat deutlich erklärt, was er wünſcht, und er bleibt bei ſeinem Bruder, nicht wahr?“ Der Herzog bemerkte die Verlegenheit meines Vaters, und, ohne eine Antwort abzuwarten, ritt er weiter. Wir begaben uns zurück in das Wirthshaus; aber es war noch keine halbe Stunde vorbei, ſo kam der Profeſſor Jahn, der meinem Vater

*) Außer Generalen und Geheimenräthen nannte der Herzog Jedermann Er.

aus Auftrag des Herzogs ſagte, daß es dieſer ſehr gerne ſehen würde, wenn er auch ſeinen ältern Sohn in die Pflanzſchule gäbe. Mein Vater wußte nicht, was er antworten ſollte; aber Jahn ſetzte ihm die Gründe für und wider ſo auseinander, daß er endlich nachgab, jedoch unter der Bedingung, daß ihm der Herzog erlauben möchte, mich noch auf einige Tage mit ſich zurück zu nehmen, weil zu meinem Eintritt in die Anſtalt gar nichts vorbereitet ſei. Allein der Herzog geſtattete dieſen Aufſchub nicht. Es bedürfe keiner Vorbereitung, ließ ihm der Herzog ſagen, was die Zöglinge nöthig haben, beſorge der Herzog, und ſo mußte nun mein Vater allein nach Ludwigsburg zurückkehren.

Den Schrecken meiner Mutter, wie ſie meinen Vater allein aus dem Wagen ſteigen ſah, kann man ſich denken. „Wo iſt denn Fritz?“ rief ſie aus, „hat uns der Herzog auch ihn weggenommen, oder wo „haſt du ihn ſonſt gelaſſen, daß er nicht mitkommt?“ „Das ſollſt „du Alles erfahren, liebe Frau,“ entgegnete ihr der Vater, „nur „habe einen Augenblick Geduld, und beruhige dich.“ Mein Vater erzählte ihr nun Alles umſtändlich, was vorgegangen, wie er dem Verlangen des Herzogs nicht habe widerſtehen können, wie er ſich deſſen Ungnade durch ſeine Weigerung im höchſten Grade würde zugezogen haben, und wie ihm daher keine andere Wahl übrig geblieben, als dem Verlangen des Herzogs nachzugeben. Meine Mutter ſchien durch dieſe Gründe etwas beruhigt. „Aber“, fing ſie wieder an, „was wird der Großvater, was die Großmutter ſagen, wenn ſie hören, „daß Fritz nun kein Geiſtlicher werden ſoll?“ — „Auch ſie“, erwiederte der Vater, „werden ſich beruhigen, der Großvater iſt ein „vernünftiger Mann, der ſich in die Umſtände zu ſchicken weiß, und „die Großmutter wird den Vorgang als eine Fügung Gottes anſehen, „der man nicht widerſtehen dürfe.“ — „Und was wird der Herr „Spezial ſagen“, fuhr ſie fort, „wenn er hört, daß Fritz kein Geiſt„licher wird?“ — „Der Spezial“, erwiederte der Vater, „iſt ein „Geiſtlicher, der ſchon von Amtswegen in Allem, was geſchieht, „den Willen Gottes erkennen ſoll, und gerade er iſt es, der den „Großvater und die Großmutter am beſten beruhigen wird, und ich „will ihn bitten, daß er ihnen zuerſt Nachricht von der Sache gibt.“

Wirklich begab ſich mein Vater gleich am folgenden Tag zu dem Spezial, erzählte ihm umſtändlich, was vorgegangen, und bat ihn, die Großältern von dem Vorgang zu benachrichtigen, und ſie darüber

zu tröſten. Anfangs wollte dem Spezial die Sache nicht recht gefallen. „Ei, Ei, Herr Hauptmann!“ ſagte er, indem er den Kopf ſchüttelte, und mit dem aufgehobenen Zeigefinger der rechten Hand bedenklich winkte, „war denn keine Möglichkeit, ſich mit guter „Manier aus der Affaire zu ziehen? Die militäriſche Pflanzſchule „mag wohl eine gute Anſtalt werden, aber Gott weiß, wie lange ſie „beſtehen wird. Die großen Herren ſind veränderlich, dem Herzog „kann, wie ſchon ſo vieles andere, die Anſtalt entleiden, und was „ſoll dann mit Fritz werden, der indeſſen ſeinen Eintritt in die Kloſter„ſchule verſäumt hat?“ Aber nachdem ihm mein Vater alle die gewichtigen Gründe, durch welche er zu ſeinem Entſchluß beſtimmt worden, entwickelt hatte, gab er endlich nach, und verſprach, an meinen Großvater zu ſchreiben, was auch ſchon am folgenden Tage geſchah. So ſehr die Großältern im erſten Augenblick über die Nachricht beſtürzt waren, ſo faßten ſie ſich doch bald. Sie ſahen die Sache an, wie es mein Vater vermuthet hatte, und wie ſie bald darauf aus Briefen meines Vaters erfuhren, daß es mir auf der Solitüde gut gehe, ſo waren ſie endlich eben ſo zufrieden, wie mein Vater und meine Mutter.

So waren alſo beide Brüder Zöglinge der militäriſchen Pflanzſchule, und da wir uns in unſern militäriſchen Uniformen gar wohl gefielen, und es uns auch ſonſt gut ging, ſo vermißten wir das älterliche Haus je länger je weniger. Wirklich war für die Zöglinge der Anſtalt in jedem Betracht gut geſorgt. Das Haus, in welchem wir wohnten, war hübſch, die Schlaf- und Speiſezimmer waren geräumig, luftig und zweckmäßig eingerichtet, eben ſo auch die Lehrzimmer, die Koſt war einfach, nahrhaft und reichlich. Die Uniform, in welche die Zöglinge gekleidet waren, gab ihnen ein gutes Ausſehen. Die Stunden des Unterrichts wechſelten mit den zu körperlichen Uebungen beſtimmten Stunden gehörig ab. Die für jedes Fach angeſtellten Lehrer waren größtentheils gut gewählt. Die Aufſeher, welche über das ſittliche Betragen der Zöglinge zu wachen hatten, waren wackere gediente Unterofficiere. Der Intendant der Anſtalt führte die Aufſicht über das Ganze mit Einſicht, und der Herzog ſelbſt, der gewöhnlich dem Speiſen, und öfters auch dem Unterricht beiwohnte, bezeigte ſich den Zöglingen ſtets auf das liebreichſte, wie ein Vater, ſo wie er ſie auch gewöhnlich ſeine Söhne nannte.

Bei dieſer Behandlungsart der Zöglinge konnte es natürlicher-

weiſe nicht fehlen, die Anſtalt mußte bald Aufmerkſamkeit erregen und Beifall finden, die Aufnahme in dieſelbe wurde für ein Glück gehalten, und bald ſuchten auch mehrere der angeſehenſten Familien die Aufnahme ihrer Söhne bei dem Herzoge nach. Dem Herzog, ohnehin geneigt und gewohnt, Alles ins Große zu treiben, waren dieſe Aufnahmsgeſuche erwünſcht, weil ſie ihm Gelegenheit gaben, die Anſtalt, ſeinem ſchon früher gefaßten Entſchluß gemäß, zu erweitern. Seine Abſicht war nämlich, aus der Pflanzſchule eine Akademie zu machen, und um dieſe Abſicht zu erreichen, beſchloß er, vor Allem ein dem erweiterten Plan entſprechendes Gebäude herzuſtellen. Der Plan zu dem Gebäude wurde entworfen, ohne Verzug ſollte zur Ausführung geſchritten werden, und wirklich wurde auch der Grundſtein zu dem Gebäude in Gegenwart eines großen Theils des dazu eingeladenen Hofes, der fremden Geſandten, und einer Menge Menſchen aus allen Ständen, auf das feierlichſte gelegt. Allein zur Aufführung des Gebäudes geſchah nichts, nicht der großen Koſten wegen, die ſeine Erbauung und Einrichtung erfordert hätten, denn dem Herzog waren, um einen großen Plan auszuführen, keine Koſten zu groß, ſondern weil es ihm für ſeinen Plan, die Pflanzſchule zu einer Akademie zu erheben, zweckmäßiger ſchien, ſie nach Stuttgart zu verſetzen. Als das beſte Lokal für dieſelbe erſchien ihm die zunächſt hinter dem neuen Reſidenzſchloß gelegene große Kaſerne. Die Wahl war entſchieden, die Einrichtung der Kaſerne zu einem Akademiegebäude wurde ungeſäumt ins Werk geſetzt, und im Jahr 1775 zogen die Zöglinge der Pflanzſchule mit ihren Vorgeſetzten und Lehrern in Stuttgart ein. Der Einzug war ſehr feierlich. Die Zöglinge in ihren Uniformen zogen in militäriſcher Ordnung von der Solitüde aus, und nachdem ſie Stuttgart bis auf eine halbe Stunde nahe gekommen waren, ſtellte ſich der Herzog, der ihnen entgegen geritten, zu Pferd an ihre Spitze, und ſo zogen ſie denn unter der Anführung des Herzogs in Stuttgart ein. Der Zug geſchah langſam im Paradeſchritt, eine Menge Menſchen begleitete den Zug. In den Straßen, durch welche er ging, waren alle Fenſter mit Zuſchauern beſetzt. Es wurden Blumen aus den Fenſtern geworfen, dem Herzog wiederholte Lebehoch gebracht, und am Eingang des Akademiegebäudes begrüßten die wartenden Aeltern mit freudigem Zuruf ihre Söhne.

Das Gebäude war beim Einzug noch nicht ganz vollendet. Es mußte wegen des noch fehlenden gemeinſchaftlichen Speiſe- und

Rengierſaales noch ein dritter, mit den ſchon vorhandenen gleichlaufender Flügel erbaut werden, der noch nicht ganz fertig war. Nur die zwei ſchon vorhandenen Flügel, worin die obern Etagen zu Schlafſälen, die untern zu Lehrſälen eingerichtet waren, und die Zimmer in dem Mittelgebäude und in den Manſarden, welche theils zu Wohnungen für die Officiere, theils zu andern Zwecken dienten, die Küche und die Viktualien-Kammern ꝛc. waren fertig und vollſtändig ihren Zwecken gemäß eingerichtet. — Mit Vergnügen würde ich eine detaillirte Beſchreibung der Einrichtung des Gebäudes, nicht allein wie es damals war, liefern, ſondern ich würde auch erzählen, wie mit der Erweiterung der Anſtalt ſelbſt auch das Gebäude immer mehr erweitert worden, wie zu den ſchon vorhandenen Lehrſälen neue hinzugekommen, wie für die Kunſtbefliſſenen jeder Art eigene Ateliers, für die Bibliothek und Naturalien-Sammlung eigene Säle und Zimmer, ein Lokal zu einem Winterbad eingerichtet, und nachdem die Akademie zur Univerſität erhoben worden, die Kirche zugleich zu einem Auditorium benutzt, eine eigene Buch- und Kupferdruckerei errichtet worden, und wie alle dieſe Einrichtungen, ſowohl in Rückſicht auf Schönheit, ja, wie der Speiſeſaal, ſelbſt auf Pracht, als in Rückſicht auf Zweckmäßigkeit, nichts zu wünſchen übrig ließen. Allein ich enthalte mich dieſer Beſchreibung, theils weil mir nicht Alles ſo genau mehr erinnerlich iſt, theils weil auch dieſelbe zu nichts dienen würde, da die hernachmalige Geſtalt des Gebäudes nur noch wenige Spuren von ſeiner vormaligen akademiſchen zeigt. Gleich nach dem Tode des Herzogs nämlich wurde von ſeinem Bruder und Nachfolger, Herzog Ludwig, die Akademie aufgehoben. *) Die Zöglinge wurden entlaſſen, und ihren Familien zurückgegeben. Von den Profeſſoren wurden einige an dem Gymnaſium in Stuttgart, andere an der Univerſität in Tübingen, andere anderwärts angeſtellt. Die vorgeſetzten Officiere traten wieder in ihre vorigen Stellen zurück, oder erhielten Penſionen. Das Gebäude wurde wieder zu einer Kaſerne gemacht, nur zu einer Kaſerne anderer Art, als ſie vor ihrer Verwendung zum Akademiegebäude war, die Schlafſäle wurden zu Wohnungen begünſtigter Hofleute und Hofdiener eingerichtet, und die Hörſäle in Pferdeſtälle umgewandelt.

*) Der Herzog hob die Akademie auf, ohne ſie zuvor ein einziges Mal beſucht zu haben.

Aber indem ich mich aus den eben angeführten Gründen einer detaillirten Beſchreibung des Gebäudes und ſeiner Einrichtung enthalte, wende ich mich um ſo lieber zur Schilderung der Anſtalt ſelbſt, als Erziehungs- und Lehranſtalt, und ſpreche zuerſt von der in derſelben eingeführten **Lebensordnung**. Daß die Verfaſſung der Anſtalt militäriſch war, iſt bereits früher geſagt worden. Dieſe Verfaſſung behielt ſie beſtändig, auch ſelbſt nach ihrer Erhebung zur Univerſität. Die Kleidung der Zöglinge war eine Uniform, der tuchene Rock von hellblauer Farbe mit ſchwarzen mancheſternen Aufſchlägen und Kragen, überſilberten Knöpfen und weißen baumwollenen Achſelſchnuren, die Weſte und die Beinkleider von weißem Tuch, der Hut dreieckig mit Kordons von baumwollenen Schnüren, wie die Achſelſchnur, die Strümpfe von Baumwolle, die Schuhe von ſchwarzem Kalbleder, und die gleichfalls uniformen Schuhſchnallen von überſilbertem Metall, wie die Rockknöpfe; bei ſchlechtem Wetter und im Winter wurden Stiefel getragen. Die Hauskleider, welche ſich die Zöglinge, ſo wie die Hemden und anderes Weißzeug, ſelbſt anſchaffen mußten, waren Ueberröcke von ſelbſt beliebiger Farbe, in welchen ſie auch die Lehrſtunden beſuchten. Die Uniformen wurden blos beim Mittag- und Abendſpeiſen, auf Spaziergängen, und am Sonntag beim Beſuch der Kirche getragen. Die Haare auf dem Scheitel waren abgeſchoren, die Haare des Hinterkopfs in einen Zopf gebunden, die Seitenhaare zu einer Rolle gekräuſelt und mit Haarnadeln befeſtigt. Die Betten der Zöglinge beſtanden aus einem Strohſack, einer mit Roßhaaren gefüllten Matratze mit einem Leilach überdeckt, einem Kopfkiſſen mit einem linnenen Ueberzug, und einer wollenen über einen zweiten Leilach gelegenen Decke. Sich ankleiden, die Betten zurecht machen, ihre Kleider reinigen, mußten die Zöglinge ſelbſt, beim Zopfmachen und Friſieren leiſteten ſie ſich gegenſeitige Hülfe. Streng wurde auf Reinhaltung der Uniformen, des Weißzeuges, der Betten u. ſ. w. geſehen, vorzüglich aber auf Reinhaltung des eigenen Körpers durch fleißiges Waſchen und Baden, im Sommer in den dazu eingerichteten Baſſins in dem academiſchen Garten, im Winter in dem ſchon oben erwähnten Winterbad.

Die Koſt der Zöglinge war, wie ſchon früher bemerkt, einfach, nahrhaft und reichlich. Das Frühſtück beſtand einmal wie das andere in einer eingebrannten Mehlſuppe, das Mittageſſen in einer Fleiſchſuppe, einer Portion Rindfleiſch, einem Zugemüs, wie es die Jahrs-

zeit gab, zuweilen einem Nachtiſch von leichtem Backwerk, einer Portion gut gebackenen weißen Brods, und für die ältern Zöglinge aus einer Karavine nicht ſtarken, aber reinen Landweins. Nach dem Abmarſch aus dem Speiſeſaal erhielten die Zöglinge eine zweite, der erſten gleiche, Portion Brod zum Imbiß auf den Nachmittag. Das Abendeſſen beſtand wiederum in einer Suppe, und abwechſelnd entweder in einem Wild- oder Kalbsbraten mit Salat, oder in einer leichten Mehlſpeiſe, nebſt der beſtimmten Portion Brod, jedoch ohne Wein.

Wie die Stunden zum Speiſen, waren auch die Unterrichts-, Vorbereitungs- und Erholungsſtunden genau beſtimmt, und mußten auf das Pünktlichſte eingehalten werden. Der Vormittagsunterricht begann im Sommer früh um ſieben, im Winter um acht Uhr, und dauerte bis eilf Uhr; der Nachmittagsunterricht begann um zwei Uhr, und endigte ſich um ſieben Uhr. Eine Stunde vor dem Vormittagsunterricht mußten die Zöglinge angekleidet ſein, um aus ihren Schlafſälen in den Speiſeſaal zum Frühſtück geführt zu werden. Nach eingenommenem Frühſtück begaben ſie ſich parthienweiſe, jede Parthie in denjenigen Hörſaal, welchen ſie nach der Stundeneintheilung beſuchen mußte, und wo ſie den ganzen Vormittag blieb, wenn ſie nicht dazwiſchen zum Unterricht in andern Lehrſälen gehen mußte. Die Lehrſtunden dauerten, wie ſchon geſagt, bis eilf Uhr, eine Stunde vor dem Mittagſpeiſen, welches unabänderlich auf zwölf Uhr feſtgeſetzt war.

Sowohl bei dem Mittag- als bei dem Abendſpeiſen mußten die Zöglinge jederzeit in Uniform erſcheinen, und nachdem ſie ſich in der Freiſtunde von eilf bis zwölf Uhr angekleidet hatten, wurden ſie von ihren vorgeſetzten Officieren und Aufſehern in den unter dem Speiſeſaal gelegenen ſo genannten Rengierſaal geführt, daſelbſt nach ihren verſchiedenen Abtheilungen in Reihe und Glied geſtellt, ſodann von dem Intendanten der Akademie, oder gewöhnlich von dem Herzog ſelbſt, der faſt täglich dem Mittag- und Abendeſſen beiwohnte, inſpicirt. Nach beendigter Inſpection wurde von dem Rengierſaal aus unter der Anführung des Oberaufſehers in den Speiſeſaal marſchiert. In dieſen führten zwei Flügelthüren, durch beide wurde zugleich einmarſchiert, durch jede in einer doppelten Reihe, die eine links, die andere rechts längſt der gedeckten Tafeln, bis jeder Zögling an ſeinem Platz war. Nun wurde rechts- und linksum kommandiert, und nach-

dem ſich die Zöglinge, das Geſicht gegen die Tafeln gekehrt, geſtellt hatten, wurde auf das letzte Kommandowort: zum Gebet! von dem Zögling, an welchem die Reihe war, und welcher beim Einmarſch in den Speiſeſaal ausgetreten und ſich auf die zwiſchen den beiden Flügelthüren angebrachte Erhöhung geſtellt hatte, das vorgeſchriebene Tiſchgebet geſprochen. Nach dem Gebet durften ſich die Zöglinge nicht gleich ſetzen, ſie mußten in ihrer geraden Stellung ſtehen bleiben, bis ihnen der Herzog oder in ſeiner Abweſenheit der Intendant erlaubte, ſich zu ſetzen und zu eſſen, wo je für ſechs Zöglinge eine Schüſſel aufgetragen war. Nach dem Eſſen marſchierten ſie in derſelben Ordnung aus dem Speiſeſaal in ihre Schlafſäle, und nachdem ſie ihre Hauskleider angezogen hatten, begaben ſie ſich in Begleitung ihrer Aufſeher in den akademiſchen Garten, in welchem ſie zu allerlei körperlichen Uebungen, Springen, Ringen, Ballſpielen, Bauen ihrer Gärtchen, denn jeder Zögling hatte ſein eigenes, Gelegenheit hatten, ſeltener auf Spaziergänge außerhalb der Akademie, wie ſie denn auch nur zuweilen parthienweiſe das Theater, und im Mai die damals ſplendide Meſſe beſuchen durften. Um zwei Uhr fingen die Lehrſtunden wieder an, und dauerten bis Abends um ſieben Uhr. In der Freiſtunde von ſieben bis acht Uhr kleideten ſich die Zöglinge zum Abendeſſen an, wobei wieder Alles wie beim Mittageſſen gehalten wurde. Um neun Uhr war die Zeit zum Schlafengehen. In jedem Schlafſaal ſchliefen zwei Aufſeher und ein Officier. Kein Zögling durfte über die geſetzte Zeit aufbleiben; ſo bald die Zöglinge zu Bette gegangen waren, mußte jede, zumal lärmende Unterhaltung aufhören. Es durfte außer dem Nachtlicht kein Licht gebrannt werden. Die Zöglinge ſollten gehörig ausſchlafen, um Morgens zur gehörigen Zeit aufſtehen zu können; nur diejenigen, die ſich als krank angaben, durften länger zu Bette bleiben, wurden aber ſofort auf eins der Krankenzimmer gebracht, wo ſie bis zu ihrer Geneſung verblieben.

Zur Durchführung und Handhabung dieſer Lebensordnung waren die Zöglinge in vier Abtheilungen geſchieden, eine für die adeligen, drei für die bürgerlichen, wovon die eine die Studierenden, die zweite die Kunſtbefliſſenen, die dritte die jüngern Zöglinge in ſich faßte. Jede Abtheilung hatte ihren eigenen Schlafſaal, ihre eigene Tafel in dem Speiſeſaal, und ihre eigenen Vorgeſetzten. Der Vorgeſetzten waren bei jeder Abtheilung fünf, ein Hauptmann, zwei Lieutenants, und zwei Aufſeher, letztere durchaus vormalige wackere Unterofficiere.

So wie die Aufſeher den Lieutenants, ſo waren dieſe den Hauptleuten untergeordnet. Die Aufſicht über das Ganze führte der Intendant der Akademie, der Oberſt und nachmalige General von Seeger, welchem ein Stabs-Officier von geringerem Rang, und ein Adjutant, Oberaufſeher genannt, beigegeben war, letzterer ebenfalls ein Subalternen-Officier, deſſen Functionen waren, dem Intendanten Rapport zu machen, ſeine Befehle an die Unterbehörden zu bringen, dem Speiſen beizuwohnen, bei dem Einmarſch der Zöglinge in dem Speiſeſaal vorzumarſchieren, das oben erwähnte Kommando dabei zu führen, zu unbeſtimmten Zeiten in dem Gebäude die Ronde zu machen, um nachzuſehen, ob Alles in der gehörigen Ordnung ſei, durch die Hörſäle und Lehrzimmer am Schluſſe der Vorleſungen zu gehen, um nachzufragen, ob nichts ordnungswidriges während derſelben vorgefallen, und von allem Wahrgenommenen dem Intendanten jedesmal vor dem Mittag- und Abendeſſen Rapport zu erſtatten.

Daß bei dieſer ſtrengen Disciplin, und bei dieſer, ſo zu ſagen, allgegenwärtigen Aufſicht nicht leicht Exceſſe von Bedeutung vorfallen konnten, iſt einleuchtend. Dagegen gab es deſto öfter geringere Vergehen, ſowohl in den Schlaf- und Hörſälen, als bei den Beluſtigungen im Garten, beim Baden, auf den Spaziergängen, im Theater u. ſ. w. Waren die Vergehen unbedeutend, ſo wurden ſie von den Aufſehern und Lehrern blos gerügt, waren ſie hingegen bedeutender, ſo wurden ſie den vorgeſetzten Officieren angezeigt. Dieſe, ſo wie auch die Lehrer, wenn ſie während ihrer Vorleſungen vorgefallen, ſchrieben das Vergehen auf ein Blatt Papier, Billet genannt, das Billet wurde dem beſchuldigten Zögling zugeſtellt, und dieſer mußte es dann entweder dem Herzog ſelbſt, oder in deſſen Abweſenheit dem Intendanten, bei der Inſpection in dem Rengierſaal vorzeigen. Der Vorzeiger des Billets wurde gefragt, ob die Beſchuldigung wahr ſei, ſeine Verantwortung angehört, und wenn er ſtraffällig befunden worden, die Strafe diktirt. Die gewöhnliche Strafe für minder bedeutende Vergehen war das Karieren. Dieſes beſtand darin, daß der Zögling der Abendkoſt entbehren, und während die andern Zöglinge ſaßen und ſpeiſten, an ſeinem gewöhnlichen Platz ſtehend denſelben zuſehen mußte. Für bedeutendere Vergehen, wie Raufereien, Ungehorſam gegen die Vorgeſetzten und Lehrer, Verſpottungen oder Beleidigungen derſelben u. ſ. w. wurden Stockſchläge ad posteriora verfügt, welche jedoch ſelten Statt fanden. Die größte

Strafe war die Relegation, aber ich erinnere mich keines Falles, wo dieſe verfügt worden wäre. Außer dem Intendanten durfte Niemand eine Strafe diktiren, und auch dieſer nur in Abweſenheit des Herzogs, und bei leichtern Vergehungen. Schwerere Vergehungen zu beſtrafen, hatte ſich der Herzog vorbehalten, und ich weiß mich keines Falles zu entſinnen, wo die von ihm ausgeſprochene Strafe dem Vergehen nicht angemeſſen geweſen wäre.

Indeſſen kamen, wie leicht zu erachten, nicht alle Vergehungen der Zöglinge zur Kenntniß des Herzogs und des Intendanten. Von den leichtern wurden die meiſten von den Vorgeſetzten und Lehrern im Stillen gerügt, von andern bekamen dieſe, weil es unter den Zöglingen keine Verräther gab, keine Notiz, ja ſelbſt bedeutende und hochverpönte Vergehen blieben im Verborgenen, weil ſie mit Vorſicht und Schlauheit verübt wurden. So durften die Zöglinge weder Tabakrauchen, noch Tabakſchnupfen, ſie durften ſich keine Eßwaaren zubringen laſſen, und um der Uebertretung dieſer Verbote um ſo gewiſſer vorzubeugen, durften ſie kein Geld führen, ſondern was ſie von ihren Aeltern und Anverwandten bei ihren Beſuchen geſchenkt bekamen, mußten ſie an die Aufſeher abgeben, welche für die Verwendung zu ſtehen, und den Zöglingen Rechnung abzulegen hatten. Daß viele Zöglinge bei der Abgabe des Geldes an die Aufſeher nicht immer ganz gewiſſenhaft verfuhren, und mehr oder weniger zu unerlaubten Ausgaben zurückbehielten, läßt ſich leicht denken, es kam nur darauf an, daß die auf dieſe Art möglich gemachte Uebertretung jener Verbote nicht entdeckt wurde. So wurde bei den Sonntagsbeſuchen den Zöglingen von ihren Verwandten und Freunden manches Verpönte zugebracht; aber bei der Vorſicht, mit welcher es geſchah, war es kaum möglich, daß es bekannt wurde, ja es wurde ſogar Handel mit den verpönten Sachen getrieben, und zwar beſonders von einem ältern der Zöglinge, welcher, nachdem er das Herbeiſchaffen der verbotenen Dinge ſchon länger für ſich unentdeckt getrieben hatte, ſich ſeinen vertrauten Kameraden zu ihrer großen Freude zum Spediteur erbot. Er verſah ſich daher mit Allem, was von verbotenen Waaren verlangt werden mochte, mit Schnupf- und Rauchtabak, Knackwürſten, Hefenknöpfen, Backwerk ꝛc., welches Alles herbeizuſchaffen, er Abends bei Licht während der Vorleſungen eines kurzſichtigen Profeſſors zum hinterſten Fenſter des parterre gelegenen Hörſaales leiſe hinaus, und vor beendigter Vorleſung wieder herein-

ſtieg. Wir hießen ihn daher unter uns den Marquetender der Akademie, und weil er nie bei dieſem Wagſtück erwiſcht wurde, nannte ihn Schiller den Allmächtigen. So wurden die meiſten ſeiner Kunden insbeſondere heimlich Tabakſchnupfer, wenigere wagten auch zu rauchen. Aber um ſo ſtärker rauchte er ſelbſt, und um nicht entdeckt zu werden, rauchte er ſeine Pfeife meiſtens in einem Vorkamin des Schlafſaales, wobei er, wie er ſcherzend ſagte, im Sommer die Vorſicht brauchte, nicht zu ſtark zu dampfen, weil ihn der aus dem Schornſtein aufſteigende Rauch leicht verrathen könnte. Einen eigenen Spediteur dieſer Art hatten wir Mediciner an einem Krankenwärter, einem alten gutmüthigen Geſellen, welchen wir ganz für uns eingenommen hatten. In dem letzten Jahr unſeres Lehrkurſes nämlich hatten wir weniger Kollegien zu beſuchen, als in den erſten vier Jahren, und unſere freie Stunden mußten wir in den Krankenzimmern zubringen, um die daſelbſt befindlichen Kranken zu beobachten, den Aerzten bei ihren Beſuchen über den Zuſtand derſelben zu referiren, und über jeden ein Tagebuch zu führen. So wurden wir bald mit dem erwähnten Wärter vertraut, und ihm ſo lieb, daß er uns nichts abſchlagen konnte. Er ſchaffte uns daher Alles, was wir wünſchten, und weil das meiſte verbotene Waare war, ſo nannten wir die Würſte, Hefenknöpfe, Butterbrezeln ꝛc. Sünden, und wir durften ihm nur die Nummer nennen, womit wir jene Waaren bezeichneten, um ihn ſogleich zu verſtändigen, welche Sünde wir begehen wollten.

So viel in Rückſicht auf die Lebensordnung in der Akademie. Ich komme nun auf den Unterricht in derſelben, und es iſt nöthig, dabei etwas länger zu verweilen. Anfangs war, wie ſchon bemerkt, die Anſtalt nicht mehr, als was ihr Name beſagte, eine militäriſche Pflanzſchule zur Erziehung und Unterweiſung armer und verwaiſter Kinder, beſonders Soldatenkinder. Aber bald erweiterte ſich der Plan, es wurden auch Söhne von Officieren aufgenommen, und wie anfangs blos im Leſen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen ꝛc. Unterricht ertheilt wurde, ſo wurde jetzt auch Latein, Geometrie, Geographie, Geſchichte ꝛc. gelehrt. Allein auch dabei blieb der Herzog nicht ſtehen. Die militäriſche Pflanzſchule ſollte auch eine Vorbereitungsſchule für Studierende, ein militäriſches Gymnaſium werden, in welchem, wie in andern Gymnaſien, Alles gelehrt werden ſollte, was zur Vorbereitung auf die Univerſität erforderlich iſt.

Zu einem ſolchen militäriſchen Gymnaſium war die militäriſche Pflanzſchule ſchon vor ihrer Verſetzung nach Stuttgart geworden; aber bald wurde auch das Gymnaſium erweitert, es ſollte über mehrere wiſſenſchaftliche Gegenſtände Unterricht ertheilt werden, es wurden daher mehrere Lehrer angeſtellt, und da in eben dem Verhältniß, in welchem ſich die Anſtalt ſelbſt erweiterte, auch der Zudrang zu derſelben größer wurde, indem jetzt auch von den angeſehenſten Familien die Aufnahme ihrer Söhne nachgeſucht wurde, ſo nahm auch der Herzog daher Anlaß, die Anſtalt immer mehr ins Große zu treiben. Aus dem Gymnaſium ſollte eine Akademie werden, auf welcher, wie auf den Univerſitäten, Unterricht in den höhern Wiſſenſchaften gegeben werden ſollte, blos die Theologie und Medicin ausgenommen. Allein bald wurde auch die Medicin in den Kreis gezogen, und es wurden ſofort fünf Fakultäten angeordnet, eine juridiſche, eine kameraliſtiſche, eine mediciniſche, eine militäriſche und eine philoſophiſche. Für jede Fakultät wurden nach den Verzweigungen der Wiſſenſchaft mehrere Lehrer angeſtellt, die Lehrer hielten ihre Vorleſungen, wie die Lehrer auf den Univerſitäten, und wenn die Akademie ſchon deßwegen den Namen einer Univerſität verdiente, ſo verdiente ſie dieſen Namen noch weit mehr, indem ſie nicht nur zugleich ein Gymnaſium für diejenigen Zöglinge, die ſich zu den höhern Studien vorbereiteten, ſo wie auch eine Trivialſchule für jüngere Kinder, denn ſchon Kinder von ſechs und ſieben Jahren wurden in die Akademie aufgenommen, blieb, ſondern auch eine Schule für Künſtler, Muſiker, Maler, Bildhauer und Kupferſtecher war. So erhielt die Anſtalt zuletzt einen Umfang, wie ihn zuvor nie eine Erziehungs- und Unterrichtsanſtalt gehabt hat, und vielleicht nie eine mehr haben wird. Außer in der Theologie wurde nicht nur in allen Wiſſenſchaften und Künſten Unterricht ertheilt, ſondern es fehlte auch nicht an Gelegenheit, reiten, fechten, tanzen, ja ſogar exercieren zu lernen, da die dazu erforderlichen Gewehre in beträchtlicher Anzahl vorhanden waren. Auf den erſten Anblick hat allerdings eine Anſtalt von ſolchem Umfang etwas Abentheuerliches; aber es iſt nur das Ungewöhnliche, was ihr dieſes Anſehen gibt. Sie leiſtete Alles, was ihr Stifter bezweckte. Ausgezeichnete Gelehrte, wie Cüvier, große Dichter, wie Schiller, große Künſtler, wie Dannecker, treffliche Officiere, wie Oberſt von Müller, gingen aus ihr hervor, und auch die Hauptabſicht des Herzogs, ſich ſeine Staatsbeamten ſelbſt zu bilden, um zu

beurtheilen, wozu jeder am beſten zu brauchen ſei, blieb nicht unerreicht. Noch zu ſeinen Lebzeiten waren die meiſten Stellen bereits von ſeinen Zöglingen beſetzt, und nach ſeinem Tode ließen ſeine Nachfolger ſie nicht nur an ihren Stellen, ſondern ſie beförderten ſie auch zu höhern, ja ſelbſt die meiſten ihrer Miniſter waren Zöglinge der Karls-Hohenſchule.

Was den Unterricht ſelbſt betrifft, ſo hatten die Profeſſoren bei ihren Vorträgen volle Freiheit. Es war ihnen nicht, wie zu unſerer jetzigen Zeit, vorgeſchrieben, was und wie ſie lehren ſollten. Nur das Fach, das ihnen zugewieſen war, war beſtimmt, und keiner durfte in ein anderes übergreifen, wie das auf andern Univerſitäten der Fall iſt, — eine weiſe Verordnung, da dieſes Verbot das ſicherſte Mittel iſt, dem in mehreren Beziehungen ſo nachtheiligen Rivaliſiren der Profeſſoren zu begegnen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle Profeſſoren und Lehrer, welche nach und nach an der Akademie angeſtellt worden, namhaft machen wollte. Im Ganzen war der Herzog bei der Wahl derſelben glücklich, und vielleicht glücklicher, als bei der Wahl der vorgeſetzten Officiere und Aufſeher, in der Folge Hofmeiſter genannt. Indeſſen waren doch bei allen Fakultäten einzelne, welche ihren Platz nicht ganz ausfüllten. Ich nenne dieſe Perſonen nicht, obſchon die meiſten längſt geſtorben ſind; aber um ſo lieber nenne ich einige der ausgezeichneteren, wie z. B. den Hofrath Reuß in der juridiſchen, den Hofrath Stahl in der kameraliſtiſchen, die Profeſſoren Consbruch, Klein und Reuß in der medieiniſchen, den noch lebenden Oberſt Röſch in der militäriſchen, die Profeſſoren Schott und Abel, und den Magiſter Moll in der philoſophiſchen Fakultät. Sie waren alle eben ſo wackere Männer, als ausgezeichnete Gelehrte. Ihre Vorträge waren gründlich, klar, ja, wie die Vorträge des Profeſſors der Geſchichte Schott, ſelbſt beredt. Ein eigentliches Genie unter den Lehrern war der Lehrer der höhern Mathematik, der Magiſter Moll, aber dabei ein großer Sonderling, der nie in Stuttgart zu Mittag aß, beinahe mit Niemand umging, und wie der gemeinſte Handwerker gekleidet war, weßwegen er vermuthlich auch nie zum Profeſſor ernannt wurde. — Auf eine andere Art eigen war der Profeſſor der Philoſophie Abel. Von Figur klein und etwas dick, war er äußerſt beweglich, ſtellte ſich bei ſeinen Vorträgen ſelten auf den Katheder, ſondern lief mit ſchnellen Schritten im Hörſaal

auf und ab, wie er denn eben dieſer Beweglichkeit wegen in ſeinen Vorträgen etwas weitläuftig war. Uebrigens war er ein Mann von dem vortrefflichſten Charakter, und vielleicht der beliebteſte von allen Profeſſoren. Es iſt derſelbe Abel, der in der Biographie Schillers als einer ſeiner vorzüglichſten Freunde aufgeführt iſt. — Von den Profeſſoren der juriſtiſchen, kameraliſtiſchen und militäriſchen Fakultät kann ich nichts Beſonderes ſagen, weil ich als Mediciner zu wenig mit ihnen in Berührung kam. Um ſo näher bekannt war ich mit den Profeſſoren der medicinischen Fakultät Reuß, Klein und Cunsbruch. Reuß las Naturgeſchichte, Chemie, Pharmacie und Arzneimittellehre, ein ernſter trockener Mann, aber gründlich gelehrt in ſeinen Fächern, und zugleich ein ſehr guter praktiſcher Arzt, und eben deßwegen auch als Akademie-Arzt angeſtellt. Klein lehrte Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe, alle drei Penſa vortrefflich, denn er war einer der geſchickteſten der damals lebenden Anatomen, und ein eben ſo guter theoretiſcher als praktiſcher Chirurg und Geburtshelfer; auch war er zugleich Leibchirurg des Herzogs, der ihn nicht nur wegen ſeiner Geſchicklichkeit, ſondern auch wegen ſeines geraden, treuherzigen, echt ſchwäbiſchen Charakters hochſchätzte, weßwegen er ihn auch immer auf ſeinen Reiſen begleiten, und nicht nur den Arzt, ſondern auch den Kaſſier, ja manchmal ſelbſt den Quartiermacher machen mußte. Cunsbruch las Phyſiologie, Pathologie, Semiotik und Therapie, und ſeine Vorleſungen waren eben ſo angenehm als inſtructiv. Er war ein Mann von dem beſten Charakter, heiter, wohlwollend, dienſtfertig, und dabei ein trefflicher Geſellſchafter wegen ſeines natürlichen, ungeſuchten und oft feinen Witzes. Als praktiſcher Arzt war er einer der beliebteſten und geſuchteſten Aerzte in der Stadt. Auch uns Studierenden war er ſehr lieb, er war nicht blos unſer Lehrer, ſondern auch unſer Freund, und ob ich gleich in der Folge weniger mit ihm in Berührung blieb, als meine Mitſchüler, ſo konnte ich mich doch bei jeder Gelegenheit überzeugen, daß er bis ans Ende ſeines Lebens mein wahrer Freund und Gönner geblieben iſt.

Ehe ich weiter fortfahre, muß ich noch zweier fremder Profeſſoren gedenken, welche von Tübingen nach Stuttgart berufen wurden, um philoſophiſche Kollegien, der eine theoretiſche Philoſophie und Aeſthetik, der andere Logik und Metaphyſik, zu leſen, die Profeſſoren Böck und Plouquet. Abel las zwar dieſe Penſa auch, aber ſein

Hauptfach war Moralphiloſophie. Sie wurden beide nur auf ein Jahr engagirt, und zuerſt kam Böck, ein Mann von mittlerer Größe, hager, von blaßgelber Geſichtsfarbe, langer gebogener Naſe, und in ſeiner Haltung etwas vorwärts gebückt. Seine Stimme war zwar etwas ſchwach, aber doch laut genug, um ihn zu verſtehen, zumal wenn er, was bei ſeiner Lebhaftigkeit öfters geſchah, in Affekt kam. Seine Vorträge hatten ſämmtlich das Gepräge eines ſelbſtdenkenden Philoſophen, und man hörte ſie, weil er ſehr gut ſprach, gern, zumal ſeine äſthetiſchen Vorleſungen, wo er die Stellen aus Klopſtocks Meſſias und anderen unſerer beſten Dichter der damaligen Zeit ſehr gut deklamierte. Am Schluſſe ſeiner Vorleſungen ſchrieb er eine Diſſertation: de perfectibilitate sensuum externorum, welche unter ſeinem Vorſitz von ſeinen Zuhörern öffentlich vertheidigt wurde, in ſehr ſchönem Latein; auch war ihm aufgetragen, die bei der Stiftungsfeier der Akademie gewöhnliche Rede zu halten, in welcher er ſich auch als deutſcher Schriftſteller vortheilhaft auszeichnete.

Schon vor ſeiner Rückreiſe nach Tübingen war Plouequet angekommen, bekanntlich einer der berühmteſten Philoſophen ſeiner Zeit, aber ein Mann von der ſonderbarſten Art, ſowohl in ſeinem Aeußern, als in ſeinem Benehmen. Alles war an ihm dick, ſein Kopf, ſein Hals, ſein Bauch, ſeine Arme und Beine. Er war gekleidet, wie unſere heutigen maſſiven Bierbrauer, nur daß er eine Stutzperücke trug, die gewöhnlich etwas ſchief aufgeſetzt war. Seine Stimme war rauh, ſeine Sprache mehr die Sprache eines Handwerkers als eines Gelehrten, und wie wenig die Philoſophie bei ihm in's Leben übergegangen, zeigte ſeine Art ſich zu benehmen, ſowohl auf dem Katheder als auch anderwärts, ſelbſt bei Hofe an der herzoglichen Tafel. Indeſſen ließ ſeine Celebrität dieſes Alles vergeſſen, und beſonders überſah ihm der Herzog auch die größten Gemeinheiten und Ungezogenheiten, welche er ſich gewöhnlich an der Tafel, zu welcher er faſt täglich geladen war, gegen ihn erlaubte, ja er ergetzte ſich vielmehr an denſelben ungefähr ſo, wie ſich in frühern Zeiten die Fürſten an den Schwänken ihrer Hofnarren ergetzten. So wurde er, um nur ein einziges Beiſpiel anzuführen, einſt an der Tafel von dem Herzog gefragt, ob er der Verfaſſer einer damals viel Aufſehen erregenden Broſchüre: der Lumpenſpiegel, ſei? Plouequet bejahte die Frage, und wie er ſah, daß ſich der Herzog darüber verwunderte, fügte er hinzu, daß er nach ſeiner Rückkehr nach Tübingen geſonnen ſei, noch

einen zweiten Theil zu ſchreiben, weil er während ſeines Aufenthalts in Stuttgart auch noch manche Lumpen aus den höhern Ständen habe kennen lernen, die eine eigene Species ausmachen. Indeſſen verminderte ſich das Wohlgefallen des Herzogs an ſeinen Ungezogenheiten je länger je mehr; er wurde ſeltener zur Tafel gezogen, und er fiel zuletzt völlig in Ungnade. Die wahrſcheinliche Veranlaſſung dazu war folgende: Der Herzog hatte ihm nämlich aufgetragen, eine Charakteriſtik von ihm zu ſchreiben, und da er ſich dazu verſtanden hatte, ſagte ihm der Herzog: „Aber wohlgemerkt, Herr Profeſſor, „ganz unpartheiiſch, ich ſage, ganz unpartheiiſch." — „Daran ſoll „es nicht fehlen," erwiederte Ploucquet, „wenn die Charakteriſtik „nur nicht zu unpartheiiſch ausfällt." Ploucquet übergab die Charakteriſtik; wie ſie ausgefallen, iſt nicht bekannt worden. Aber das Benehmen des Herzogs gegen ihn bewies, daß er in Ungnade gefallen, und da eben das Jahr, auf welches er engagirt worden, zu Ende war, verließ er Stuttgart eben ſo ohne Sang und Klang, wie er vormals ſeine Pfarrei im Würtenbergiſchen Oberland, wo er ſich unter andern Ungebührlichkeiten auch die erlaubt haben ſoll, daß er den Sonntag auf die Mittwoch verlegen wollte, verlaſſen hatte, und als Diakonus nach Freudenſtadt verſetzt wurde. –

Von der Schilderung der bedeutendern an der Akademie angeſtellten Lehrer kehre ich wieder zu dem Unterricht ſelbſt zurück. Wie derſelbe bei der juridiſchen, kameraliſtiſchen und militäriſchen Fakultät und bei den Künſtlern beſchaffen war, kann ich als Mediciner nicht genau angeben, nur von dem mediciniſchen und dem allen Zöglingen gemeinſchaftlichen Religionsunterricht kann ich etwas Näheres ſagen.

Was zuvörderſt den mediciniſchen Unterricht betrifft, ſo war ſowohl für den theoretiſchen, als auch für den praktiſchen, nicht nur durch die gute Wahl der Profeſſoren, ſondern auch durch die dazu getroffenen Anſtalten genugſam geſorgt. Zwar fehlte es für den praktiſchen Unterricht an einem eigenen botaniſchen Garten, an einem eigenen chemiſchen Laboratorium und an einer Anſtalt für die Klinik, blos für die Anatomie war ein eben ſo gut eingerichtetes, als reichlich mit Kadavern verſehenes Lokal vorhanden, und ein ausgezeichneter Proſektor, Namens Morſtadt, angeſtellt. Indeſſen gebrach es doch auch, für den praktiſchen Unterricht in der Botanik, Chemie und Pharmacie, und für den kliniſchen Unterricht, nicht an für die

damalige Zeit hinlänglicher Gelegenheit. Zum Unterricht in der Botanik diente, außer den botaniſchen Exkurſionen, der in der Nähe des Akademiegebäudes gelegene öffentliche botaniſche Garten, an welchem einer der ausgezeichnetſten praktiſchen Botaniker, der Garteninſpector Martini, angeſtellt war, welcher den Profeſſor Gmelin von Tübingen, den ſogenannten petersburger Gmelin, auf ſeiner botaniſchen Reiſe nach Sibirien begleitet hatte, und dem Herzog auf einer Reiſe in die Schweiz von dem berühmten Haller empfohlen worden war, ein ſchon bejahrter, unſcheinbarer, gar nichts aus ſich machender, und eben daher dem ſeine Leute ſonſt ſehr gut kennenden Herzog blos als ſimpler Inſpector des botaniſchen Gartens bekannter Mann. — Zum praktiſchen Unterricht in der Chemie und Pharmacie diente die Hofapotheke, wohin wir geführt wurden, ſo oft Proceſſe, die für uns inſtructiv waren, daſelbſt vorkamen. — Zum kliniſchen Unterricht endlich dienten theils die Kranken in der Akademie ſelbſt, theils die Kranken in den ſtädtiſchen Krankenhäuſern, zu denen uns die Gefälligkeit der ſie beſorgenden Aerzte den Zutritt geſtattete. Diejenigen Mediciner, welche ſich vorzüglich der Chirurgie und der Geburtshülfe zu widmen geſonnen waren, begaben ſich nach vollendetem Lehrkurs in der Akademie nach Straßburg, wo bekanntlich damals die vorzüglichſten Anſtalten dazu vorhanden waren.

Was den Religionsunterricht in der Akademie betrifft, ſo waren für denſelben zwei eigene Geiſtliche angeſtellt, der eine für den dogmatiſchen, der andere für den hiſtoriſchen Theil. Der letztere war zugleich Akademieprediger, und ich darf hier nicht unbemerkt laſſen, daß dieſe Stelle auch eine Zeitlang von dem nachmals ſo berühmt gewordenen Lehrer der Theologie auf der Univerſität Göttingen Plank bekleidet war. Der Unterricht in der katholiſchen Religion war, wie der Unterricht in der reformirten dem reformirten Stadtpfarrer in Kanſtadt, den Geiſtlichen an der herzoglichen Hofkapelle anvertraut. In der Akademiekirche wurde an allen Sonn- und Feiertagen Vormittags Predigt gehalten, welcher alle Zöglinge mit ihren Vorgeſetzten beiwohnen mußten. Mit den jüngern Zöglingen wurde in eigen dazu beſtimmten Stunden katechiſirt, zwei Mal im Jahr kommunicirt, und keiner von den konfirmirten Zöglingen durfte ſich von der Kommunion ausſchließen. Die Katechiſationen wurden, wie damals überall, nach dem lutheriſchen Katechismus gehalten. Die beiden Religionslehrer waren ſtrenge Orthodoxen,

aber gelehrte, und auch wegen ihres Charakters in hoher Achtung ſtehende Männer.

Ferien gab es in der Akademie nicht wie auf andern Univerſitäten. Da die Zöglinge, außer unter ganz beſondern Umſtänden, keine Beſuche außerhalb derſelben machen, und in der Regel nur am Sonntage Nachmittags Beſuche von den ihrigen annehmen durften, ſo wurden auch die Vorleſungen das ganze Jahr hindurch ununterbrochen fortgeſetzt bis vierzehn Tage vor der Stiftungsfeier der Akademie, welche auf den ein und zwanzigſten December fiel und die einzige große Feierlichkeit war, welche in der Akademie ſtatt fand. Während jener vierzehn Tage wurden die öffentlichen Prüfungen der Zöglinge vorgenommen, ſowohl in den Wiſſenſchaften, als auch in den Künſten. Die Zöglinge wurden in allen Zweigen derſelben, gewöhnlich in Gegenwart des Herzogs ſelbſt, unter freiem Zutritt der Väter der Zöglinge, und öfters auch mit Zuziehung auswärtiger Gelehrten, von ihren Lehrern examinirt; die Kunſtbefliſſenen mußten die ihnen aufgegebenen Arbeiten gefertigt haben, welche dann von ihren Lehrern gemeinſchaftlich beurtheilt wurden. Die Stunden für die Prüfungen waren genau beſtimmt, und Abends nach dem Nachteſſen wurden die Reſultate derſelben und die Namen der Individuen, welche nach dem Urtheil der Lehrer die erſten, und des für jedes Fach beſtimmten Preiſes würdigſten waren, von dem Sekretär der Akademie verleſen. Nach Beendigung der Prüfungen hielt der Herzog in dem Speiſeſaal, wo außer dem Hof, auch die Aeltern und Anverwandten der Zöglinge Zutritt hatten, nach dem Abendeſſen eine Rede, in welcher er über den Erfolg der Prüfungen, ſo wie überhaupt über den Zuſtand der Akademie, ſprach, ſich des Gedeihens derſelben erfreute, die Zöglinge, welche ſich bei den Prüfungen vorzüglich ausgezeichnet hatten, unter Nennung ihrer Namen lobte, die minder gut beſtandenen tadelte, und ſeine Hoffnungen für die Zukunft verkündigte.

Der Stiftungstag der Akademie ſelbſt wurde auf das Feierlichſte begangen. Die Feier begann mit einer in der Akademiekirche von dem herzoglichen Oberhofprediger, in der katholiſchen Hofkapelle eine Stunde früher von dem erſten Geiſtlichen derſelben gehaltenen Predigt, und beiden Predigten wohnte der Herzog bei. Nach der Predigt begaben ſich die Zöglinge in ihre Schlafſäle, verweilten da bis zum Mittagſpeiſen, welches wie gewöhnlich abgehalten wurde. Hierauf begaben ſie ſich wieder in ihre Schlafſäle zurück, wo ſie blieben,

bis die Stunde zum Abmarſch in den großen Rengierſaal gekommen war, wo ſie mit ihren Vorgeſetzten und Lehrern die Ankunft des Herzogs erwarteten. Vor dem Platz, welchen der Herzog mit ſeinem Gefolge einnahm, ſtand eine lange Tafel, auf welcher die Preiſe und Orden, die ausgetheilt werden ſollten, in gehöriger Ordnung gelegt waren, auf der andern Seite der Tafel ſtanden die Zöglinge mit ihren Vorgeſetzten und Lehrern. Nun kam der Herzog, in die Uniform der vorgeſetzten Officiere gekleidet, mit ſeinem Gefolge, und nachdem er ſich mit demſelben niedergeſetzt hatte, trat der Profeſſor, der die Rede zu halten hatte, hervor, ſtellte ſich dem Herzog an der Fronte der Zöglinge gegenüber und begann zu ſprechen. Nach beendigter Rede begab ſich der Herzog an das eine Ende der Tafel, ihm zur Seite der Intendant der Akademie und an das andere der Sekretär der Akademie. Dieſer las die Namen der Zöglinge, denen Preiſe zuerkannt worden, der Reihe nach ab, der Intendant nahm den beſtimmten Preis von der Tafel, übergab ihn dem Herzog, und der Herzog dem auf den Aufruf hervortretenden Zögling, welcher nach Empfang deſſelben dem Herzog den Rock küßte und ſich dann an ſeinen Platz zurückbegab. Die Preiſe beſtanden in ſilbernen Medaillen mit dem Bildniß des Herzogs auf der einen, und einem paſſenden Emblem auf der andern Seite, etwa fünf Gulden am Werth, und lagen in einer Kapſel von rothem Saffian, auf dem Deckel mit einem verſchlungenen doppelten goldenen C verziert. Der akademiſche Orden war ein goldenes, braun emaillirtes Kreuz, auf welchem wiederum ein doppeltes goldenes C eingeſchmelzt war. Um mit dem Orden dekorirt zu werden, mußte der Zögling in demſelben Jahre acht Preiſe erhalten haben, und bekam er im folgenden Jahre wieder ſo viele, ſo durfte er das Ordenskreuz am Halſe tragen, und erhielt zugleich einen ebenfalls mit dem doppelten C gezierten, auf der linken Seite der Bruſt aufgenähten ſilbernen Stern. Auch wurden die Ordensritter dadurch ausgezeichnet, daß ſie beim Speiſen an einer eigenen Tafel ſaßen und einen eigenen Schlafſaal hatten. Den Schluß der Feierlichkeit machte eine glänzende Tafel in dem akademiſchen Speiſeſaal, an welcher auch die anweſenden Väter der Zöglinge Theil nahmen, während andere Perſonen theils die Tiſche umgaben, theils von der Gallerie aus ſich des rührenden Anblicks des Herzogs, des Vaters ſeiner Zöglinge, erfreuten.

Mit dieſer Feier des Stiftungstages wurden auch die auf fünf

Jahre feſtgeſetzten Lehrkurſe bei den Fakultäten geſchloſſen. Die Zöglinge, welche dieſelben vollendet hatten, wurden aus der Akademie entlaſſen, die Fremden kehrten in ihr Vaterland zurück, die Einheimiſchen wurden entweder ſogleich im Staatsdienſt oder als Officiere angeſtellt, oder wenn in dem Augenblick keine Stellen für ſie offen waren, einſtweilen unter der Verſicherung einer baldigen Anſtellung, ja ſelbſt mit einer kleinen Penſion begnadigt, ihren Familien zurückgegeben. So wurden mehrere Zöglinge gleich nach ihrem Austritt aus der Akademie zu Sekretären bei der Regierung oder der Finanzkammer und andern Behörden, ja einige ſogar als Regierungs- und Finanzräthe, angeſtellt, was bei ihrem jugendlichen Alter allerdings befremdend war, und insbeſondere den Landleuten, welche bei der Regierung oder der Finanzkammer etwas nachſuchten, dergeſtalt auffiel, daß einmal ein Bauer, wie er zwei ſolche junge Regierungsräthe durch das Sekretariatszimmer in den Sitzungsſaal gehen ſah, einen der Sekretäre fragte, wer denn die beiden jungen Herren ſeien, und auf die Antwort, es ſeien Regierungsräthe, erwiederte, in dem Seſſionsſaal würden doch wohl an den Fenſtern eiſerne Stäbe angebracht ſein, damit die jungen Herren, wenn ſie hinausſähen, nicht hinaus fallen.

Nach der Entlaſſung aus der Akademie war es Sitte, daß die Zöglinge ihre Aufwartung bei dem Herzog machten, um ihm für die ihnen während ihres Aufenthalts in derſelben genoſſenen Wohlthaten zu danken. Sie wurden alle ſehr gnädig von dem Herzog aufgenommen, und ſelten verſäumte er, ihnen einzeln die väterlichen Lehren zu wiederholen, welche er ihnen oft in der Akademie öffentlich gegeben hatte. Beſonders erfreute er ſich der Dankbarkeit der Ausländer, und wie gerührt er war, wenn er ſah, daß der Dank ihnen aus dem Herzen kam, mag folgende Anekdote beweiſen. Unter mehreren Schweizern, welche in der Akademie ſtudierten, war auch einer Namens de Bons. Er war einer der gutmüthigſten und fleißigſten ſeiner Landsleute, und wie er nach ſeinem Austritt aus der Akademie dem Herzog dankte, ergriff er ſeine Hand, und anſtatt ſie zu küſſen, drückte er ſie ihm derb auf echte Schweizerart. An der Abendtafel ſagte der Herzog ſeinen Tiſchgenoſſen, daß ihm am heutigen Morgen etwas begegnet ſei, was ihm eine Freude gemacht habe, wie er ſelten eine gehabt habe, die Geſellſchaft ſollte rathen, welche? Die Gäſte ſchwiegen, und nun ſagte der Herzog, einer ſeiner Zöglinge aus der

Schweiz habe die Akademie verlaſſen und heute früh beim Abſchied habe er ihm die Hand ſo derb gedrückt, daß er es mehrere Stunden lang geſpürt habe, nur der herzlichſte Dank könne ſich gegen einen Fürſten auf eine ſolche Art ausſprechen, und daher rechne er dieſe Dankbezeugung ſeines Zöglings zu den angenehmſten Vorfällen in ſeinem Leben.

Ich habe ſchon erwähnt, daß die medicíniſche Fakultät ſpäter, als die andern, errichtet worden. Vor ihrer Errichtung ſtudierte ich, wie mein Bruder und die meiſten Zöglinge, welche ſich dem gelehrten Stand gewidmet hatten, Jurisprudenz, und ich hatte ſchon bereits das Naturrecht, die Rechtsgeſchichte und einen Theil des römiſchen Rechts gehört, als die Zöglinge gefragt wurden, welche von ihnen Luſt zum Studium der Medicin hätten. Unter denen, die ſich dazu meldeten, war auch ich und Schiller, welcher ſich ebenfalls dem Studium der Jurisprudenz gewidmet hatte, und noch fünf andere. Die Beweggründe zu dieſer Veränderung des Studiums waren nicht bei allen dieſelben. Nur drei, mein noch lebender bewährter Freund, der Medicinalrath Plieninger in Stuttgart und noch zwei andere meldeten ſich aus wahrer Luſt zum Studium der Medicin, die zwei übrigen meldeten ſich, weil ihre Väter Aerzte und ſie gleichſam Erbärzte waren; bei Schiller und mir war der Beweggrund nicht ſowohl Widerwillen gegen das Studium der Jurisprudenz und Vorliebe für das Studium der Medicin, als unſere Neigung zur Dichtkunſt, der wir ſchon damals, Schiller durch lyriſche und dramatiſche Verſuche, ich durch Lieder, Balladen und Romane, zu genügen anfingen. Natürlich raubten uns dieſe Verſuche einen großen Theil der Zeit, welche wir dem Studium der juridiſchen Wiſſenſchaften hätten widmen ſollen. In den Vorleſungen dachten wir mehr an unſere dichteriſchen Plane, als an das, was wir vom Katheder herab hörten, wir blieben daher hinter unſern Kameraden zurück und zwar dergeſtalt, daß es einem Profeſſor nicht übel genommen werden konnte, wenn er einen unſerer Kameraden fragte, ob es uns an Gaben fehle, oder ob es blos Faulheit ſei, daß wir nichts lernen. So zurückgeblieben in unſern juridiſchen Studien, konnten wir natürlicherweiſe das Verſäumte nicht mehr leicht einbringen, wir entſchloſſen uns daher zum Studium der Medicin, mit dem Vorſatz, dieſes neu gewählte Studium ernſter zu treiben, als das verlaſſene Studium der Jurisprudenz, und wir glaubten, dieſen Vorſatz um ſo eher

ausführen zu können, da uns die Medicin mit der Dichtkunſt viel näher verwandt zu ſein ſchien, als die trockene poſitive Jurisprudenz. Allein auch als Mediciner konnten wir das Dichten nicht laſſen, nur die Anatomie trieben wir mit Fleiß, weil hier der Unfleiß mehr in die Augen fiel, die übrigen Studien trieben wir nur mit halbem Intereſſe, und wir würden hier eben ſo zurückgeblieben ſein, wie in unſern juriſtiſchen Studien, wenn uns nicht der Gedanke, daß das Studium einer ſogenannten Brodwiſſenſchaft doch die Hauptſache und abermals umzuſatteln eine Schande ſei, zu dem Entſchluſſe gebracht hätte, das Dichten bis nach Beendigung des mediciniſchen Studiums zur Nebenſache in unſern müßigen Stunden zu machen. Bei Schiller wirkte zur Ausführung dieſes Entſchluſſes ſein feſter Charakter, bei mir der Eindruck, welchen die uns vom Profeſſor Cunsbruch mitgetheilten Hefte des vormaligen Profeſſors Brendel in Göttingen, deſſen Schüler er war, auf mich gemacht hatten. Das Leſen dieſer Hefte machte mir das Studium der Medicin auf einmal lieb, und von nun an war es auch der einzige Gegenſtand meiner Beſchäftigung. Nicht nur hörte ich jetzt alle Vorleſungen mit der größten Aufmerkſamkeit, ſondern ſtudierte auch für mich ſelbſt mit großem Eifer Hallers Phyſiologie, Platners Anthropologie, Sydenhams und Friedrich Hofmanns Werke, vorzüglich aber van Swietens Commentarien über die Boerhave'ſchen Aphoriſmen und noch mehrere andere Schriften, welche uns unſere Lehrer zum Selbſtſtudium beſonders empfohlen hatten. Dagegen wurde das Dichten beinahe ganz aufgegeben, nur zuweilen und bei ganz beſondern Gelegenheiten verfertigte ich einige Kleinigkeiten, z. B. eine Ode auf die Wiedergeneſung unſeres Intendanten von einer gefährlichen Krankheit, welche auch gedruckt wurde. Erſt in dem letzten Studienjahr, wo wir weniger Vorleſungen zu beſuchen hatten und unſere meiſte Zeit auf den Krankenzimmern zubrachten, benutzte ich dieſe Muße wieder mehr zu poetiſchen Arbeiten und insbeſondere zur Fortſetzung eines mir am meiſten am Herzen liegenden Romans, bis zwei Monate vor den öffentlichen Prüfungen, zu welchen ich mich, unter gänzlicher Hintanſetzung aller poetiſchen Arbeiten, vorbereitete. Wirklich beſtand ich in allen Prüfungen ganz gut, und bei der Preisaustheilung am Stiftungstag ging auch ich nicht leer aus, zur großen Freude meiner Aeltern, welche auf dieſe Auszeichnung einen größern Werth legten, als ich ſelbſt.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß unſere Lehrer insgeſammt dem damals herrſchenden Boerhave'ſchen Syſtem huldigten, oder ſogenannte Humoralpathologen waren. Natürlich ging es uns, wie allen Anfängern, die, ehe ſie nicht ſelbſt denken und prüfen, in verba magistri ſchwören und Alles, was ihnen die Lehrer vorſagen, für heilige Wahrheit halten. Indeſſen hatten mich — denn ich ſpreche jetzt blos von mir — ſchon die Brendel'ſchen Hefte auf die Einſeitigkeit und die Mängel der Boerhave'ſchen Lehre aufmerkſam gemacht, und wie ich weiterhin die Lehren Stahls und Cullens kennen lernte, war ich nahe daran, ein Abtrünniger oder gar ein Gegner des Boerhave'ſchen Syſtems zu werden, wenn nicht einerſeits die Achtung vor meinen Lehrern, und andererſeits das Glück ihrer Praxis mich davon abgehalten hätten. Gleichwohl konnte ich ihnen meine Zweifel nicht verhehlen und wo ich Gelegenheit hatte, meine Ueberzeugung, daß die Nerven, wenn nicht eine größere, doch gewiß eine eben ſo große Rolle in den Krankheiten ſpielen, als die Säfte, auszuſprechen, that ich es, und da ich ſah, daß meine Anſichten, beſonders von Eunsbruch, wohlwollend und ſelbſt beifällig aufgenommen wurden, ſo ging ich immer weiter, ich ſprach ſie auch ſchriftlich in einer Abhandlung: de causis morborum, aus, wo ich nicht blos die Nerven, ſondern auch die Seele eine Rolle in den Krankheiten ſpielen ließ. Am Schluſſe der zwei letzten Studienjahre mußte nämlich von den Zöglingen eine ſogenannte Probeſchrift vorgelegt werden, die, wenn ſie den Beifall der Lehrer erhalten hatte, gedruckt wurde. Begreiflich erhielt meine Schrift den Beifall der Lehrer nicht, ſie fanden in derſelben Stahl'ſche Grundſätze, hielten ſie nicht für würdig, gedruckt zu werden, ſie wurde mir daher durch den Oberaufſeher zurückgegeben und zu meiner deſto größern Beſchämung mußte ich von ihm vernehmen, die Schrift ſei zwar recht ſchön und zierlich geſchrieben, aber ſo ganz gut müſſe ſie doch nicht ſein, weil ſonſt Seine Herzogliche Durchlaucht erlaubt haben würde, daß ſie ebenfalls gedruckt werde, wie mehrere andere. — Wie ich hierauf von den Lehren der Humoralpathologie immer weiter abgegangen, wie ich ſofort ein Nervenpatholog und dann ein Brownianer geworden, welchen Einfluß die Naturphiloſophie auf meine Anſichten und Grundſätze gehabt hat, und wie ich mir zuletzt mein eigenes, bis jetzt beibehaltenes und in meiner Praxis befolgtes Syſtem gebildet habe, werde ich in der Folge anzugeben Gelegenheit finden. Ich verlaſſe daher dieſen Gegenſtand,

und gehe zu der Darſtellung der Verhältniſſe der Zöglinge zu ihren Vorgeſetzten und Lehrern und zu einander ſelbſt über.

Anlangend das Verhältniß der Zöglinge zu ihren Vorgeſetzten und Lehrern, ſo war es eine Hauptmaxime des Herzogs, ſie auf alle Weiſe liberal zu behandeln. Das Muſter dieſer Behandlung gab der Herzog ſelbſt. Wie er die Zöglinge ſtets ſeine Söhne nannte, ſo behandelte er ſie auch als ein wahrer Vater; auch wenn er ſie ſtrafte, ja ſogar wenn ſie ſich Ungebührlichkeiten gegen ihn ſelbſt erlaubten, vergaß er den Fürſten und Herrn und ahndete die gegen ihn begangenen minder, als die gegen andere Perſonen. Um zum Beweis deſſen nur einige Beiſpiele anzuführen, ſo war ich, als er einſt unvermuthet in den Schlafſaal trat, nicht ſogleich von meinem Schreibtiſch aufgeſtanden. Wohlverdientermaßen erhielt ich für dieſe Ungezogenheit von ihm eine Maulſchelle, aber er ſagte, wie er ſie mir gab: „Dieſe Maulſchelle empfängt Er, weil ich der Herzog bin; hätte Er die Ungezogenheit gegen einen Meiner Generale oder Geheimräthe begangen, dann hätte Er ſehen ſollen, was geſchehen wäre.“ Dieſem Beiſpiel füge ich noch ein zweites, mich ebenfalls betreffendes, bei. Der Herzog hatte zunächſt an dem gemeinſchaftlichen Speiſeſaal auch für ſich ein Speiſezimmer einrichten laſſen, in welchem er faſt täglich Abendtafel hielt. Zu dieſer Abendtafel wurden, nebſt einem Paar Generalen und Geheimräthen, abwechſelungsweiſe einige unſerer Vorgeſetzten und Profeſſoren eingeladen. Aber neben der herzoglichen Tafel war auch eine Tafel für akademiſche Zöglinge gedeckt, die vor dem Abmarſch aus dem Rengierſaal in den Speiſeſaal von dem Herzog genannt wurden und deren gewöhnlich acht waren. Nachdem abgeſpeiſt war, wurden die Zöglinge zu einem wiſſenſchaftlichen Diskurs von dem Herzog aufgefordert, an welchem gewöhnlich auch er ſelbſt Antheil nahm. So war auch ich einſt von den acht, und als auf die Aufforderung des Herzogs, daß wir einen Diskurs anfangen ſollten, keiner von uns den Anfang machen wollte, ſtellte ich an den Zögling Bregenzer die Frage, ob Bregenzer nach der zweiten oder dritten Deklination deklinirt werde und im Genitiv Bregenzeri oder Bregenzeris habe? Dieſe närriſche Frage mißfiel natürlich dem Herzog. „Was ſollen dieſe Narrenpoſſen?“ rief er gegen unſere Tafel herüber, „einen andern geſcheidtern Diskurs!“ Allein dabei hatte es ſein Verbleiben und es wurde ein anderer Diskurs angefangen. — Eine noch größere und ſehr auffallende Ungezogenheit beging

ein anderer Zögling. Es war in der Akademie eingeführt, alle Jahre zweimal an einem beſtimmten Sonntag zu kommunieiren. Wie ſeine Kameraden, ging auch der erwähnte Zögling am Sonntag in die Kirche zur Beichte, und eben ſo auch am Sonntag darauf in die Predigt. Aber nach der Predigt, wo er in der Nähe ſeiner Kameraden zum Empfang des Abendmahls an den Altar treten ſollte, blieb er an ſeinem Platz ſitzen, ungeachtet er von einem der Vorgeſetzten zweimal an ſeine Schuldigkeit erinnert worden. Natürlich wurde dieſer Vorgang dem Herzog gemeldet und als ihn dieſer darüber zu Rede ſtellte, gab er zur Antwort, über ſolche Dinge habe der Menſch nur Gott Rechenſchaft zu geben, nicht andern Menſchen, und zur Begehung heiliger Handlungen, zu denen man gehörig vorbereitet ſein müſſe, könne nicht geboten werden. Der Herzog, frappirt von dieſer Antwort, und von ihrer Wahrheit getroffen, erwiederte ihm blos, er ſei ein Menſch ohne Religion, der durch ſich ſelbſt geſtraft genug ſei, und ging, ohne ihm eine Strafe zu diktiren, weiter. Solche Beiſpiele von väterlicher Schonung könnte ich noch mehrere anführen; aber ich glaube, die angeführten werden hinreichen, um begreiflich zu machen, daß ſowohl Vorgeſetzte als Lehrer ſich dieſes erlauchte Beiſpiel zum Muſter nahmen. Vorzüglich that dieß der Intendant der Akademie, und ſeinem Beiſpiel folgten auch mehr oder weniger die andern vorgeſetzten Officiere. Ein Gleiches geſchah auch von den Lehrern, von welchen ohnehin ein liberales Betragen gegen ihre Schüler zu erwarten war. Indeſſen gab es doch Einige ſowohl unter den Lehrern, zumal den Unterlehrern, als auch unter den vorgeſetzten Officieren und Aufſehern, welche die Zöglinge zwar nicht brutal, aber doch grob, leidenſchaftlich, inconſequent, und mitunter auch ungerecht behandelten, ſo wie es auch nicht an ſolchen fehlte, die ſich durch übertriebene Liberalität, Dünkel, Pedanterei, Gemeinheit, und allerlei wunderliche Eigenheiten verächtlich und lächerlich bei den Zöglingen machten. Die Jugend iſt ſcharfſichtig, und lernt die Vorzüge und Mängel ihrer Vorgeſetzten nur zu bald kennen; ſie iſt aber auch tapfer und muthwillig, und ſo wie ſie die gebildeten, verſtändigen, wohlwollenden und gerechten ihrer Vorgeſetzten und Lehrer mit Liebe umfaßt, ihnen mit Freuden gehorcht, ihren Vorzügen die größte Hochachtung erweiſt, und ihnen für ihr Wohlwollen von Herzen dankbar iſt, ſo weiß ſie auch eben ſo gut, wie ſie ſich gegen die ungerechten, unverſtändigen und abgeſchmackten zu benehmen

hat. Mit dem Ungerechten läßt ſie ſich entweder in einen offenen Kampf ein, oder ſie ſinnt auf Mittel, ihm heimlich zu ſchaden. Dem Groben vergilt ſie entweder Gleiches mit Gleichem, oder ſie beträgt ſich, um ihn zu beſchämen, deſto höflicher gegen ihn. Den Leidenſchaftlichen läßt ſie austoben, oder ſie bringt ihn durch ein deſto ruhigeres Verhalten zur Beſinnung. Den Unwiſſenden bemitleidet, den Eingebildeten perſiflirt ſie, den Schwachen hat ſie zum beſten, und dem Lächerlichen macht ſie ſeine Eigenheiten nach. Alle dieſe Fälle kamen, wie in jeder öffentlichen Erziehungsanſtalt, auch in der Akademie häufig genug vor, und auch hiervon will ich einige Beiſpiele anführen. So wurde vorzüglich der Intendant der Akademie von allen Zöglingen hochverehrt, und beſonders ſprach ſich dieſe Verehrung durch die allgemeine Theilnahme der Zöglinge an einer Krankheit aus, an welcher er gefährlich darnieder lag, und durch ihren lauten Jubel über ſeine Wiedergeneſung. Eine gleiche Verehrung bezeigten ſie auch mehreren andern der vorgeſetzten Officiere, ſo wie den meiſten Profeſſoren. Dagegen aber entging keiner von den Vorgeſetzten, Aufſehern und Lehrern, der ſich ihnen verhaßt oder lächerlich gemacht hatte, ihrer Rache und ihrem Spott. So wurde unter anderem einem der vorgeſetzten Officiere, der einem der ältern Zöglinge nicht hold war, und ihn bei mehreren Gelegenheiten beleidigt hatte, von dieſem Zögling an die Thüre ſeines Zimmers eine Karrikatur, einen Reiter auf einem Eſel vorſtellend, deſſen Schweif mit dem Zopf des Reiters zuſammen gebunden war, angeheftet. Der Officier hatte nämlich ein ſehr langes und dickes Haar, auf welches er ſich ſehr viel einbildete, und weil er eben keiner von den Geſcheidten war, ſo war die Karrikatur leicht verſtändlich. Der Officier, beim Anblick derſelben außer ſich, wußte nicht, was er thun ſollte, da kam ein anderer Officier, und fragte ihn, was er da ſo anſtarre? „Da ſieh her, Herr Bruder," erwiederte er, „das hat „gewiß der impertinente Eleve B.... gethan. aber ich werde ihn „zu finden wiſſen." — „Stecke das Ding in die Taſche," entgegnete ihm der Andere, „denn erfährſt du auch den Thäter, ſo gewinnſt du „nichts, als daß er geſtraft wird, du aber wirſt ausgelacht, und du „thuſt daher am beſten, wenn du das Ding in die Taſche ſteckſt, und „dich ſtellſt, als wenn nichts geſchehen wäre." Allerdings wäre dieſe Satyre den Zögling theuer zu ſtehen gekommen, wenn nicht der Officier dem Rath ſeines Freundes gefolgt wäre. Aber, wie dieſe größern,

blieben auch die kleinern Neckereien, Myſtifikationen und Perſiflagen meiſtens ungeſtraft. Theils wurden ſie nicht bekannt, theils merkten es Manche nicht, daß der Spaß ihnen galt, und die es merkten, lachten darüber. So wurde einer der Lieutenants, die bei den Zöglingen ſchlafen mußten, einſt myſtificirt, indem man ihm weiß machte, der Zögling N... müſſe entwichen ſein, weil ſein Bett leer ſtehe. Erſchrocken beſah der Lieutenant das leere Bett, aber es fiel ihm nicht ein, ob der Vermißte ſich nicht, um ihn in Angſt zu ſetzen, in das leere Bett eines auf dem Krankenzimmer befindlichen Kameraden gelegt habe, wie dieß auch wirklich der Fall war. Nun konnte der Lieutenant nicht genug eilen, die Flucht des Zöglings dem Hauptmann zu melden, aber kaum hatte er den Schlafſaal verlaſſen, ſo begab ſich der Vermißte wieder in ſein gewöhnliches Bett, der Lieutenant kam, von dem Hauptmann begleitet, in den Schlafſaal zurück, der Vermißte lag wie in tiefem Schlafe in ſeinem Bett, er wurde geweckt, verſicherte, daß er nicht aus dem Bette gekommen, mehrere ſeiner Kameraden bezeugten ſeine Ausſage, und der Lieutenant, der ſich auf eine unbegreifliche Art getäuſcht zu haben glaubte, bekam von dem Hauptmann eine tüchtige Naſe. Ich könnte noch eine Menge ſolcher Späße erzählen, aber ich will nur noch zwei anführen, welche dem Oberaufſeher geſpielt wurden. Dieſer hatte in ſeiner Jugend das Schneiderhandwerk erlernt, und weil er ſich etwas darauf zu gut that, daß er nun Officier und Oberaufſeher in der Akademie ſei, ſo verbarg er, gleich andern Parvenu's, nicht nur ſeinen frühern Stand nicht, ſondern er ſprach auch gern davon, weil er dabei Gelegenheit hatte, ſich zu rühmen, daß er der beſte Hoſenmacher ſeiner Zeit geweſen ſei. Man brachte ihn daher öfters, wenn er guter Laune war, auf dieſes Kapitel, bedauerte, daß er dieſe Kunſt nicht mehr ausüben könne, und brachte ihn durch vieles Zureden endlich dahin, daß er verſprach, in ſeinem Zimmer ein Paar Hoſen zuzuſchneiden, und wirklich auch zuſchnitt.

Den andern Spaß, den er aber übel nahm, machte ſich der Eleve Haug, der nachmalig rühmlich bekannte Epigrammatiſt, mit ihm. Er erzählte eines Morgens im Schlafſaal beim Ankleiden ſeinen Kameraden, daß es ihm in der vergangenen Nacht geträumt habe, der jüngſte Tag ſei erſchienen, die vom Himmel herabgekommenen Engel hätten angefangen zu poſaunen, die Todten angefangen zu erwachen. Aber es habe mit dem Auferſtehen nicht recht vorwärts

gehen wollen, die Engel hätten daher immer ſtärker poſaunt, hierauf ſeien zwar mehr Todte, als zuvor, auferſtanden, allein es ſei den Engeln nicht genug geweſen. „Es müſſen hier weit mehr Todte be„graben liegen,“ ſagten ſie, „was ſollen wir nun, um ſie zu er„wecken, anfangen, da all unſer Poſaunen nichts hilft?“ Dieß habe ein eben auferſtandener ehemaliger Akademiſt gehört, und zu den verlegenen Engeln geſagt, er wüßte wohl Rath zu ſchaffen, wenn unter den Auferſtandenen der vormalige Oberaufſeher der Akademie wäre, denn dieſer dürfte ſich nur auf eine Anhöhe ſtellen, und mit ſeiner bei Lebzeiten gehabten gewaltigen Stimme, wie ſonſt in der Akademie: zum Gebet! jetzt kommandiren: zum Gericht! Man habe ſich daher ungeſäumt nach dem auferſtandenen Oberaufſeher umgeſehen, er ſei glücklich gefunden worden, auf Befehl der Engel habe er ſich auf eine Anhöhe geſtellt, zum Gericht! kommandirt, und weil ſeine Stimme nach ſeiner Auferſtehung viel ſtärker und ſonorer geworden, ſo habe es alsbald von Auferſtandenen dergeſtalt gewimmelt, daß die Engel vollkommen zufrieden aufgeflogen, um dem Herrn Chriſtus zu melden, daß nunmehr Alles zum Gericht bereit ſei. — Natürlich erregte dieſer vorgebliche Traum allgemeines Lachen; der Traum wurde weiter erzählt, und kam endlich auch dem Oberaufſeher zu Ohren. Dieſer lachte zwar auch, aber er ärgerte ſich deſto mehr heimlich, und als ihm Haug bald darauf begegnete, ſagte er ihm in einem halb ernſten halb ſcherzhaften Ton: „Apropos, Herr Haug, „wenn es Ihnen künftig wieder träumen ſollte, ſo muß ich Sie bitten, „mich ein für allemal dabei aus dem Spiel zu laſſen.“ — Ueberhaupt war Haug Meiſter in dergleichen Neckereien, weil er aber ein eben ſo guter Menſch, als witziger Kopf war, ſo ließ man ſie ihm nicht nur hingehen, ſondern auch diejenigen, denen es galt, lachten, wenn auch verſtellter Weiſe, eben ſo darüber, als diejenigen, die ſich daran beluſtigten. Daſſelbe war auch der Fall mit den Neckereien anderer Zöglinge. Man ſah ſie an, für das, was ſie waren, für Ausbrüche jugendlichen Muthwillens, nur boshafte und beleidigende, wenn ſie nicht von denen, die ſie trafen, abſichtlich ignorirt wurden, wurden nach Umſtänden beſtraft. — Doch ich ſehe, daß ich mich bereits zu lange bei dieſen Geſchichten aufgehalten habe. Ich gehe daher zu dem zweiten Punkt, zu der Schilderung der Verhältniſſe der Zöglinge unter ſich ſelbſt, über.

Da die Zöglinge der Akademie von allem Verkehr mit dem

Publikum abgeſchnitten waren, und nur am Sonntag von ihren Aeltern, Verwandten und Freunden Beſuche annehmen durften, ſo iſt leicht zu erachten, daß ſie ſich um ſo feſter an einander ſelbſt angeſchloſſen haben werden, und dieß war denn auch wirklich der Fall. Denn obſchon die Verſchiedenheit der Länder, aus welchen ein großer Theil der Zöglinge hergekommen war, die Verſchiedenheit des Standes, welchem ſie angehörten, die Verſchiedenheit des Alters, in welchem ſie ſtanden, endlich die Verſchiedenheit des Studiums, welches ſie ergriffen hatten, Anlaß zu eben ſo vielen Trennungen hätten geben können, ſo geſchah dieß doch keineswegs. Zwar befanden ſich, ſchon ehe die Akademie als Univerſität ihren Kulminationspunkt erreicht hatte, Spanien und Portugal ausgenommen, aus allen chriſtlichen Ländern, aus Deutſchland, Frankreich, Italien, der Schweiz, den Niederlanden, aus Dänemark, Schweden, Rußland, England, ja ſelbſt aus Oſtindien und Amerika, Zöglinge in derſelben, aber nie bildeten ſich, wie auf andern Univerſitäten, Landsmannſchaften, die, wie auf jenen, zuſammengehalten hätten. Eben ſo wenig veranlaßte auch die Verſchiedenheit des Standes, des Alters, der Studien, Trennungen der Zöglinge. Adelige hielten ſich nicht blos zu Adeligen, Bürgerliche zu Bürgerlichen, ältere zu ältern, jüngere zu jüngern, Juriſten zu Juriſten, Mediciner zu Medicinern, Künſtler zu Künſtlern. Schon das beſtändige Zuſammenſein der Zöglinge in den Schlafſälen, in dem Speiſeſaal, auf ihren Spaziergängen, in dem akademiſchen Garten, bei ihren Spielen, erhielt ſie in einer beſtändigen Berührung mit einander; aber nicht minder, ja noch mehr, hielt ſie die Einrichtung der Akademie ſelbſt, und mehr, als Alles, der Geiſt des Herzogs zuſammen, der überall in derſelben waltete. Die Zöglinge waren alle ſeine Söhne, er machte keinen Unterſchied zwiſchen ihnen, der Adelige galt ihm ſo viel als der Bürgerliche, der Jüngere ſo viel als der Aeltere, der Kunſtbefliſſene ſo viel als der Studierende; nur die Vorzüglichern zog er vor, nur die Ritter des akademiſchen Ordens hatten einen eigenen Schlafſaal, und ſpeiſten an einem eigenen Tiſch, und der einzige Vorzug der Fürſtenſöhne war, daß ſie am Tiſch der Chevaliers ſpeiſten, von denen die Meiſten Söhne bürgerlicher Aeltern waren. So erhielt ſich eine beſtändige Gleichheit unter den Zöglingen; ſie waren gleich liebe Söhne eines Vaters, des Herzogs.

Indeſſen gab es doch, dieſer Einigkeit ungeachtet, Verbindungen beſonderer Art, Verbindungen, welche das Herz und die Gleich=

heit der Neigungen und Beſtrebungen ſtiftete, und welche eben darum die innigſten und feſteſten waren. Schwerlich fand ſich in der Akademie ein Zögling, der nicht in einer ſolchen Verbindung ſtand, jeder hatte Freunde, an welche er ſich auf das innigſte anſchloß, welche er auch nach der längſten Trennung von ihnen, und nach ihrem Tode nicht vergaß, und deren ſtete Erinnerung ihm auch das Andenken an die Akademie ſelbſt und ihren väterlichen Stifter ſo theuer machte, wovon die am eilften Februar 1828 begangene Säkularfeier ſeines Geburtstages, und die bei derſelben beſchloſſene alljährige Feier dieſes Tages einen ſo rührenden Beweis gibt.

In ſolchen innigen Verbindungen ſtand auch ich, und ich kann nicht umhin, etwas ausführlicher davon zu ſprechen. Zuerſt tritt mir hier mein Bruder entgegen. Er war zwei Jahre jünger als ich, ein Jüngling von ausgezeichneten Gaben, und von dem beſten Herzen. Er ſtudierte Jurisprudenz, war äußerſt fleißig, und gehörte unter die geſchickteſten ſeiner Kameraden. Er hatte das ruhige Temperament unſerer Mutter, ich das lebhaftere unſeres Vaters. Gleichwohl betrugen wir uns gegen einander ſtets brüderlich, nur die Verſchiedenheit unſerer Neigungen und Beſtrebungen hielt uns etwas auseinander. Er war Juriſt mit ganzer Seele, ohne Sinn für die Dichtkunſt, ich Mediciner aus Pflicht, nicht mit dem Intereſſe für meine Wiſſenſchaft, wie er für die ſeinige, denn ich theilte es mit dem für die Dichtkunſt. Indeſſen achtete ich ſeine Liebe für die Jurisprudenz darum nicht weniger, ich ſah mit Vergnügen die großen Fortſchritte, die er in ſeinen Studien machte, und freute mich eben ſo ſehr, als er ſelbſt, der vielen Preiſe, die ihm alle Jahre zu Theil wurden. Wirklich erhielt keiner ſeiner Kameraden dieſer Preiſe mehr, als er; aber in eben dem Jahre, wo er zuverläſſig auch den akademiſchen Orden erhalten haben würde, ſtarb er, ein achtzehnjähriger Jüngling. Wie nahe ſein früher Tod mir, unſern Aeltern und Geſchwiſtern, ſeinen Lehrern und Vorgeſetzten, und ſeinen vielen akademiſchen Freunden ging, brauche ich nicht zu ſagen. Selbſt der Herzog, auf deſſen Befehl alle ſeine Leibärzte während ſeiner Krankheit zugezogen worden, beklagte ſeinen Tod, und bezeigte mir und meinen Aeltern auf eine eben ſo herablaſſende als rührende Art ſeine Theilnahme an unſerem Verluſt. Dieſe Theilnahme des Herzogs, und ein Brief von Schiller an meinen Vater, worin er ihn bat, die Pflichten eines Sohnes gegen ihn übernehmen

zu dürfen*), und das ſchöne Gedicht, welches er bei dieſer Veranlaſſung dichtete**), trugen das meiſte zur Beruhigung meiner Aeltern bei. Aber das wehmüthige Andenken an den hoffnungsvollen Sohn erloſch erſt mit ihrem Leben. Auch ich gedenke des guten Bruders noch immer mit Rührung, und werde ſeiner ſo gedenken, ſo lange ich lebe.

Von meinem Bruder wende ich mich zu meinem älteſten, von mir wie ein Bruder geliebten, und bis zu ſeinem Tode mir treu gebliebenen Freund Schiller. Wir waren von gleichem Alter, beide Officiersſöhne, frequentirten als Knaben zuſammen die lateiniſche Schule in Ludwigsburg, wollten beide Theologie ſtudieren, ja wir wohnten zuletzt in dem nämlichen Haus, in der damaligen Cotta'ſchen Buchdruckerei in Ludwigsburg. Da unſern Vätern Alles daran gelegen war, daß wir etwas rechtes in der Welt werden ſollten, ſo wurden wir ſtreng zum Lernen angehalten, und um hierzu keine Zeit zu verſäumen, wurde uns außer der Schule wenig Umgang mit unſern Kameraden geſtattet. Um ſo feſter ſchloſſen wir uns daher an einander ſelbſt an, ſpielten mit einander in unſern müſſigen Stunden, und übten allerlei Muthwillen, wie z. B. an dem Setzer in der Druckerei, welchem wir faſt täglich einen neuen Streich ſpielten. So lebten wir in der innigſten Verbindung zuſammen bis zu meiner Aufnahme in die militäriſche Pflanzſchule auf der Solitüde. Aber ehe zwei Jahre verfloſſen waren, trat auch Schiller als Zögling in die Pflanzſchule, und man kann ſich denken, wie glücklich es uns machte, uns wieder mit einander vereint zu ſehen. Das Band der Freundſchaft war durch unſere Trennung nicht gelöſt worden, es wurde durch dieſelbe nur um ſo feſter. Was uns aber noch mehr mit einander verband, war unſere gemeinſchaftliche Neigung zur Dichtkunſt. Bei Schiller hatte ſich dieſe Neigung ſchon in Ludwigsburg deutlich ausgeſprochen. Nicht nur übertraf er alle ſeine Mitſchüler in der Emſigkeit, lateiniſche Diſtichen zu machen, ſondern er verſuchte ſich auch in eigenen lateiniſchen, und bald darauf auch in

*) Siehe den unter Nro. 1. angehängten Brief Schillers, der ſich ſo wie die folgenden im Original in den Händen des Schwiegerſohnes des ꝛc. von Hoven befindet.

**) Schillers Gedichte 1. Band: „eine Leichenphantaſie ꝛc.“
Anmerkung des Herausgebers.

deutſchen Verſen, wovon, ſo viel ich mich erinnere, der erſte Verſuch ein bei ſeiner Konfirmation verfertigtes Lied an ſich ſelbſt war, in welchem er die Gefühle, welche dieſe heilige Handlung in ihm erregte, ausſprach. Schon vor ſeinem Eintritt in die militäriſche Pflanzſchule hatte ſich auch bei mir die Neigung zur Dichtkunſt bereits geregt. Ich hatte Gellerts Fabeln und Lieder, Geßners Idyllen, Kleiſts Gedichte, Gleims Kriegslieder u. ſ. w. geleſen; jedoch hatte ich mich noch an keine eigenen poetiſchen Verſuche gewagt. Dazu wurde ich erſt ſpäter von Schiller angeregt, der mich, nachdem ich ihm an einigen von den ſeinigen ein beſonderes Wohlgefallen bezeigt hatte, zu ähnlichen Produktionen aufforderte. Was mich aber noch mehr beſtimmte, ſeiner Aufforderung zu folgen, war der Beifall, welchen zwei ſeiner in dem von dem Profeſſor Haug damals herausgegebenen Schwäbiſchen Magazin abgedruckten Gedichte: der Eroberer und der Abend, von dem Herausgeber des Magazins erhielten, indem er von denſelben ſagte, daß ſie die erſten Proben eines Jünglings ſeien, von welchem vorauszuſetzen ſei, er werde einſt ein os magna sonaturum werden. Außer Gellert, Geßner, Kleiſt und Gleim hatte ich bereits auch noch andere deutſche Dichter, Uz, Hagedorn, Hölty, und ſpäter auch Klopſtock, kennen gelernt; doch zogen mich vorzüglich die von Urſinus herausgegebene Sammlung von Balladen, und einige Romane, die ich zufällig zu leſen bekommen hatte, wie der Dorfprediger von Wakefield, Wielands Agathon u. ſ. w. an, während dagegen Schiller ſich für Klopſtock und Shakſpeare, den wir zuerſt durch die Wieland'ſche Ueberſetzung kennen lernten, auf das entſchiedenſte erklärte. So verſuchte ich mich zuerſt in lyriſchen Gedichten, in Liedern, wo mir vorzüglich Kleiſt, und in Oden, wo mir Klopſtock zu Muſtern dienten, in Balladen und Romanzen, und nach der Erſcheinung Werthers von Göthe vorzüglich in Romanen, deren ich mehrere angefangen, jedoch nur einen ganz fertig gebracht hatte. Schiller hingegen, deſſen großes Muſter Shakeſpeare, und weiterhin Göthe in ſeinem Götz von Berlichingen war, übte ſich vorzüglich im Dramatiſchen, ſchrieb nach mehreren vorhergegangenen andern Verſuchen ſeine Räuber, wozu ihm den Stoff eine in dem oben erwähnten Schwäbiſchen Magazin befindliche Erzählung gab, und ehe er die Akademie verließ, hatte er das Stück größtentheils vollendet. Daß er dieſen Stoff wählte, war eigentlich ich die Urſache. Ich hatte ihn auf die Erzählung, als ein zu einem Drama trefflich

geeignetes Süjet, aufmerkſam gemacht, und meine Idee war, darzuſtellen, wie das Schickſal zur Erreichung guter Zwecke auch auf den ſchlimmſten Wegen führe, Schiller aber machte die Räuber zum Hauptgegenſtand, oder, um mich ſeiner eigenen Worte zu bedienen, zur Parole des Stücks, was ihm bekanntlich von vielen Seiten her übel genommen worden, und was ihm auch ſelbſt in der Folge leid gethan zu haben ſcheint.

Indeſſen waren wir beide nicht die einzigen Zöglinge in der Akademie, welche ſich in dichteriſchen Verſuchen übten, es ſchloſſen ſich an uns noch einige andere an, zuerſt Peterſen, nachmals Bibliothekar in Stuttgart, Verfaſſer der mit Beifall aufgenommenen Geſchichte der Nationalneigung der Deutſchen zum Trunk, der Litteratur der Staatslehre unter dem Namen Placidus, und einer proſaiſchen Ueberſetzung Oſſians, der ſich vorzüglich im Epiſchen übte, und zuletzt ſich an ein größeres epiſches Gedicht: Konradin von Schwaben wagte, welches aber, obſchon größtentheils fertig, nie öffentlich bekannt wurde; — dann Haug, nachmaliger herzoglicher Kabinets-Sekretär, deſſen Epigramme ſchon damals den künftigen ausgezeichneten Epigrammatiſten verriethen; — endlich Schubart, nachmaliger Preußiſcher Legations-Sekretär, der Sohn des als Dichter und Staatsgefangener auf der Feſtung Hohen-Aſchberg berühmten Schubarts. Er hatte ſich vorzüglich in metriſchen Erzählungeübt, und ohne Zweifel würde er etwas Bedeutendes in dieſem Fach geleiſtet haben, wenn er nicht zu frühe geſtorben wäre.

Da der Herzog kein Freund der Dichtkunſt war, ſondern allein einen Werth auf andere Künſte, und auf wiſſenſchaftliche Studien legte, ſo mußten wir natürlich unſer dichteriſches Treiben geheim halten. Wir dichteten alſo im Stillen, arbeiteten jeder in dem gewählten Fach, ſo oft wir Zeit und Gelegenheit dazu fanden, theilten unſere Arbeiten uns gegenſeitig mit, kritiſirten ſie gegenſeitig, tadelten und lobten einander, natürlich das letzte mehr, als das erſte. So brachten wir nach und nach eine ziemlich anſehnliche Sammlung von poetiſchen Produktionen zuſammen, und da wir glaubten, daß ſie wohl gedruckt zu werden verdiene, ſo beſchloſſen wir, ſie dem Druck wirklich zu übergeben; es kam nur darauf an, einen Verleger dazu zu finden, und dieß war mir aufgetragen. Ich ſchrieb daher an einen Buchhändler in Tübingen, von welchem wir gehört hatten, daß er auch anonyme Schriften, denn natürlicherweiſe durften wir

uns als Zöglinge der Akademie nicht nennen, in Verlag nehme, und ſchickte auf geheimem Wege einen Brief an ihn ab. Aber der Brief blieb unbeantwortet. Ich ſchrieb wieder, und es kam wieder keine Antwort. Endlich erfuhren wir, daß der Buchhändler ſchon vor einigen Jahren — geſtorben war. So blieb alſo unſere Sammlung ungedruckt, und wir mußten uns, um nicht mit einem andern Buchhändler in einen ähnlichen Fall zu kommen, begnügen, unſere Produktionen einzeln in andere damals exiſtirende Sammlungen, wie in die von Schwan in Mannheim redigierte Schreibtafel, in die damaligen Muſenalmanache u. ſ. w. und diejenigen, welche wir nach unſerm Austritt aus der Akademie noch des Drucks werth hielten, theils in den Stäudtliniſchen Schwäbiſchen Muſenalmanach, theils in die von Schiller herausgegebene Anthologie einrücken zu laſſen. Indeſſen haben wir die meiſten, weil unſer reiferes Urtheil die Vorliebe für unſere Arbeiten immer mehr ſchwächte, unterdrückt, und was die meinigen betrifft, ſo habe ich ſie nach meinem Austritt aus der Akademie größtentheils dem Feuer übergeben.

Ich habe ſchon geſagt, daß Schiller und ich in den letzten Jahren unſerer akademiſchen Studien das Dichten größtentheils aufgegeben, und uns deſto mehr dem Studium der Medicin gewidmet hatten. Dadurch hörte zwar unſere Verbindung mit unſern dichteriſchen Freunden nicht auf; aber ſo wie wir fleißigere Mediciner wurden, kamen wir auch in eine um ſo nähere Berührung mit unſern mediciniſchen Kameraden, und unter dieſen vorzüglich mit Plieninger, meinem ſchon oben genannten geliebten Freund, mit Elwert, dem Sohn eines angeſehenen Arztes in Stuttgart, mit Jacobi, dem Sohne eines eben ſo angeſehenen Wundarztes daſelbſt, und mit Lieſching, dem Sohn eines wackern Landphyſikus, der bald nach ſeiner Entlaſſung aus der Akademie als Arzt mit dem Regiment, welches der Herzog in Holländiſche Subſidien gab, auf das Vorgebirge der guten Hoffnung abgegangen, und, ſo viel ich weiß, daſelbſt noch, und in großem Wohlſtand lebt. Als fleißigere Studenten waren alle dieſe vier uns beiden voraus; aber wir holten ſie bald ein, und mit Dank erkannten wir, daß wir durch unſere wiſſenſchaftlichen Unterhaltungen mit ihnen dabei nicht wenig gefördert worden. Elwert und Jacobi ſind längſt todt, nur Lieſching und Plieninger leben noch. Letzterer iſt ein Paar Jahre älter, als ich, und erfreut ſich, gleich mir, eines glücklichen Alters. Er hat ſeine Stelle als Stadt=

phyſikus in Stuttgart ſchon vor einigen Jahren niedergelegt; aber bei der vor kurzem begangenen Feier ſeines fünfzigjährigen Jubiläums erhielt er von dem König den Charakter eines Medicinalraths, als Beweis, daß, wie das Publikum, auch der König ſeine Verdienſte anerkenne.

Außer den genannten poetiſchen und medieiniſchen Freunden ſtanden wir auch noch mit vielen andern Zöglingen der Akademie, ſowohl ſtudierenden, als kunſtbefliſſenen, in näheren Verbindungen; doch waren die Verbindungen Schillers und die meinigen nicht ganz dieſelben. Mit Dannecker und Zumſteeg, wovon der erſtere als einer der erſten Bildhauer unſerer Zeit, der andere als ein vorzüglicher Muſiker und Komponiſt anerkannt iſt, ſtanden wir auf einem gleich freundſchaftlichen Fuß. Eben dieß war auch der Fall mit Scharfenſtein, der, ob er ſchon ſich mehr mit Zeichnen und Malen abgab, doch auch mehrere Gedichte verfertigte, welche bewieſen, daß es ihm eben ſo wenig an dichteriſchem, als an Kunſttalent fehle. Er ſtarb als Würtenbergiſcher General in Heilbronn am Neckar, gleich geachtet wegen ſeines biedern feſten Charakters, als wegen ſeiner Verdienſte als Soldat. Diejenigen, an welche ſich vorzüglich Schiller hielt, weiß ich nicht mehr alle zu nennen und erwähne nur der Brüder von Wolzogen, als zwei ſeiner vertrauteſten. Unter denen, an welche ich mich vorzüglich anſchloß, nenne ich vor allen den als K. Baieriſchen Staatsminiſter verſtorbenen Grafen von Thurheim, von welchem ich in der Folge mehr zu ſprechen Gelegenheit haben werde, die Grafen von Norrman und von Mandelslohe, beide in der Folge Würtenbergiſche Miniſter, zwei Freiherrn von Phull, von denen der ältere, noch lebende, Würtenbergiſcher General der Infanterie iſt, der jüngere, verſtorbene, Polizeiminiſter war, drei Brüder von Marſchall, wovon der älteſte frühzeitig in Wien ſtarb, einer der beſten Menſchen und ausgezeichnetſten Köpfe, zwei Brüder von Maſſenbach, den durch ſein Schickſal berühmt gewordenen Preußiſchen Oberſt, und ſeinen Bruder, geweſenen Finanzrath in Berlin, zwei Grafen von Bernſtorf aus Hannover, ferner die Zöglinge Schmidlin, Wächter, Seubert, vorzüglich aber den Zögling Schott, den beſten Freund meines verſtorbenen Bruders, der als Würtenbergiſcher Legationsrath noch gegenwärtig in Stuttgart lebt, aber ſeit mehreren Jahren wegen andauernder Kränklichkeit unfähig zum Dienſt iſt. Wie viel ich in dem

mehrjährigen Umgang mit ſo vielen an Stand, Talenten und Charakter verſchiedenen Freunden für meine ſowohl ſittliche, als litterariſche Bildung gewonnen habe, würde ich vergebens ſuchen anzugeben. Ich kann nur im Allgemeinen ſagen, daß ich ihnen allen ſehr viel ſchuldig geworden bin, und daß mir das Andenken an ſie, ſo wie an die Akademie ſelbſt, in welcher mir ſo viel Gutes und Erfreuliches zu Theil geworden, immer theuer bleiben wird.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß es einer in ihrer Art ſo einzigen, ſo berühmt gewordenen, und von Zöglingen aus den meiſten Europäiſchen Ländern beſetzten Anſtalt nicht an Beſuchen von Fremden aller Art, Fürſten, hohen Staats- und Militärperſonen, ausgezeichneten Gelehrten und Künſtlern, fehlen konnte. Allein es würde mich zu weit führen, wenn ich alle Fremde, die ich während meines Aufenthalts in derſelben geſehen habe, nennen wollte. Ich erwähne daher blos einiger der merkwürdigſten, und hier ſteht nun der Kaiſer Joſeph der Zweite oben an. Er beſuchte die Akademie im Jahre 1777 auf einer Reiſe nach Paris, welche er unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein machte. Er wollte nur einen Tag in Stuttgart verweilen, allein die Akademie intereſſirte ihn ſo ſehr, daß er ſeinen Aufenthalt um zwei Tage verlängerte. Er beſah Alles auf das genaueſte, erkundigte ſich nach der Einrichtung der Anſtalt nach ihren kleinſten Details, wohnte mehreren Vorleſungen mit größter Aufmerkſamkeit bei, und bezeigte dem Herzog unter vielen Lobeserhebungen ſein Wohlgefallen an der Anſtalt. Neben unſerem ſtattlichen Herzog ſtellte der Kaiſer nicht ſonderlich viel vor; aber ſeine Einfachheit, die fern von aller Affektation war, ſeine Herablaſſung und Leutſeligkeit, die er gegen jeden, mit dem er ſprach, bewies, und ſein Verſtand, der aus Allem, was er äußerte, hervorleuchtete, zogen um ſo mehr an, und machten uns Zöglingen ſeinen Beſuch in der Akademie unvergeßlich.

Mit dieſem kaiſerlichen Beſuch ſtand ein anderer, noch in dem nämlichen Jahr erfolgter in Verbindung, der Beſuch des durch ſeine Schrift über die Erziehung rühmlichſt bekannt gewordenen, und überhaupt als Gelehrter hochgeachteten Oeſterreichiſchen Generals Grafen von Kinsky. Ohne Zweifel beſuchte er die Akademie aus Auftrag des Kaiſers, und er kam in Stuttgart an, als eben die jährlichen Prüfungen ihren Anfang nahmen. Er beſuchte die Akademie alle Tage, erkundigte ſich, wie der Kaiſer Joſeph, auf das

genaueſte nach ihrer Einrichtung, wohnte den meiſten Prüfungen bei, ſtellte bei mehreren ſelbſt Fragen an die Zöglinge, ja ein Paar Mal machte er ſogar bei Disputationen den Opponenten. Nach Beendigung der Prüfungen beſuchte er die wieder begonnenen Vorleſungen der Lehrer, und erbat ſich von jedem eine ſchriftliche Darſtellung ſeiner Lehrmethode. Wie günſtig für die Akademie der Bericht, welchen er dem Kaiſer nach ſeiner Rückkehr erſtattete, geweſen ſein muß, ergibt ſich daraus, daß der Kaiſer bald darauf ſeinem Thereſianum in Wien eine andere Einrichtung gab, wobei Vieles von den Einrichtungen in der Akademie benutzt worden. Auch iſt es außer Zweifel, daß, obſchon zu der im Jahre 1781 erfolgten Erhebung der Akademie zur Univerſität die Empfehlung des Großfürſten und nachmaligen Kaiſers Paul während ſeiner Anweſenheit in Wien viel beigetragen, doch auch der günſtige Bericht des Grafen von Kinsky bedeutend mitgewirkt hat.

Ein anderer Fürſt, welcher die Akademie mit ſeinem Beſuch beehrte, war der damalige König Ferdinand von Neapel, ein großer ſtattlicher Mann. Auch ihm gefiel die Anſtalt ganz wohl, doch intereſſirte er ſich mehr für die Jagden, welche ihm der Herzog gab, als für unſere litterariſche Anſtalt. Indeſſen machte ihn uns doch ein Zug, welchen wir nachher von ihm erfuhren, achtungswerth, nämlich, daß er erſt von ſeiner Gemahlin fertig ſchreiben gelernt habe, und ihr dafür, als für eine große Wohlthat, ſtets dankbar geblieben ſei.

Unter den Gelehrten, welche die Akademie beſuchten, erregte vorzüglich Lavater unſere Aufmerkſamkeit. Er war eben in vollem Eifer mit ſeiner Phyſiognomik beſchäftigt, und der Hauptzweck ſeines Beſuchs war ohne Zweifel die Muſterung ſo vieler jungen Leute zum Behuf ſeiner phyſiognomiſchen Beobachtungen. Wirklich benutzte er auch dieſe Gelegenheit auf alle Weiſe. Nicht nur ſah er uns zu wiederholten Malen ſcharf ins Geſicht, ſondern er erkundigte ſich auch, wenn ihm eine Phyſionomie beſonders auffiel, ſorgfältig nach den Talenten und nach dem Charakter des Individuums. Dieſe Beobachtung unſerer Phyſionomien machte einen ſonderbaren Eindruck auf uns, wir freuten uns ihrer, und fürchteten ſie zugleich, denn wir glaubten an die Realität dieſer Wiſſenſchaft. Allein wir überzeugten uns bald von dem Gegentheil, da Lavater in der Phyſionomie eines von uns allen als ein ſehr guter Menſch gekannten Zöglings

etwas Heimtückiſches zu bemerken glaubte. Von mehreren Zöglingen, deren Phyſionomie ihm beſonders auffiel, hatte er ſich Silhouette ausgebeten, und einer unſerer Aufſeher, ein wegen ſeiner hohen Einbildung von ſich oft von uns belachter Mann, der mehr, als wir Alle, auf dieſe Auszeichnung, aber vergebens, gewartet hatte, tröſtete ſich damit, daß ihn Lavater mehrmals beſonders ſcharf angeſehen habe, weil er darin den Beweis gefunden zu haben glaubte, daß ihm ſeine Phyſionomie beſonders merkwürdig vorgekommen ſei, wie er denn auch nichts gewiſſer erwartete, als daß im nächſten Band der Phyſiognomik auch ſeine Phyſionomie, als eine der intereſſanteſten für den großen Phyſiognomen, erwähnt werden würde.

Von den Aerzten, welche die Akademie zu meiner Zeit beſuchten, war Tiſſot der berühmteſte, ein anſehnlicher, hübſcher Mann, aber was uns an ihm beſonders auffiel, war ſeine äußerſt zarte Stimme, welche beinahe wie die Stimme eines Mädchens klang. Er unterhielt ſich mit unſern Lehrern und auch mit uns auf das Freundlichſte, und in ſeinem Benehmen zeigte ſich keine Spur von Anmaßung und Stolz auf ſeine Celebrität. Er beſuchte alle unſere Hörſäle, auch die Anatomie, doch ging er nicht in das Secierzimmer, ſondern blieb, als ob er ſich vor dem Anblick der verſtümmelten Kadaver fürchtete oder ekelte, in dem Vorgemache ſtehen.

Weit der intereſſanteſte, und beſonders für uns angehende Dichter höchſt erfreuliche Beſuch war der Beſuch Göthe's, der ſich im Gefolge des über Stuttgart reiſenden Herzogs von Weimar befand. War uns ſchon der Herzog von Weimar als hochverehrter Liebhaber und Kenner der Wiſſenſchaften und Künſte, und beſonders der Dichtkunſt, intereſſant, ſo war es noch weit mehr Göthe, da wir eben von ſeinem Götz von Berlichingen und ſeinem Werther auf das höchſte enthuſiasmirt waren. Der Beſuch des Herzogs fiel in die Zeit, wo die öffentlichen Prüfungen eben geendigt waren, und er und Göthe denſelben nicht mehr beiwohnen konnten. Jedoch kamen ſie noch zur rechten Zeit zu der Rede, welche unſer Herzog jedesmal nach dem Schluſſe der Prüfungen in dem Speiſeſaal nach dem Abendeſſen zu halten pflegte. Die Rede war immer von dem Herzog ſelbſt verfaßt, und ſie war lange fertig, ehe er ſie hielt. So war es auch der Fall mit der, welcher der Herzog von Weimar und Göthe beiwohnten. Allein da er hörte, daß er dieſe zu Zuhörern haben würde, begab er ſich noch vor dem Abendeſſen der Zöglinge

in ein Nebenzimmer, um einiges in ſeiner Rede abzuändern, was ihm wegen der Anweſenheit dieſer Gäſte nothwendig ſchien. Der Herzog von Weimar und Göthe waren mit der Rede, ſo wie überhaupt mit der ganzen Feierlichkeit, wohl zufrieden, und mit Vergnügen folgten ſie der Einladung zu der akademiſchen Hauptfeierlichkeit, zur Feier des Stiftungstages der Akademie. Am Morgen dieſes Tages wohnte Göthe, ob auch der Herzog von Weimar, weiß ich nicht mehr, der von den herzoglichen Oberhofprediger gehaltenen Predigt in der Akademiekirche bei, und es hieß, daß ſie ihm wohl gefallen habe, ob ſie gleich da und dort getadelt wurde. Am Mittag ſpeiſte er mit dem Herzog von Weimar an der herzoglichen Tafel, und am Abend fanden ſich beide in dem Saale ein, wo die Austheilung der Preiſe an die Zöglinge vorgehen ſollte. Vor der Austheilung der Preiſe wurde eine Rede von einem der Profeſſoren gehalten, und die Reihe war dießmal an dem Profeſſor der Medicin Consbruch. Was der Gegenſtand der Rede war, weiß ich nicht mehr, aber um ſo deutlicher erinnere ich mich, wie bei einer darin vorgekommenen Stelle aus dem Werther Göthe ſichtbar erröthete, und die Augen niederſchlug. Während der Preisaustheilung ſtand er zur linken Seite des Herzogs, wie der Herzog von Weimar zu ſeiner rechten, und es war hoch erfreulich für uns zu ſehen, wie ſehr ihn der Herzog diſtinguierte. Hätte Göthe geahnt, daß unter den Zöglingen, die ihn mit Bewunderung anſahen, ſich auch der befand, welcher in der Folge als dramatiſcher Dichter ſein würdiger Rival, und als Menſch einer ſeiner vertrauteſten Freunde werden würde, gewiß würde er, um ihn auszufinden, jeden von uns mit eben dem Intereſſe betrachtet haben, wie früher Lavater zum Behuf ſeiner Phyſiognomik.

Es iſt leicht zu erachten, daß unſere Akademie bei Allem, was ſie leiſtete, bei dem großen Ruf, den ſie ſich auch im Ausland erworben hatte, bei dem günſtigen Urtheil der Fremden, von denen ſie beſucht wurde, gleichwohl viele Widerſacher gehabt hat. Nicht nur wurde ihr vorgeworfen, daß ſie zu viel koſte, daß ſie der Landesuniverſität Tübingen Eintrag thue, daß ſie viele junge Leute, die ſonſt nicht ſtudiert, oder ſich den Künſten gewidmet haben würden, zum Studieren und zur Erlernung der Künſte verleite, ſondern es wurde auch ihre militäriſche Einrichtung getadelt, als eine Einrichtung, die ſich mit den wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Studien

keineswegs vertrage. Allein ſo viel Gewicht auch dieſe Vorwürfe auf den erſten Anblick haben mögen, ſo erſcheinen ſie doch bei näherer Prüfung durchaus ungegründet. Denn was erſtlich die Koſten der Anſtalt betrifft, ſo waren ſie allerdings ſehr groß; allein theils wurden ſie nicht von dem Lande, ſondern von dem Herzog beſtritten, der ſich zu Gunſten der Akademie in andern Ausgaben beſchränkte, theils wurden ſie durch die Koſtgelder gedeckt, welche vorzüglich von ausländiſchen Zöglingen bezahlt werden mußten, und deren gewöhnlicher Betrag jährlich achthundert Gulden war.

Nicht minder ungegründet erſcheint auch der Vorwurf, daß die Univerſität Tübingen durch die Akademie beeinträchtigt worden. Denn auch abgeſehen, daß von den akademiſchen Studien das Studium der Theologie ausgeſchloſſen war, daß neben der juridiſchen, mediciniſchen und philoſophiſchen Fakultät auch noch eine militäriſche beſtand, und auf der Univerſität Tübingen keine Künſtler gebildet wurden, und keine Trivialſchulen vorhanden waren, wie in der Akademie, ſo belief ſich auch die Geſammtzahl der Zöglinge nie über dreihundert, und es iſt daher offenbar, daß der Verluſt der Univerſität Tübingen keineswegs ſo hoch angeſchlagen werden darf, als ihn die Profeſſoren der Univerſität und die Widerſacher der Akademie anſchlugen, ſo wie eben dadurch auch der andere Vorwurf, daß zu viele junge Leute zum Studieren und zur Erlernung der Künſte verleitet worden, wegfällt.

Ungleich gegründeter, als die eben beſeitigten Vorwürfe, erſcheint der, daß die militäriſche Einrichtung der Akademie, als einer Studien- und Lehranſtalt, nichts geraugt habe. Allerdings verträgt ſich mit den wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Studien kein Zwang; allein die militäriſche Verfaſſung der Akademie erſtreckte ſich blos auf die äußere Form derſelben, keineswegs aber auch auf den Unterricht. Den Lehrern wurde nicht vorgeſchrieben, wie ſie das, wozu ſie angeſtellt waren, lehren ſollten. Es war ihnen nicht, wie man jetzt da und dort ſieht, ein beſchränkender Studienplan als Norm vorgelegt, die Lehrer waren in ihren Vorträgen vollkommen frei, es kam blos darauf an, daß jeder ſeine Schuldigkeit that, und die jährlichen Prüfungen müſſen ausweiſen, ob er ſie gethan habe. Der Tadel trifft daher blos die eingeführte äußere militäriſche Form, die Uniformirung der Zöglinge, die militäriſche Disciplin in den Schlafſälen, das Aufmarſchieren in den Speiſeſaal, das militäriſche Kommando zum Gebet, u. ſ. w. Allein was ſchadet denn dieſe militäriſche Einrich-

tung den Studien? Iſt es nicht beſſer, die Studenten tragen eine von oben her vorgeſchriebene Uniform, als daß ſie ſich durch ihre abentheuerlichen Burſchen- und Landsmannſchafts-Trachten auszeichnen? Iſt es nicht beſſer, die Studenten kommen zur beſtimmten Stunde alle zumal in ihre Hörſäle, als einzeln, der eine früher, der andere ſpäter? Iſt es nicht beſſer, ſie werden zum Beſuch der Vorleſungen gezwungen, als daß es ihnen freiſteht, ſie bald zu beſuchen, bald wegzubleiben? Iſt es nicht beſſer, ſie werden durch die militäriſche Disciplin, welcher ſie unterworfen ſind, und durch ihre Abgeſchloſſenheit von dem Publikum genöthigt, ihre Zeit ausſchließend den Studien zu widmen, und, um der Langeweile zu entgehen, fleißig zu ſein, als daß ſie die ſogenannte akademiſche Freiheit zu zeitraubenden unanſtändigen Gelagen, zu muthwilligen Streichen, oder gar zu demagogiſchen Umtrieben benutzen? Man klagt jetzt allgemein über das Unweſen auf den Univerſitäten, und fürchtet die Studenten als kühne und freche Menſchen, die auf nichts geringeres, als auf den Umſturz der beſtehenden Regierungen, umgehen. Aber ſolche Umtriebe waren auf der Akademie in Stuttgart eben wegen ihrer militäriſchen Verfaſſung unmöglich, und würden, wenn ſie noch beſtände, es auch jetzt nicht ſein, und welcher Fürſt, der jetzt in den Studenten ſeine gefährlichſten Feinde ſieht, und ſie als ſolche mit Argusaugen bewachen läßt, würde nicht froh ſein, wenn er ſeine Landes-Univerſitäten in militäriſche Akademien, wie die vormalige Karls-Akademie in Stuttgart, umwandeln könnte? Uebrigens war der Vorwurf, welcher der Karls-Akademie wegen ihrer militäriſchen Verfaſſung gemacht worden, nur zur Zeit ihres Beſtehens paſſend, wo nur das Militär uniformirt war. Jetzt, wo auch die Staatsbeamten aller Klaſſen Uniformen tragen, und bei feierlichen Gelegenheiten, den Soldaten gleich, in Reihe und Glied in die Kirche ziehen, dürfte wohl die militäriſche Verfaſſung der Karls-Akademie, wo doch wenigſtens nur die Zöglinge und ihre vorgeſetzten Officiere, keineswegs aber auch die Profeſſoren Uniformen tragen mußten *), weniger ungereimt ſcheinen,

*) Blos bei feierlichen Gelgenheiten mußten die Profeſſoren überein gekleidet ſein. Im Sommer beſtand die Kleidung in einem Rock von ſchwarzem Gros de Tours, mit weißem ſeidenen Unterfutter, einer weißen ſeidenen mit Gold geſtickten Weſte, ſchwarzen ſeidenen Beinkleidern, und weißen

zumal da trotz dieſer Verfaſſung ſo viele vorzügliche Menſchen aus ihr ausgegangen ſind, wovon ich mehrere ſchon oben genannt habe.

Das Einzige, was man mit einigem Grund gegen die militäriſche Verfaſſung der Karls-Akademie, und die überhaupt in derſelben eingeführte ſtrenge Disciplin, ſagen könnte, iſt, daß die Zöglinge zu wenig für die Welt gebildet worden, und nicht nur unmittelbar nach ihrem Austritt, ſondern auch in der Folge ſich nicht auf die Art, wie es das öffentliche Leben fordert, zu benehmen gewußt haben. Allein das iſt mehr ein voreiliger Schluß, als eine wirkliche Thatſache; die Erfahrung hat vielmehr das Gegentheil gezeigt. Nur diejenigen, denen es von Natur an Gewandtheit, und an der Fähigkeit, ſich in die Verhältniſſe zu ſchicken, fehlte, blieben unbeholfen und linkiſch nach ihrem Austritt aus der Akademie, und deren waren nur Wenige. Die meiſten fanden ſich in kurzem in die neuen Verhältniſſe, ja Viele konnten ſogar als Muſter eines gewandten, weltklugen und feinen Betragens aufgeſtellt werden, wie z. B. die Grafen von Thurheim und von Mandelslohe, der Würtenbergiſche Miniſter Freiherr von Phull, und noch ungleich mehrere, die ſich dem Militärſtand gewidmet hatten, und die zu nennen überflüſſig wäre.

Allein es handelt ſich hier nicht blos von dem äußerlichen Betragen der Zöglinge der Akademie nach ihrem Abgang von derſelben. Ungleich wichtiger iſt die Geiſtesſtimmung, welche ſie aus der Akademie in das geſellige Leben mitbrachten. Unbekannt mit der Verſchiedenheit der Stände, unbekannt mit den Vorzügen, welche man den Adeligen vor den Bürgerlichen, dem Gelehrtenſtand vor dem Künſtlerſtand, damals einzuräumen pflegte, hatten ſie keine Idee von privilegirten Ständen, von Prärogativen des Adels vor dem gemeinen Volk, des Militärs vor dem Bürgerſtande, der Gelehrten vor den Künſtlern. Sie waren zu Weltbürgern erzogen, ſie betrugen ſich als ſolche, und man kann mit Recht ſagen, daß ihr Eintritt in das geſellſchaftliche Leben nicht nur in Würtenberg,

---

ſeidenen Strümpfen; im Winter in einem Rock von ſchwarzem Sammt, und einem Unterfutter von weißem Atlas, einer mit Gold geſtickten Weſte von weißem Atlas, Beinkleidern von ſchwarzem Atlas, und weißen ſeidenen Strümpfen, wie im Sommer, unter dem Arm einen Chapeau-bas, und einen Galanterie-Degen an der Seite.

ſondern auch im Ausland Epoche gemacht hat. Wo die Zöglinge der Akademie hinkamen, haben ſie zur Vertilgung des damals herrſchenden Kaſtengeiſtes beigetragen, und ſo wie ſie überall zu den bedeutendſten Stellen wegen ihrer ausgezeichneten Kenntniſſe gelangt ſind, ſo haben ſie auch überall ihre weltbürgerlichen Grundſätze geltend gemacht. Sie ſtanden, wie der Stifter der Akademie, über ihrem Zeitalter.

So verdient die Karls-Akademie auch von dieſer Seite keinen Tadel. Wie ſie eine der vorzüglichſten Unterrichts-Anſtalten ihrer Zeit war, ſo war ſie auch eine nicht minder vorzügliche Anſtalt zur ſittlichen Bildung ihrer Zöglinge, auch was das äußerliche Betragen betrifft. Nur von wenigen Zöglingen weiß man, daß ſie nach ihrem Austritt aus der Akademie ein unſittliches, laſterhaftes Leben geführt; weit die meiſten galten allgemein für eben ſo rechtſchaffene, als geſchickte Leute, und wenn es auch hie und da einen Sonderling unter ihnen gab, ſo war es nicht die Akademie, die ihn dazu machte, ſondern ſein Vorſatz, es zu ſein oder zu ſcheinen.

Zweites Buch.

Der medicinische Lehrkurs war in der Akademie auf fünf Jahre feſtgeſetzt, die fünf Jahre waren im December 1780 vorüber, Alle, die wir mit einander ſtudiert hatten, wurden, nachdem wir die öffentlichen Prüfungen erſtanden, und der Stiftungsfeier zum letzten Mal als Zöglinge beigewohnt hatten, aus derſelben entlaſſen, und in den letzten Tagen des Decembers kehrte ich in das väterliche Haus in Ludwigsburg zurück. Mein Vater war damals Intendant eines ein Paar Jahre zuvor von dem Herzog geſtifteten militäriſchen Waiſenhauſes, von welchem ich in dem von Schiller herausgegebenen Würtenbergiſchen Repertorium eine ausführliche Beſchreibung geliefert habe. Er hatte ſeine Wohnung in dem Waiſenhausgebäude, und auch ich quartierte mich in daſſelbe ein. Die Freude meiner Aeltern und meiner vier Schweſtern, mich wieder mit ihnen vereint zu ſehen, war groß, nicht minder groß war auch die meinige, welche auch noch dadurch erhöht wurde, daß ich mich wieder in einer Anſtalt befand, welche mit der militäriſchen Pflanzſchule auf der Solitüde, wohin ich als Knabe aufgenommen worden, ſo viele Aehnlichkeit hatte, und daß ich mit dem Herzog, welcher das Waiſenhaus gewöhnlich alle Wochen ein Mal beſuchte, in einer nähern Verbindung blieb, als Alle, welche mit mir die Akademie verlaſſen hatten. So wie mir ſelbſt, war dieſes Verhältniß auch meinem Vater ſehr erwünſcht, denn er hoffte, daß, weil der Herzog bei ſeinen Beſuchen des Waiſenhauſes jederzeit auch mich ſah, dieſes öftere Wiederſehen ſeines ehemaligen akademiſchen Zöglings mir auch zu einer deſto frühern Anſtellung dienen würde. Ob mein Vater darin Recht hatte, will ich nicht entſcheiden, ich glaubte es aber kaum. Nur ſo lange wir Zöglinge der Akademie waren, zeigte ſich der Herzog als unſer Vater. Nach unſerem Austritt aus derſelben behandelte er uns als unſer Herr, obſchon er nicht vergaß, daß er uns als Zöglinge der Akademie ſeine Söhne nannte.

Gleich nach meiner Ankunft in Ludwigsburg machte ich mit meinem Vater bei ſeinen Freunden und Bekannten die gewöhnlichen Höflichkeitsbeſuche. Ich wurde überall gut aufgenommen, doch hatten

dieſe Beſuche etwas Peinliches für mich, nicht allein weil ich noch immer in meiner akademiſchen Welt lebte, ſondern auch, weil ich fühlte, wie ſchwer es mir werden würde, als Arzt die Gunſt ſo Vieler, mir ganz fremder Menſchen zu gewinnen. Zum Glück war die Zeit, wo ich mich um die Gunſt des Publikums zu bewerben hatte, noch nicht ſo nahe. Da ich noch nicht promoviert hatte, ſo durfte ich auch noch nicht prakticieren, und noch viel weniger konnte ich mich auch um Anſtellung als Phyſikus bewerben. Mein erſtes und einziges Geſchäft nach meiner Ankunft in Ludwigsburg war daher, mich zu dem Univerſitätsexamen vorzubereiten, und meine Inaugural-Diſſertation zu ſchreiben, um zum Doktor kreiert zu werden. Da die Akademie in Stuttgart damals noch nicht zur Univerſität erhoben war, ſo mußte dieß auf der Landes-Univerſität zu Tübingen geſchehen; allein ich war eben mit meinen Vorbereitungen zum Examen, und meiner Diſſertation pro gradu ſo weit fertig, daß ich mich bei der mediciniſchen Fakultät um Zulaſſung zur Promotion melden konnte, als ich aus Stuttgart die erfreuliche Nachricht erhielt, die Akademie ſei von dem Kaiſer Joſeph zur Univerſität mit allen Rechten und Befugniſſen anderer Univerſitäten erhoben worden. So durfte ich denn zu meiner großen Freude nicht nach Tübingen gehen, ich konnte nun in Stuttgart promovieren, und ſobald die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, und ich mit meiner Inaugural-Diſſertation fertig geworden, ſäumte ich nicht, mich bei dem Dekan der mediciniſchen Fakultät, meinem Lehrer und Freund Eunsbruch als Doktorand zu melden. Als einem ehemaligen Zögling der Akademie wurde mir mein Geſuch mit Vergnügen bewilligt; ich ließ daher meine Diſſertation: de origine puris, in der akademiſchen Druckerei unverzüglich drucken, und auf die Anzeige, daß der Druck vollendet ſei, wurde mir alsbald auch die Zeit beſtimmt, wann ich in Stuttgart erſcheinen ſollte. Ich traf zur beſtimmten Zeit ein, beſtand bei der Fakultät das herkömmliche Examen, das Tentamen und Rigorosum, zur Zufriedenheit der Examinatoren, vertheidigte meine Diſſertation sine praeside, in Gegenwart einer zahlreichen Verſammlung, ſelbſt von Hofleuten, mit Beifall, und wurde ſofort feierlich zum Doktor kreiert.

Aber nun hatte ich noch ein anderes Examen zu erſtehen, das ſogenannte praktiſche. Dieſes wurde von dem Collegium archiatrale, das aus den drei Leibärzten und dem Leibchirurg des Herzogs beſtand, vorgenommen, und galt nicht allein in Rückſicht auf die Ex-

laubniß zur ärztlichen Praxis, ſondern auch in Rückſicht auf die Qualifikation zum Staatsdienſt. Vergleiche ich dieſes Examen mit der jetzigen Art zu examinieren, ſo darf ich wohl ſagen, daß ſich zwiſchen beiden ein himmelweiter Unterſchied findet. Jetzt heißen die Examina Konkurs-Prüfungen, weil Alle, die ſich dazu melden, zu einer von der Regierung beſtimmten Zeit zuſammenkommen müſſen, und dieſe Konkurs-Prüfungen ſelbſt beſtehen in einer ſchriftlichen Beantwortung mehrerer den Kandidaten vorgelegter Fragen aus allen Fächern der Medicin, die wiederum in mehrere zerfallen, und dieſe Fragen müſſen die Kandidaten, in ein Zimmer zuſammen geſperrt, unter der Aufſicht eines Mitgliedes der Regierung beantworten, und ſo lange eingeſperrt bleiben, bis ſie mit der Beantwortung fertig ſind. Sind die Antworten, wozu gewöhnlich mehrere Tage verwendet werden, fertig, ſo werden ſie geſammelt, dem Ober-Medicinal-Kollegium zur Beurtheilung vorgelegt, und von dieſem dann ihr Werth auf mathematiſche Art berechnet. Das war nun, wie ſchon bemerkt, zu der Zeit, wo ich geprüft wurde, ganz anders. Damals war von keinem Konkurs die Rede. Wer geprüft zu werden verlangte, konnte ſich zu jeder Zeit melden, und er hatte nichts weiter zu thun, als ſich an dem Tage und um die Stunde, welche ihm dazu beſtimmt worden, vor dem Collegium medicum einzufinden, welches ihn nicht in dem Amts-Lokal des Kollegiums, ſondern in der Wohnung des erſten herzoglichen Leibarztes erwartete. Das Examen ſelbſt beſtand nicht in der ſchriftlichen Beantwortung dem Kandidaten ſchriftlich vorgelegter Fragen, ſondern in einem freien medicinischen Diskurs, in welchen ſich die Examinatoren mit demſelben einließen, und welcher ſich zwanglos über alle Gegenſtände des medicinischen Wiſſens verbreitete. Offenbar ſahen auf dieſe Art die Examinatoren weit beſſer, was an dem Kandidaten ſei, als die Aufgeber der Fragen bei den jetzigen Konkurs-Prüfungen, welche, wenn ſie die Fragen gehörig beantworten ſollten, vielleicht in eine eben ſo große Verlegenheit kommen würden, als die Konkurrenten, und gleichwohl keinen Anſtand nehmen, die Qualifikation derſelben nach Ausarbeitungen zu beurtheilen, die ſie in der Angſt ihres Herzens und im Schweiß ihres Angeſichts niedergeſchrieben haben. Was aber der vormaligen Prüfungsart einen weitern Vorzug vor den jetzt beliebten Konkurs-Prüfungen gibt, iſt die Liberalität, mit welcher die Kandidaten behandelt wurden. Beſtand der Kandidat bei der Prüfung nicht gut, ſo wurde ihm von den Exa-

minatoren bemerklich gemacht, in welchen Fächern er zurück ſei. Es wurde ihm ein Viertel-, und nach Befinden ein halbes Jahr Zeit gegeben, das Mangelnde nachzuholen. Das Examen wurde, um den Ruf des Kandidaten zu ſchonen, als nicht geſchehen betrachtet, und erſt, wenn er zum dritten Mal nicht gut beſtanden, wurde er nicht mit der Note: mittelmäßig oder ſchlecht, bezeichnet, und etwa nur bei Beförderungen zurückgeſetzt, ſondern, wie es ſich gebührt, geradezu abgewieſen. Beſtand er hingegen gut, ſo bekam er ein verſiegeltes Zeugniß, welches er an die Regierung abzugeben hatte. Auf den Grund dieſes Zeugniſſes wurde er ſofort von derſelben verpflichtet, und durfte nun nicht nur als ſelbſtſtändiger praktiſcher Arzt auftreten, ſondern er konnte auch ohne weitere Prüfung als Phyſikus oder Gerichtsarzt angeſtellt werden.

Nicht lange, nachdem ich promoviert hatte, meldete ich mich auch zu dieſem praktiſchen Examen, und wie bei dem Univerſitäts-Examen, war ich auch bei dieſem gut beſtanden, und ich darf hier nicht unbemerkt laſſen, daß mir das Zeugniß, welches den Kandidaten in der Regel verſiegelt zugeſtellt wurde, unverſiegelt mit der Bemerkung übergeben worden, daß ich wohl leſen dürfe, was darin von mir geſagt ſei. Wie ich mich über dieſe Aeußerung gefreut habe, läßt ſich denken. Gleichſam im Triumph gab ich ſchon am folgenden Tag das Zeugniß an die Regierung ab, erhielt von derſelben die Erlaubniß zu prakticieren, und wurde als praktiſcher Arzt verpflichtet.

So konnte ich nun in Ludwigsburg, oder wo ich ſonſt wollte, meine praktiſche Laufbahn ungehindert antreten; aber es fehlte an der Hauptſache, an Kranken, an welchen ich meine Kunſt üben ſollte. Zwar waren damals nur zwei Aerzte in Ludwigsburg, die zwei Phyſici, Hofmedikus Fraas und Hofmedikus Mörike; aber dieſe beiden hatten bereits die ganze Praxis, ſowohl in der Stadt als in der Umgegend, unter ſich getheilt, und dem Anfänger blieb nichts übrig, als die Armen, welche die Aerzte blos mit ihren Lobeserhebungen bezahlen, und die von anderen Aerzten aufgegebenen Kranken, welche in der Verzweiflung ſich an den nächſten den beſten Arzt wenden, er mag jung oder alt ſein. So bekam ich bald mehrere ſolche Kranke in die Kur, aber den beiden Phyſicis konnte ich keineswegs etwas abgewinnen. Den Einen, ob er ſchon ein ziemlich bejahrter Mann war, wollten ſeine Kunden aus Dankbarkeit für ſeine vieljährigen Bemü-

hungen um ihre Familien nicht aufgeben, und der andere war viel zu beliebt bei dem Publikum, und beſonders bei dem auch hier den Ton angebenden weiblichen Geſchlecht, als daß ich ein Rival von ihm hätte werden können. Ich blieb daher lediglich auf meine Armen-Praxis eingeſchränkt, und auch dieſe nahm nicht ſonderlich zu, da mir gleich der erſte Kranke, den ich in die Kur bekommen, und der an einem ſchweren typhöſen Fieber litt, und bald darauf noch einige andere geſtorben waren. Indeſſen tröſtete ich mich mit dem bekannten Sprichwort, daß aller Anfang ſchwer ſei, und daß ſich die Sache nach und nach ſchon geben werde, und benutzte die Muße, die mir meine beſchränkte Praxis geſtattete, theils zu wiſſenſchaftlichen Studien, theils zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und namentlich zu meinem im Jahre 1789 erſchienenen Verſuch über die Wechſelfieber, zu welchen mir die damals in Ludwigsburg ſehr häufigen, und von mir vielfältig beobachteten Wechſelfieber die nächſte Veranlaſſung gaben. Ueberhaupt widmete ich mich den mediciniſchen Studien mit ganzer Seele, und ein ſo großer Freund ich ſonſt von der Dichtkunſt war, ſo enthielt ich mich doch aller dichteriſchen Arbeiten, nicht weil ich nicht auch Muße dazu gehabt hätte, ſondern weil ich fühlte, daß ich ſo vielen andern ausgezeichneten Dichtern gegenüber nicht als Dichter auftreten könne, und immer an den Ausſpruch des Horaz dachte:

Mediocribus esse poëtis
Non Di, non homines, nou concessere columnae.

In dieſer einerſeits widrigen, andrerſeits angenehmen Lage blieb ich, bis ich im Jahre 1785 nach dem Tode des Hofmedikus F r a a s als zweiter Phyſikus in Ludwigsburg angeſtellt wurde. Allein ehe ich zu dieſer Epoche komme, und die Erzählung von meinem ärztlichen Leben fortſetze, muß ich erſt Einiges von meinem geſelligen erzählen, und hier erwähne ich zuvörderſt einer Reiſe, welche ich mit meiner älteſten Schweſter nach Teinach und Zavelſtein machte. Meine Schweſter ſollte das Bad in Teinach gebrauchen; allein wir quartierten uns nicht da, ſondern in Zavelſtein ein, wo meine Goßmutter noch als Wittwe lebte, und mein jüngerer Oheim die Stelle ſeines ſchon im Jahre 1775 verſtorbenen Vaters bekleidete. Ehe wir uns nach Zavelſtein begaben, brachten wir ein Paar Tage in Calw zu. Die Veranlaſſung dazu war die Verheurathung der Schwägerin meines Oheims, zu deren Mitfeier wir eingeladen waren. Das Hochzeiteſſen wurde am erſten Tage in einem Gaſthof gehalten, am zweiten wurde im Hauſe

der Aeltern geſpeiſt. An beiden Orten wurde weidlich geſchmauſt, und an beiden Tagen bis tief in die Nacht getanzt. Ich ſchlief in dem älterlichen Hauſe der Braut, und wußte nicht, daß das Haus an einen Berg angebaut war. Aber ich erinnerte mich noch wohl, wie ich in der erſten Nacht zu Bette ging, daß ich zwei Treppen hoch geſtiegen war. Ich hatte die ganze Nacht geſchlafen, ſtand frühzeitig auf, und wie ich aus dem Fenſter ſah, fand ich mein Zimmer Parterre. Ich konnte, als ich zu Bette ging, nicht ſehen, daß das Haus an den Berg gebaut war, und daß mir ein hinteres Zimmer zum Schlafzimmer angewieſen worden. Aber da eben damals die Prophezeihung des Abtes Ziehen, daß ein Theil von Deutſchland verſinken werde, ſo viel Aufſehen machte, dachte ich im erſten Augenblick an die Erfüllung dieſer Prophezeihung, ſo unglaublich und lächerlich ſie mir auch zuvor geſchienen hatte.

Aber die Hochzeitfeier war nun vorbei, wir hatten keinen Grund mehr, in Calw zu verweilen, und begaben uns nach Zavelſtein. Von der Freude der Großmutter über unſern Beſuch etwas zu ſagen, wäre überflüſſig, eben ſo auch, daß wir von unſerem Oheim auf das liebreichſte aufgenommen und bewirthet worden. Aber unausſprechlich ſind die Gefühle, welche das Wiederſehen der guten alten Frau nach einer Trennung von ſo vielen Jahren, und die Erinnerung an die ſchönen Tage, welche ich als Kind und Knabe in dem großälterlichen Haus durchlebte, das Herumwandeln in dem Dorf, in den Gärten, in den Wäldern, wo ich ſo oft meinen Großvater begleitete, das Hinabſpazieren von Zavelſtein nach Teinach auf den ſo oft von mir betretenen Fußweg, und noch ſo vieles Andere in mir erregten. Ich befand mich wieder ganz in meiner ſo froh durchlebten Kinderwelt, und wie ich die Knaben, die ehemals mit mir ſpielten, nun als Männer, die Mädchen als Frauen, und Erneſtinen als Mutter zweier ihr ähnlicher Kinder ſah, und wie ſich Alle meiner noch eben ſo lebhaft erinnerten, wie ich mich ihrer, ſo waren dieß Empfindungen, die zu den erfreulichſten meines Lebens gehören. Denn wie manches Angenehme mir auch in Teinach, wohin ich täglich ging, widerfahren iſt, wie viele intereſſante Menſchen ich unter den Badegäſten kennen gelernt, und wie viele frohe Stunden ich auch in ihrem Umgang zugebracht habe, immer kehrte ich gleich wieder vergnügt in mein liebes Zavelſtein zurück, und mit welchen wehmüthigen Gefühlen ich zuletzt von ihm ſchied, kann nur der mitfühlen, der ſeine

Kinderjahre an einem ähnlichen Ort, und unter denſelben Verhält-niſſen durchlebt hat, wie ich.

Indeſſen kann ich doch nicht umhin, einiger intereſſantern Bekanntſchaften zu gedenken, welche ich unter den Badegäſten zu Teinach gemacht habe. Ich rechne dahin vorzüglich die Bekanntſchaft mit dem Regierungs-Präſidenten von Gemmingen, und ſeinem Freund, dem Regierungs-Rath Huber, aus Stuttgart. Der Erſte, einer der damaligen vorzüglichſten höhern Staatsbeamten Würtenbergs, lud mich oft zu ſich, und mein Umgang mit ihm war für mich eben ſo lehrreich, als ehrenvoll und angenehm. Der Andere, wegen ſeiner Freimüthigkeit einſt Staatsgefangener auf der Feſtung Hohen-Aſchberg, aber auf das ehrenvollſte in Freiheit geſetzt, und durch eine reichliche Penſion entſchädigt, iſt eben ſo rühmlich als Dichter bekannt. Er iſt der Verfaſſer der allgemein geprieſenen Verſuche in Reden mit Gott, die unter die beſten Gedichte der damaligen Zeit gehören, und noch einiger anderer Schriften, wie der Schrift: über die Pflichten eines Oberamtmanns. Er intereſſirte mich beſonders wegen ſeines heitern jovialiſchen Weſens, ſeines geſunden Witzes, ſeiner trefflichen Darſtellungsgabe, und ſeiner vielſeitigen Kenntniſſe. Ich fand an ihm einen der Männer, mit denen man ſogleich bekannt iſt, und die man immer lieber gewinnt, je näher man ſie kennen lernt. Ich ſah ihn beinahe täglich, und die Stunden, die ich in ſeiner Geſellſchaft zubrachte, zähle ich zu den angenehmſten meines Lebens.

Eine andere, nicht minder intereſſante Bekanntſchaft habe ich mit einem Bankier aus Straßburg und ſeiner Familie gemacht, wo mich beſonders ſeine ältere Tochter, ein Mädchen von achtzehn Jahren, anzog. Das Mädchen war eben ſo liebenswürdig als ſchön, und ſo oft ich nach Teinach hinunter kam, war es immer mein erſtes, ſie aufzuſuchen. So wurde ich immer näher mit ihr bekannt, und weil ich auch von den Aeltern wohl gelitten war, ſo wurde ich gewöhnlich auch zur Theilnahme an den Parthien in der Umgegend von ihnen eingeladen. Bei den Bergparthien fuhren die Damen auf Leiterwagen mit Ochſen beſpannt, die Herren ritten auf Eſeln, und wie ich die erſte Parthie mitmachte, ließ auch ich mir einen Eſel ſatteln. Ich beſtieg den Eſel im Angeſicht der Damen, die ſchon auf ihrem Leiterwagen ſaßen; aber ich hatte mich im Sattel zu weit vorwärts geſetzt, der Eſel bog ſeinen Kopf nieder zur Erde, ſchlug hinten aus,

und warf mich vorn herunter. Das Gelächter der Damen über den ungeſchickten Eſelsritter kann man ſich denken; aber beſonders laut lachte das ſchöne Mädchen, und ich kann nicht läugnen, daß ich mich darüber vielmehr freute, als ärgerte, weil ich eitel genug war, darin einen Beweis zu finden, daß ich ihr nicht gleichgültig ſei. Die Familie reiſte um dieſelbe Zeit von Teinach weg, als ich mit meiner Schweſter von Zavelſtein, und ich habe in der Folge leider nichts mehr von ihr gehört.

Schon vor meiner Reiſe nach Teinach hatte ich in Ludwigsburg mancherlei Bekanntſchaften mit Perſonen, ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechts, gemacht; nach meiner Zurückkunft von der Reiſe vermehrten ſich dieſelben je länger je mehr. Unter den Perſonen männlichen Geſchlechts waren, außer den beiden Aerzten, denen ich mich gleich nach meiner Ankunft empfohlen hatte, und die wenigſtens äußerlich wohlwollend gegen mich geſtimmt ſchienen, und einigen Officieren, mit welchen mein Vater auf einem beſonders freundſchaftlichen Fuß ſtand, für mich die intereſſanteſten: der Hofmaler Holzhey, in deſſen Geſellſchaft ich nach meinem Austritt aus der Akademie auf der Diligence nach Ludwigsburg fuhr, der damals noch lebende Special Zilling, der als Pfarrer in Zavelſtein mich ſchon als Knaben ſo lieb gewonnen hatte, dann noch ein junger Geiſtlicher Namens Chriſtmann, den ich etwas ſpäter kennen lernte, und durch den ich in das Haus des Bürgermeiſters Bunz, wo er wegen ſeines angenehmen Umgangs und ſeines muſikaliſchen Talents, ſo wie auch in andern Häuſern ſehr beliebt war, eingeführt wurde, dann noch zwei andere junge Geiſtliche Stoll und Pauli, die Hofmeiſterſtellen in Ludwigsburg bekleideten, und mich vorzüglich wegen der wiſſenſchaftlichen Unterhaltungen mit ihnen anzogen, und endlich den Konditor B., der mich durch ſeine wunderliche Theoſophie, und namentlich durch ſeine Meinungen von dem Durchgang des Menſchen durch die vier Elemente, und ſeiner Vollendung durch ſeine Erweckung ins Licht, von dem Sitz Gottes in der Sonne und ſeiner Vermählung mit den Planeten, die er die Vielweiberei Gottes nannte, von den Sternen, als den künftigen Sitzen der ins Licht erweckten Menſchen, ihnen von Chriſtus vermöge ſeines General-Quartiermeiſter-Amts angewieſen, u. ſ. w. beluſtigte, und den ich daher öfter, und immer mit Vergnügen beſuchte. Da ich damals noch wenig Praxis hatte, ſo konnte ich dem Umgang mit dieſen Männern deſto

mehr Zeit widmen, und je öfter ich ſie beſuchte, deſto mehr befeſtigte ſich das freundſchaftliche Verhältniß, in welches ich mit ihnen getreten war. Die meiſte Zeit indeſſen widmete ich meinem wunderlichen Konditor, welcher mir vortrefflich zu einer Hauptperſon in einem Roman zu taugen ſchien, und mich wirklich auch beſtimmte, ihm zu lieb einen ſolchen zu ſchreiben.

Ungleich weniger Umgang, als mit Perſonen männlichen, hatte ich mit Perſonen weiblichen Geſchlechts. Anfangs lernte ich zwar einige Freundinnen meiner Schweſtern kennen, welche zuweilen bei ihnen auf Beſuch kamen; aber ich ſah ſie blos, ohne in eine nähere Bekanntſchaft mit ihnen zu treten. Als ein Neuling in der Welt, der eben erſt von der Akademie kam, war ich überhaupt ſchüchtern, und mit Frauenzimmern umzugehen, verſtand ich vollends gar nicht, da wir in der Akademie von dem Umgang mit Frauenzimmern gänzlich abgeſchnitten waren. Indeſſen zogen mich unter den Freundinnen meiner Schweſtern bald drei Fräulein von Löwenſtern etwas mehr an, drei eben ſo liebenswürdige als ſchöne Mädchen. Anfangs war meine Unterhaltung mit ihnen ziemlich einſilbig, ich beobachtete ſie mehr, als ich mich mit ihnen unterhielt. Aber je öfter ich ſie ſah, deſto mehr gefielen ſie mir wegen ihres unbefangenen, ſittſamen, von jeder Art von Koketterie entfernten Betragens, und bald bildete ſich zwiſchen ihnen und mir ein näheres Verhältniß. Unſere gegenſeitigen Unterhaltungen wurden lebhafter, vertraulicher, und wie ich mich zuvor begnügte, ſie bei meinen Schweſtern blos zufällig zu ſehen, ſo ſuchte ich jetzt abſichtlich mit ihnen zuſammen zu kommen, indem ich meine Schweſtern bat, mich jedesmal rufen zu laſſen, wenn ſie bei ihnen waren. So bildete ſich allmälig ein engeres Verhältniß zwiſchen uns, und bald war es uns nicht mehr genug, uns bei meinen Schweſtern zuſammen zu finden, wir gingen auch in Geſellſchaft der letztern zuſammen ſpazieren, und nachdem ich endlich auch die Erlaubniß erhalten hatte, ſie zu Hauſe zu ſehen, ſo war ich auch eben ſo oft bei ihnen, als ſie bei meinen Schweſtern. Wie von ihnen, war ich auch von ihrer Mutter — der Vater war bereits geſtorben — jederzeit auf das beſte aufgenommen, und der Umgang mit dieſer wackern und verſtändigen Frau erhöhte nicht wenig das Vergnügen, welches ich in dem Umgang mit ihren drei Töchtern, die ich nur die drei Grazien zu nennen pflegte, fand.

Allmälig fand ich immer mehr Zutritt in gebildete Familien,

welche theils für immer in Ludwigsburg wohnten, theils nur auf kürzere Zeit dieſe Stadt zu ihrem Aufenthalt gewählt hatten, machte höchſt intereſſante Bekanntſchaften mit liebenswürdigen, zum Theil geiſtreichen Töchtern dieſer Häuſer, und zählte unter dem männlichen Geſchlecht viele Freunde, die mir wohlwollten, und mit denen ich mich manche Stunde auf das angenehmſte unterhielt. — Meine Bedürfniſſe rückſichtlich des Umgangs waren daher vollkommen befriedigt; aber um ſo weniger waren es meine litterariſchen. Zwar hatte ich an meinen zwei Freunden Pauli und Stoll Männer, deren Umgang mir auch vorzüglich in litterariſcher Beziehung unſchätzbar war, aber unſere gegenſeitige Unterhaltung bezog ſich blos auf Philologie, Philoſophie und Geſchichte; um mein Bedürfniß, die Erweiterung meiner mediciniſchen Kenntniſſe, zu befriedigen, hatte ich Niemand. Ich kam zwar mit meinen beiden Kollegen, Fraas und Mörike, öfter zuſammen, und der Erſtere nahm mich auch zuweilen bei ſeinen Beſuchen wichtigerer Kranken mit ſich; aber er war bereits zu alt, und zu wenig mit der neuern mediciniſchen Litteratur bekannt, — ſeine Bibliothek ging nur bis zum Jahre 1750, — als daß ſeine Unterhaltung ſonderlich inſtruktiv für mich hätte ſein können, und dem Andern war es mehr um die Beſorgung ſeiner ausgebreiteten Praxis, als um das Fortſchreiten in der Wiſſenſchaft zu thun. Kurz, ich war in dieſer Beziehung eigentlich verwaiſt, und gleichwohl fühlte ich tief, wie nöthig es nicht nur einem jüngern, ſondern auch ältern Aerzten iſt, ſich über ihre Wiſſenſchaft gegenſeitig zu unterhalten. Ein Arzt mag ſo reich an Kenntniſſen ſein, als er will, er mag ſo fleißig fortſtudieren, als er will, er mag durch ſein Nachdenken auf ſo viele neue Ideen gekommen ſein, als er will, wenn er blos für ſich ſtudiert, und ſich nicht auch mit den Ideen Anderer durch perſönliche Unterhaltung mit ihnen bekannt macht, ſo wird er nicht nur ein Idiot, ſondern er bleibt auch, ſelbſt wenn er der beſte Kopf iſt, in ſeiner Wiſſenſchaft zurück. Dieß iſt ſchon der Fall bei ältern Aerzten, er iſt es noch vielmehr bei jüngern, und da ich in Ludwigsburg Niemand hatte, mit dem ich mich über wiſſenſchaftliche mediciniſche Gegenſtände hätte unterhalten, und meine Ideen austauſchen können, ſo blieb mir zur Befriedigung meines Bedürfniſſes nichts übrig, als mich an meine ehemaligen Lehrer zu wenden, und, ſo oft es ſein konnte, zu ihnen nach Stuttgart zu reiſen. Ich wurde jederzeit auf das Beſte von ihnen aufgenommen, und beſonders von

Gunsbruch, der mich gewöhnlich zu Tiſche lud, und nach Tiſch ſich ſtundenlang auf das lehrreichſte mit mir unterhielt. Aber wer mich noch mehr, als Gunsbruch, und meine andern Lehrer, nach Stuttgart zog, war der erſte herzogliche Leibarzt Hopfengärtner. Ich hatte ihn öfter in Stuttgart geſehen, aber, außer bei dem praktiſchen Examen, wobei er den Vorſitz hatte, nie das Glück gehabt, mit ihm zu ſprechen. Näher lernte ich ihn zufällig in Ludwigsburg kennen, und da es mir ſchien, daß er ſich für mich intereſſiere, ſo bat ich ihn um die Erlaubniß, ihn zuweilen in Stuttgart beſuchen zu dürfen. Er gab mir dieſe Erlaubniß gern, und ich ſäumte nicht, gleich bei meinem nächſten Beſuch in Stuttgart von derſelben Gebrauch zu machen. Schon zuvor hatte ich ihn durch Gunsbruch als einen der vorzüglichſten Aerzte der Stadt kennen gelernt, aber was mir Gunsbruch von ihm ſagte, war viel zu wenig für das, war er war, und was ich an ihm fand. Der vorzüglichen Aerzte gibt es viele, und auch meine Lehrer gehörten darunter. Aber ſo ſelbſtdenkende, an originellen Ideen ſo reiche, ihrem Zeitalter in ihren Anſichten ſo weit vorausgehende Männer, wie er, ſind eine große Seltenheit, und ich zähle meine nähere Bekanntſchaft mit ihm zu den glücklichſten Ereigniſſen meines Lebens. In wenigen Stunden habe ich von ihm mehr gelernt, als von meinen Lehrern in Tagen und Wochen, und, was noch mehr iſt, ich bin durch ihn mehr, als durch ſonſt Jemand zum Selbſtdenken angeregt worden. Auch kann ich nicht unterlaſſen, hier ſchon vorläufig zu bemerken, daß ich es vorzüglich ihm zu danken hatte, daß ich früher, als ſonſt wohl geſchehen ſein würde, zu einer ausgebreiteteren Praxis in Ludwigsburg gelangt bin.

Unter dieſen Umſtänden wäre es mir freilich am liebſten geweſen, wenn ich in Stuttgart, wo ich dieſen vortrefflichen Arzt in der Nähe hatte, angeſtellt worden wäre. Allein das Schickſal hatte es anders beſchloſſen. Im Jahr 1785 ſtarb der ältere Phyſikus in Ludwigsburg, der Hofmedikus Fraas. Der Ordnung gemäß rückte der zweite Phyſikus, der Hofmedikus Mörike, in die erſte Stelle vor, und ich erhielt die durch deſſen Vorrücken erledigte zweite Phyſikatsſtelle. Es war damals eingeführt, daß jeder Angeſtellte dem Herzog in der Audienz, welche er gewöhnlich am Freitag Vormittags gab, perſönlich für ſeine Anſtellung danken mußte. Auch ich that es, und um ſo mehr, da ich als ein ehemaliger Zögling der Akademie beſonders dazu verpflichtet war. Der Herzog nahm meinen Dank gnädig

auf, und ſagte mir, daß, weil ich ein noch ſo junger, und der Leitung eines Aeltern bedürftiger Arzt ſei, ich mich deßhalb vorzüglich an ſeinen Leibarzt Jäger halten ſolle. Dieſer Weiſung zufolge begab ich mich ungeſäumt zu Jäger, ihm zu ſagen, wozu mich der Herzog angewieſen, und ihn um ſeinen Beiſtand zu bitten. Jäger war davon ſchon von dem Herzog ſelbſt unterrichtet, und erbot ſich mit Vergnügen, mich bei jeder Gelegenheit mit ſeinem Rath zu unterſtützen. Wirklich machte ich auch von dieſem Anerbieten in mehreren Fällen Gebrauch; aber ſo gefällig und freundlich Jäger ſich auch gegen mich bezeigte, ſo war und blieb doch der ernſte und finſtere Hopfengärtner der Mann, an den ich mich wandte. Ich ſchätzte zwar den Leibarzt Jäger wegen ſeiner großen Gelehrſamkeit ſehr hoch, — er war ein weit gelehrterer Arzt, als Hopfengärtner, — aber Hopfengärtner war nicht nur ein ungleich beſſerer Kopf, ſondern er war auch ein Mann von dem edelſten Charakter. Um wohlwollend zu handeln, bedurfte er keiner fürſtlichen Empfehlung. Alles Gute und Edle, was er that, ging aus ihm ſelbſt hervor, und überall zeigte er ſich als einen eben ſo braven und rechtſchaffenen, als geiſtreichen und einſichtsvollen Mann. Zum Beweis hiervon will ich nur einen einzigen Fall anführen. Unter andern Funktionen hatte das Collegium archiatrale auch die, die Apotheken im Lande zu viſitieren. Bei der Viſitation der Hofapotheke in Ludwigsburg, deren Beſitzer nach dem Tode ſeines Vaters mein hernachmaliger Schwager war, kam dieſer mit Hopfengärtner wegen eines pharmaceutiſchen Präparats in Streit. Der Streit wurde hartnäckig. Hopfengärtner behauptete ſeine Meinung, und der Apotheker mußte ſchweigen. Allein als nach Beendigung der Viſitationen, wo die Viſitatoren auf dem Rathhaus im Beiſein des Oberamtmanns, der beiden Bürgermeiſter und mehrerer Rathsglieder, den vorgeladenen Apothekern ihre Bemerkungen mittheilten, ſagte Hopfengärtner meinem Schwager, daß er ihm in Betreff ihres Streites während der Viſitation nicht habe recht geben können, daß er es aber jetzt in Gegenwart der Stadtvorſteher thue, und daß er hoffe, er werde mit dieſer öffentlichen Genugthuung zufrieden ſein. Solch ein Mann war Hopfengärtner auch als Menſch.

Durch den Tod des Hofmedikus Fraas war ich jetzt nicht nur Phyſikus, ſondern ich hatte jetzt auch als praktiſcher Arzt nur mit einem einzigen Kollegen zu konkurrieren, und durfte hoffen, daß ſich

nun auch meine Praxis bedeutend vermehren würde. Allein es geſchah nicht ſo, wie ich erwartete. Ich wurde zwar Arzt in mehreren Häuſern, wo es Fraas geweſen war, aber die meiſten fielen doch dem Hofmedikus Mörike zu, nicht allein weil überhaupt das Publikum mehr Zutrauen zu ältern Aerzten hat, als zu jüngern, ſondern auch weil die äußern Umſtände mir weniger günſtig waren, als hundert andern angehenden Aerzten. Auch der kenntnißreichſte angehende Arzt, wenn er bald zu einer bedeutenden Praxis gelangen will, muß durch äußere Umſtände begünſtigt werden. Entweder muß er einen angeſehenen und beliebten Arzt zum Vater haben, der ihn frühzeitig zu ſeinem Stellvertreter macht, oder er muß in Verbindung mit bedeutenden Familien ſtehen, oder in eine ſolche heurathen, oder er muß vornehme und einflußreiche Perſonen, beliebte Geiſtliche, u. ſ. w. zu Gönnern haben, oder er muß an ſeinen ältern Kollegen Freunde finden, deren Empfehlung bei dem Publikum natürlich mehr gilt, als das Lob der Laien. Dieß Alles war bei mir nicht der Fall. Mein Vater war Officier, kein Arzt. Er ſtand in keiner bedeutenden Familien-Verbindung in Ludwigsburg, welche mir zu meinem Fortkommen hätte förderlich ſein können. Der Geiſtliche, der mich als Knaben ſeinen Sohn nannte, war ſelbſt zu wenig beliebt in der Stadt, als daß mir ſeine Empfehlung von großem Nutzen ſein konnte. Der Hofmedikus Fraas hatte in den letzten Jahren ſeines Lebens ſelbſt keine bedeutende Praxis mehr gehabt, und ich konnte daher eine ſolche nicht von ihm erben. Der Hofmedikus Mörike endlich, obſchon er ſich bei jeder Gelegenheit äußerlich wohlwollend gegen mich bezeigte, fürchtete doch einen Rival an mir, und anſtatt mich da oder dort zu empfehlen, ſuchte er vielmehr ſich ſelbſt immer mehr geltend zu machen, wobei es ihm um ſo weniger fehlen konnte, da er in der für den Arzt ſo wichtigen Kunſt, ſich die Gunſt der Weiber zu erwerben, Meiſter war. So ſtand ich auch als Phyſikus rückſichtlich meiner Praxis ganz auf mir ſelbſt, und nur ein ganz beſonderes glückliches Ereigniß konnte mich in derſelben fördern. Dieß Ereigniß trat wirklich ein. Ein vornehmer und reicher Herr in Ludwigsburg wurde krank. Dieſer hatte keinen Arzt in der Stadt zum Hausarzt, ſondern wenn Jemand in ſeiner Familie erkrankte, ließ er den oben genannten herzoglichen Leibarzt von Stuttgart rufen. Dieß geſchah auch dieß Mal wieder. Hopfengärtner kam, kam zum zweiten und dritten Mal, und wie er beim dritten Beſuch den Kranken ganz außer

Gefahr fand, erklärte er, daß er nun keinen Beſuch von ſeiner Seite mehr nöthig finde, daß aber ein junger Arzt in der Stadt ſei, den wolle er über das, was etwa noch zu thun ſei, inſtruieren, es ſei ein junger Arzt, aus welchem etwas werden könne, und ſchon jetzt könne er ihn, wenigſtens für leichtere Fälle, aus voller Ueberzeugung empfehlen, man möge ihn alſo gleich zum Hausarzt annehmen. „Aber, entgegnete der Geneſende, er iſt doch noch gar zu jung, und zudem iſt er nicht einmal auf Reiſen geweſen." — „Der junge Mann," antwortete der Leibarzt, „wird älter werden, und das andere iſt deſto beſſer, ſo iſt er wenigſtens nicht verdorben worden." Hopfengärtner hatte mich nicht vergebens empfohlen; ich wurde wirklich der Hausarzt dieſer Familie, und ich erkannte bald an der Zunahme meiner Praxis, was die Empfehlung eines auch in Ludwigsburg ſo hochgeſchätzten Arztes für mich gewirkt hatte.

Nicht lange nach dieſem glücklichen Ereigniß trat ein anderes, wenigſtens dem Anſchein nach, nicht minder glückliches für mich ein. Mein Kollege Mörike wurde von einem typhöſen Fieber befallen, welches gleich vom Anfang an gefährlich zu werden ſchien. Die Familie hatte den Leibarzt Jäger von Stuttgart zu ihm rufen laſſen. Dieſer nahm ihn zwar in Behandlung, aber da er den Kranken nicht alle Tage beſuchen konnte, ſo mußte er einen Subſtituten haben, und dieſer war ich. Ich beſuchte den Kranken täglich mehrere Male, ſchrieb, um dem Leibarzt gehörig referieren zu können, Alles, was ich bemerkte, genau auf, und leiſtete überhaupt dem Kranken unterdeſſen alle und jede Hülfe, die ich ihm leiſten konnte. Allein aller Bemühungen des Leibarztes, und aller meiner Beihülfe ungeachtet, ſtarb der Kranke zum größten Bedauern des Publikums, zugleich aber auch zu meinem Vortheil, nicht ſowohl weil ich nun in die erſte Phyſikatsſtelle vorzurücken hoffen konnte, als vielmehr der Achtung wegen, in welche ich mich durch meine dem Verſtorbenen während ſeines Krankenlagers geleiſteten guten Dienſte, und die freundſchaftliche Theilnahme, die ich ihm dabei bewieſen, bei dem Publikum geſetzt hatte. Beides wurde mir von der Familie und den vielen Freunden des Verſtorbenen hoch angerechnet, und man kann leicht erachten, daß mir ein bedeutender Theil ſeiner Praxis, ehe der neue Phyſikus ernannt wurde, zufiel.

Von dieſer Seite war der Tod Mörike's für mich allerdings ſehr vortheilhaft; aber um ſo weniger war er es von der andern, ich

meine in Betreff meines Vorrückens aus der zweiten in die erſte Phyſikatsſtelle. Nach der Ordnung ſollte ich allerdings vorrücken; allein dagegen ſprach erſtlich, daß ich erſt vor zwei Jahren als Phyſikus angeſtellt worden, und zweitens der Wunſch des Publikums, daß ein älterer Arzt als erſter Phyſikus angeſtellt werden möge, deſſen Erfüllung um ſo gewiſſer vorauszuſehen war, da derſelbe auch von den Vorſtehern der Stadt in einer deßhalb an den Herzog eingegebenen Vorſtellung nachdrücklich ausgeſprochen wurde. Als ein Mann von fünf und zwanzig Jahren konnte ich den Vorſtehern der Stadt dieſen Schritt gegen mich nicht verdenken. Ich ſah ſelbſt ſehr gut ein, daß Mörike einige Jahre zu früh für mich geſtorben, und es war Gewinn genug für mich, daß ich einen nicht unbedeutenden Theil ſeiner Praxis geerbt hatte, von dem ich nicht fürchtete, daß ich ihn an den neuen Phyſikus verlieren würde. Auch war, da mich das Glück einmal zu begünſtigen angefangen hatte, der Gedanke ſehr natürlich, daß der neue Phyſikus, wahrſcheinlich ein ſchon betagter Mann, mich nicht lange an meinem Vorrücken in die erſte Phyſikatsſtelle hindern würde. Das Einzige, was ich fürchtete, war, daß der neue Phyſikus ein Mann ſein könnte, der, eiferſüchtig auf meine bereits gewonnene Praxis, ſie auf irgend eine Weiſe an ſich zu ziehen ſuchen, und mir überhaupt meine Exiſtenz in Ludwigsburg unangenehm machen möchte. Daß dieſe Furcht nicht ungegründet war, zeigte ſich bald. Der an Mörike's Statt angeſtellte erſte Phyſikus war der früher als außerordentlicher Profeſſor in Tübingen angeſtellt geweſene Phyſikus in Urach, D. Seubert, ein Mann von ausgezeichneten Kenntniſſen, und ein anerkannt vorzüglicher praktiſcher Arzt. Wäre er auch als Menſch geweſen, was er als Arzt war, ſo hätte ich mich glücklich geſchätzt, ſein Kollege zu ſein. Allein bei aller Freundlichkeit, die er äußerlich gegen mich bewies, war er doch heimlich nichts weniger, als mein Freund. Er beneidete mir nicht nur meine Praxis, ſondern er ſuchte ſie auch an ſich zu ziehen, nicht indem er geringſchätzig von mir ſprach, ſondern vielmehr indem er mir bei jeder Gelegenheit das zweideutige Lob eines jungen Mannes gab, der viel gelernt habe, dem es aber, um auch ein tüchtiger praktiſcher Arzt zu werden, nur noch an einer längern Erfahrung fehle. Indeſſen erreichte er ſeinen Zweck nicht ſo, wie er gehofft hatte. Nur diejenigen Familien, welche nach dem Tode Mörike's noch keinen Hausarzt gewählt hatten, wählten ihn dazu; nur wenige von denen, die mich

bereits zum Hausarzt angenommen hatten, gingen zu ihm über, und die Praxis, ſowohl in der Stadt als auf dem Lande, war zwiſchen uns beiden ziemlich gleich getheilt bis zu ſeinem Tode, der ſchon ein Paar Jahre nach ſeiner Anſtellung erfolgte. Er ſtarb an einer Darmentzündung, welche er ſich durch eine Erkältung zugezogen hatte.

Durch den Tod Seuberts wurde nun die erſte Phyſikatsſtelle abermals erledigt, und da ich ſchon einmal übergangen worden war, ſo konnte ich um ſo eher hoffen, in dieſelbe vorzurücken; allein meine Hoffnung betrog mich auch dieß Mal wieder. Wäre wiederum ein älterer Arzt als erſter Phyſikus angeſtellt worden, ſo hätte ich mich zum zweiten Mal damit tröſten können, daß auch Seubert um einige Jahre zu frühe für mich geſtorben. Allein der Arzt, welcher das erſte Phyſikat erhielt, war ohngefähr gleiches Alters mit mir, und der Vorzug, den er vor mir erhielt, würde eine Beſchimpfung für mich geweſen ſein, wenn er ihn ſeinen größern Verdienſten zu danken gehabt hätte. Bilhuber, ſo hieß dieſer Vorgezogene, war Phyſikus in Vaihingen, einer an der Ems gelegenen Landſtadt, und als ein geſchickter Arzt und braver Mann daſelbſt ſehr beliebt. Deſſen ungeachtet würde er ſchwerlich das erſte Phyſikat in Ludwigsburg erhalten haben, wenn er nicht, wie mir verſichert wurde, zwei hundert Louis-d'or an den Herzog dafür bezahlt hätte. Der Herzog brauchte nämlich zu ſeinen vielen und koſtſpieligen Bauten in Hohenheim viel Geld, und um dieſes aufzubringen, bediente er ſich neben andern Mitteln, wie bekanntlich damals auch einige andere deutſche Fürſten, des Dienſthandels. Dieß war allerdings eine ſehr ſchlimme Seite des Herzogs, und man könnte ſich wundern, daß er ſich auch gegen mich, als einen ehemaligen Zögling ſeiner Akademie, von dieſer Seite gezeigt hat. Aber der Herzog war nur der Vater der Zöglinge, ſo lange ſie in der Akademie waren, denn ſein Kind war eigentlich die Akademie; nach ihrer Entlaſſung aus derſelben war er ihr Fürſt und Herr, wie gegen alle ſeine Diener und Unterthanen. — Uebrigens ſoll zur Beförderung Bilhubers die Empfehlung des damals in Ludwigsburg reſidirenden Prinzen Friederich Wilhelm, eines Neffen des Herzogs, welche derſelbe auf das Vorwort des damaligen, bei dem Prinzen vielgeltenden Spezials Pfleiderer, bei dem Herzog einlegte, viel mitgewirkt haben, was ich um ſo lieber glaube, da der Prinz aus weiter unten anzuführenden Gründen nicht günſtig gegen mich geſinnt war. — Doch dem ſei, wie ihm wolle, ich war

in jedem Falle unbilligerweiſe zurückgeſetzt, und dieſe Zurückſetzung würde noch ungleich kränkender für mich geweſen ſein, wenn ich nicht an Bilhuber einen Kollegen erhalten hätte, welchen ich eben ſo ſehr ſeines Charakters, als ſeiner Kenntniſſe wegen, zu ſchätzen Urſache hatte, und mit welchem ich daher auch bald in ein wahrhaft freundſchaftliches Verhältniß getreten war.

Aber auch Bilhuber bekleidete die erſte Phyſikatsſtelle nicht lange. Er war noch nicht zwei Jahre lang in Ludwigsburg, ſo verlor er ſeine Frau, und nach Verfluß der Trauerzeit hatte er beſchloſſen, ſich wieder zu verheurathen. Er hatte ſich zur Braut ein ſchönes junges Mädchen ausgeſucht, er hatte ſich mit ihr verlobt, bereits Brautviſiten mit ihr gemacht, und der Tag der Hochzeit war bereits beſtimmt, als er aus dem ekſtatiſchen Zuſtand, in welchen ihn ſein Bräutigamſtand verſetzt hatte, in ein typhöſes Fieber verfiel, an welchem er ſtarb.

So war nun, ſeit ich zweiter Phyſikus geworden, das erſte Phyſikat zum dritten Mal erledigt, und die Frage war jetzt, ob ich abermal zurückgeſetzt zu werden fürchten müſſe? Allerdings mußte ich dieß. Die Vorgänge hatten mich geſchreckt, und die Sage ging, daß die Zahl der Bewerber um die offene Stelle ſehr groß, und daß unter ihnen mehrere ſeien, welche bedeutende Summen aufwenden würden. Feſt entſchloſſen, nie eine Stelle zu kaufen, mußte ich einen andern Weg einſchlagen, als den bisherigen einfachen und geraden Weg der Meldung. Ich begab mich daher nach Stuttgart, um mich mit meinen dortigen Freunden über die Sache zu beſprechen, und erfuhr von ihnen, daß, wenn ich den Geheimenrath Fiſcher auf meine Seite bekommen könnte, ich ohne Zweifel reuſſieren würde. Nun kannte ich weder den Geheimenrath Fiſcher, noch er mich; dennoch entſchloß ich mich, zu ihm zu gehen, und da mir meine Freunde geſagt hatten, daß es ein gutes Zeichen ſei, wenn er mich vor ſich laſſe, ſo nahm ich mir vor, den Zutritt zu ihm, wenn er ihn nicht freiwillig geſtatte, zu erzwingen. Richtig wurde ich, wie meine Freunde vermuthet hatten, durch den Kammerdiener, der mich bei ihm meldete, mit der Bemerkung abgewieſen, daß Seine Excellenz nicht zu ſprechen ſeien, weil Sie im Bade ſitzen. „Das macht mir Nichts, erwiderte ich, ich bin ein Arzt, vor dem man ſich weder im Bade, noch in jedem andern Fall zu genieren braucht, und überdieß kann ich meiner Geſchäfte

wegen nicht lange in Stuttgart verweilen, gehen Sie alſo noch einmal hinein zu dem Herrn Geheimenrath, und ſagen Sie ihm das." Der Kammerdiener zögerte, und ich fuhr fort: „Bedenken Sie ſich nicht, noch einmal zu dem Herrn Geheimenrath hineinzugehen, ſonſt gehe ich ſelbſt hinein." Dieß ſetzte den Kammerdiener in Bewegung, er that, was ich verlangt hatte, und ſiehe da! der Geheimerath trat in das Vorzimmer, wo ich wartete, angekleidet heraus, grüßte mich freundlich, und ſagte: „Ich weiß wohl, weßwegen Sie mich ſprechen wollen, Sie ſuchen das erledigte erſte Phyſikat in Ludwigsburg." — „Ja, Euer Excellenz, erwiderte ich, und ich weiß, daß ich es erhalten werde." — „Wie ſo?" fragte er. — „Weil Sie, antwortete ich, Miniſter ſind; wären Sie es früher geweſen, ſo würde ich ſchon das erſte Mal nicht zurückgeſetzt worden ſein, jetzt muß Alles den geraden Weg gehen, und darum bin ich gewiß, daß es mir dieß Mal nicht fehlen wird." „Sie haben es getroffen, erwiderte er, nachdem er ſich einige Augenblicke beſonnen hatte, hier gebe ich Ihnen meine Hand, Sie ſind der Stelle würdig, und ich werde bei dem Herzog für Sie thun, was ich vermag." So beſtätigte ſich die treffliche Maxime Göthe's, daß man die Menſchen, bei denen man etwas gegen ihre Abſicht durchſetzen will, nehmen müſſe, wie ſie ſein ſollen, nicht wie ſie ſind, auch bei mir. Wider ſeinen Willen wurde der Geheimerath für mich geſtimmt. Wenige Tage nach dieſer Audienz erhielt ich das Anſtellungs-Dekret als erſter Phyſikus in Ludwigsburg, und an meine Stelle trat der von einer andern Seite her begünſtigte und empfohlene Sohn des verſtorbenen Hofmedikus Mörike, wodurch der Geheimerath ohne Zweifel noch mehr zu meinen Gunſten geſtimmt worden war.

Schon als zweiter Phyſikus war ich bereits verheurathet, und meine Verheurathung fiel gerade in die Zeit, wo Seubert zum erſten Phyſikus ernannt worden. Wäre ich noch unverheurathet geweſen, ſo hätte ich wohl ſehr klug gehandelt, wenn ich mich um die Hand ſeiner älteſten Tochter, eines ſchönen und geiſtreichen Mädchens, beworben hätte. Allein ich wollte keine Frau, welcher ich mehr, als ſie mir, zu danken gehabt hätte, und eben darum wählte ich mir auch kein Mädchen aus den einflußreichen Familien der Stadt, ungeachtet ich hier eben ſo wenig einen Korb hätte fürchten müſſen, als von der Tochter Seuberts. Das Mädchen, wel-

ches ich mir zur Braut wählte, war die Tochter des Hofapothekers Biſchoff in Ludwigsburg, ohne großes Vermögen, ganz einfach erzogen, aber ein Mädchen von Geiſt, eben ſo liebenswürdig, als ſchön. Sie war erſt ſiebenzehn Jahr alt, als ich ſie heurathete, und wer mich vorzüglich auf ihre vielſeitigen Vorzüge aufmerkſam machte, war mein Freund Pauli, welcher ſich ſelbſt bereits um ſie bewarb, allein weil er keine Ausſicht auf eine baldige Anſtellung als Geiſtlicher hatte, ſeine Bewerbung freiwillig aufgab, und um ſo weniger ſcheel dazu ſah, daß ich an ſeine Stelle trat, da er ihr Herz für ſich zu gewinnen wenig Hoffnung hatte. So aufmerkſam auf ſie gemacht, ſuchte ich nun näher mit ihr bekannt zu werden, kam öfter, um ſie zu ſehen, in die Apotheke, wurde bald bekannter und vertrauter mit ihr, das Wohlgefallen an ihr ging in Liebe über, und nachdem ich an ihrer Gegenliebe nicht mehr zweifeln konnte, bat ich ſie um ihre Hand, die Aeltern um ihre Einwilligung, und nach Verfluß weniger Wochen nach der Verlobung traten wir an den Altar.

War meine ſchöne junge Frau ſchon als Mädchen geiſtreich und liebenswürdig, ſo entwickelte ſich ihr Geiſt und ihr ſchöner Charakter immer mehr. Als Hausfrau trieb ſie ihr Hausweſen mit eben ſo viel Fleiß und Ernſt, als Klugheit und Verſtand. Ohne geizig zu ſein, war ſie ſparſam, wohlthätig, ohne zu verſchwenden, in allen ihren Handlungen beſonnen, einfach in ihrem Betragen, wie in ihrem Anzug, wohlwollend und dienſtfertig gegen Jedermann, verſöhnlich, wenn ſie beleidigt wurde, und ſtets bereit, Frieden zu ſtiften, wenn ſich unter ihren Bekannten Mißhelligkeiten entſponnen hatten, eine ächte Freundin ihrer Freundinnen, eine treue und liebevolle Gattin, eine zärtliche ſorgſame Mutter ihrer Kinder, bis zu ihrem Tode. Da zur damaligen Zeit die Töchter bürgerlicher Familien, der wahren Beſtimmung des weiblichen Geſchlechts gemäß, blos zu tüchtigen Hausfrauen und ſorgſamen Müttern, nicht zu Kunſtſtickerinnen, Malerinnen, Muſikantinnen, oder gar zu gelehrten Weibern erzogen wurden, ſo war dieß auch der Fall mit meiner Frau. Sie hatte nichts, als Leſen, Schreiben, Rechnen, und einen korrekten Brief ſchreiben gelernt, aber ſie verſtand das Kochen, Backen, das Waſchen, das Bügeln, das Stricken und Nähen, und überhaupt alle weibliche Arbeiten vollkommen. Indeſſen begnügte ſie ſich damit nicht; ſie wollte auch geiſtig beſchäftigt ſein, ſie wollte ihren Geiſt durch Leſen guter, für ihr Geſchlecht tauglicher Bücher ausbilden, ſie wollte auch fran=

zöſiſch lernen, u. ſ. w. Ich half ihr dazu, ſo viel ich vermochte, aber das Hauptverdienſt um ſie hatte in dieſer Beziehung mein Freund Stoll. Nicht nur war er ihr Lehrer im Franzöſiſchen, ſondern als vieljähriger Erzieher, auch weiblicher Perſonen, war er ihr auch zu ihrer geiſtigen Ausbildung überhaupt auf alle Weiſe förderlich. So wurde ſie, wie ſie eine vorzügliche Hausfrau war, auch eine im hohen Grade geiſtig gebildete Frau, und um dieſes doppelten Vorzugs willen war ſie auch von Jedermann, der ſie näher kennen lernte, ſelbſt von Männern, wie Schiller, eben ſo verehrt, als wegen ihres edeln und liebenswürdigen Charakters geſchätzt und geliebt*). — Als Zögling der Akademie mußte ich zu meiner Verheurathung die Erlaubniß von dem Herzog nachſuchen. Mit der ertheilten Erlaubniß erhielt ich auch zugleich den Charakter als herzoglicher Hofmedikus, gleichſam zum Hochzeitgeſchenk, und das nächſte Mal, als der Herzog das militäriſche Waiſenhaus beſuchte, wurde ihm und der Frau Herzogin auf ihr Verlangen meine Frau von mir vorgeſtellt und von beiden auf das gnädigſte behandelt.

Nach dieſer Schilderung meiner Frau muß ich zunächſt auch ihrer Aeltern und Geſchwiſter, und ihrer nächſten Anverwandten erwähnen. Ihr Vater war, wie ſchon bemerkt, Hofapotheker in Ludwigsburg, eben ſo allgemein anerkannt als einer der bravſten Männer in der Stadt, als ein geſchickter und fleißiger Apotheker. Ihre Mutter, die Tochter des Bürgermeiſters und Kaufmanns Burk in Leonberg, galt allgemein für eine der verſtändigſten und wackerſten Hausfrauen in Ludwigsburg. Von ihren damals lebenden Geſchwiſtern übernahm der ältere Bruder das Geſchäft des Vaters — die Apotheke —, der jüngere wurde als Oberamtsarzt in Ludwigsburg angeſtellt. Die älteſte Schweſter iſt an den Hofprediger Harpprecht daſelbſt verheurathet, die zweite war die Gattin des verſtorbenen Oberfinanzraths Moſer in Stuttgart, die jüngſte lebt als Wittwe des Stallmeiſters Leutze in Ludwigsburg. Harpprecht kannte ich ſchon vor ſeiner Verheurathung als einen hochgeſchätzten Geiſtlichen. Er war zuerſt Garniſonsprediger auf der Feſtung

---

*) Siehe die beiden angehängten Briefe von Schiller vom Mai und November 1794.

Anmerkung des Herausgebers.

Hohen-Aſchberg, wurde dann Pfarrer in dem an dem Fuß der Feſtung gelegenen Marktflecken Aſchberg, bald darauf Garniſonsprediger in Ludwigsburg. Von hieraus wurde er zum Kaplan an der Hofkapelle in Stuttgart befördert, verließ aber dieſe Stelle nach dem Tode des Königs Friedrich, indem er ſeiner Wittwe, der Königin Mathilde, als ihr Hofprediger und Beichtvater, nach Ludwigsburg, ihrem Wittwenſitz, folgte, und zugleich wieder in ſeine früher bekleidete Garniſonsprediger-Stelle daſelbſt eintrat. Er iſt einer der ausgezeichnetſten Geiſtlichen, die ich kenne, ein vorzüglicher Prediger, und ein eben ſo braver und rechtſchaffener Mann. Zu den Anverwandten meiner Frau gehört vorzüglich ihr Oheim, der Schwager ihrer Mutter, der Kammerrath Cleß, ein Mann von vielen Eigenheiten und Wunderlichkeiten, aber von dem beſten Charakter, wohlwollend, wie es wenige Menſchen gibt, der redlichſte und gewiſſenhafteſte Berather der Familie, und beſonders gewogen meiner Frau, welche ſein Liebling unter ihren Geſchwiſtern war. Er wurde in der Folge Cameral-Verwalter auf der Feſtung Hohen-Aſchberg, wo ich ihn öfters beſuchte, und manche heitere Stunde mit ihm und ſeiner braven Frau durchlebte.

So viel von meinem häuslichen und geſelligen Leben; ich komme nun zu meinem ärztlichen. Hatte ſich ſchon bei Lebzeiten meiner Vorfahren Seubert und Bilhuber meine Praxis bedeutend vermehrt, ſo nahm ſie jetzt noch mehr zu, obſchon mein Kollege Mörike, als der Sohn ſeines bei dem Publikum ſo beliebt geweſenen Vaters, und zugleich als Glied einer der einflußreichſten Familien in Ludwigsburg, in welche er ſich verheurathet hatte, nicht viel hinter mir zurückblieb. Außer den vielen bürgerlichen Familien, deren Hausarzt ich war, hatte ich auch die meiſten adeligen zu beſorgen, nahmentlich die Familien des Oberſten von Dedell, der Generale von Nicolai und von Mauclerx, die Familie des Reichshofraths von Moſer, der nach ſeinem Zurücktritt aus ſeinen Staatsdienſten in Ludwigsburg privatiſierte. Die erſte dieſer Familien, deren Hausarzt ich geworden, war die von Dedellſche, dieſelbe, welcher ich als ein noch ganz junger Arzt von Hopfengärtner empfohlen worden. Bei der von Nicolaiſchen Familie wurde ich ſchon nach dem Tode des Hofmedikus Mörike Hausarzt, bei der von Mauclerſchen erſt nach dem Tode Seuberts, und bei der von Moſerſchen nach dem Tode Bilhubers. Alle dieſe Familien achteten mich nicht nur als

ihren Arzt, ſondern ſie beehrten mich auch mit ihrer Freundſchaft. Ich beſuchte ſie daher auch ſehr oft bloß als Hausfreund, und nie verließ ich ſie, ohne etwas von dem feinen und gewandten Oberſten von Dedell für mein freieres Betragen in der Geſellſchaft, von dem geiſtreichen und vielfältig unterrichteten General von Nicolai für meine Einſicht, von dem hofklugen und fürſtenkundigen Prinzenerzieher General von Mauclér für mein Benehmen gegen die Großen, von dem gelehrten, witzigen und welterfahrenen Reichshofrath von Moſer, trotz ſeiner mancherlei Wunderlichkeiten, für meine Welt- und Menſchenkenntniß, und von ihren Gemahlinnen, beſonders der Frau Generalin von Mauclér, für meine ſittliche Bildung gewonnen zu haben.

So war ich nun der Hausarzt der vornehmſten Familien in der Stadt, nur der damals in Ludwigsburg privatiſierende Prinz Friederich Wilhelm beehrte mich nach dem Tode Bilhubers nicht mit ſeinem Zutrauen, ſondern wählte zu ſeinem Hausarzt den nicht lange zuvor nach Ludwigsburg gekommenen ganz jungen Arzt, D. Hardegg. Zwar wand ſich der Prinz in wichtigern Fällen an den Leibarzt Hopfengärtner in Stuttgart; aber Hardegg war mir doch vorgezogen, und obſchon ich ihn ſelbſt wegen ſeines trefflichen Kopfs und ſeiner vielſeitigen Kenntniſſe, und beſonders wegen ſeiner Geſchicklichkeit in der Chirurgie, hochſchätzte, und bereits in freundſchaftlicher Verbindung mit ihm ſtand, ſo würde mich dennoch der Vorzug, den ihm der Prinz vor mir gab, gekränkt haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß es nicht Mißtrauen gegen mich, ſondern Zorn über mich war, warum er Hardegg, nicht mich, zu ſeinem Hausarzt wählte. Die Sache verhielt ſich nehmlich ſo. Ich hatte auf Veranlaſſung einer nahe drohenden Blatternepidemie ſchon im Januar einige adelige Kinder geimpft, und der Prinz wollte, daß auch die Kinder ſeines Kammerherrn und Jugendfreundes, des Grafen von Zeppelin, doch erſt im Mai, als der beſſern Jahreszeit, geimpft werden ſollten. Vermuthlich hatte man ihm nicht geſagt, daß eine Blatternepidemie nahe ſei, und daß es zu ſpät ſein möchte, die Zeppelinſchen Kinder erſt im Mai zu impfen. Er hieß daher mein frühzeitiges Impfen übereilt und geſetzwidrig, nannte mich einen medieiniſchen Deſpoten, beſchuldigte mich, daß ich eine Blatternepidemie in die Stadt bringe, drohte mich bei dem Herzog zu verklagen, ja ſogar auf meine Kaſſation anzutragen, doch wollte er zuvor das Collegium archiatrale um ſeine

Meinung über die Sache fragen. Auf ſeine Zuſchrift an daſſelbe wurde ihm geantwortet, daß ich durchaus gegen kein Geſetz gehandelt, daß ich vielmehr recht gethan, vor dem Ausbruch der Epidemie zu impfen, und daß ich vielmehr Lob als Strafe verdient hätte. Auf dieſe Belehrung unterließ er nicht nur ſeine Klage gegen mich, ſondern er ließ auch die Zeppelinſchen Kinder bald darauf in Stuttgart durch den Leibarzt Hopfengärtner impfen. Aber ſeine Gunſt hatte ich einmal verloren, und weil ich nicht einſah, wie ich dieſelbe würde wieder gewinnen können, ließ ich die Sache vor der Hand gut ſein, und erwartete das Beſte von der Zeit. Ich wußte, daß der Prinz, wenn er glaubte, Jemanden unrecht gethan zu haben, es nicht nur bereue, ſondern auch auf alle Weiſe wieder gut zu machen ſuche, und dieß war denn auch bei mir der Fall. Der Herzog Karl, der Oheim des Prinzen, war im Oktober 1793 geſtorben, der Prinz nahm Kondolenz an, und da der Adel, das Militär, die Geiſtlichkeit, der Magiſtrat, und die Staatsbeamten aller Klaſſen ſich in dieſer Abſicht parthienweiſe in das Palais des Prinzen begaben, ſo konnte ich natürlicherweiſe nicht zurückbleiben. Ich ſchloß mich daher auch an eine Parthie an, und zwar an eine ſolche, wo ich den Sprecher machen konnte. Im Vorzimmer trafen wir den Grafen von Zeppelin, der ſich mit mir beſonders freundlich unterhielt, bis die Thüren geöffnet und wir vor den zwiſchen ſeinen zwei Söhnen ſtehenden Prinzen gelaſſen wurden. Der Prinz empfing uns ſehr gnädig, hörte, was ich zum Lobe des verſtorbenen Herzogs ſagte, wohlgefällig an, beſtätigte es mit Zuſätzen und entließ uns dann eben ſo gnädig, als er uns empfangen hatte. Am folgenden Morgen machte ich einen Beſuch in dem von Mauclerſchen Hauſe. „Sie ſind ja geſtern bei dem Prinzen geweſen, rief mir bei dem Eintritt die Frau Generalin entgegen, er war geſtern Abend bei uns, Ihr Beſuch hat ihn ſehr gefreut, er hat geſagt, Ihr Erſcheinen bei ihm ſei ein Beweis, daß Sie ihm wieder gut ſeien." Von dem edeln Charakter des Prinzen konnte ich nichts Anderes erwarten, als eine ſolche Aeußerung, und wie ſehr ich mich durch meine Aufwartung bei ihm in Gunſt geſetzt, beweiſt das Zutrauen, welches er fortan gegen mich als Arzt bewieſen, indem er mich bei bedeutenden Kranken aus ſeiner Dienerſchaft gewöhnlich zuziehen ließ, und mit meinen Rathſchlägen ſich immer zufrieden bezeigte. Hätte ſich jener Vorfall mit der Blatternimpfung nicht ereignet, und wäre ich nicht früher, wie

wahrſcheinlich geſchehen, von Jemand bei ihm angeſchwärzt worden, ſo wäre vielleicht mein ganzes künftiges Schickſal anders geworden. Er hätte mich als regierender Herr vermuthlich zu ſeinem Leibarzt berufen, ob zu meinem Glück, weiß ich nicht; aber ich weiß, daß er auch als regierender Herr ſtets gnädig gegen mich geſinnt geblieben, und es ſehr ungern geſehen hat, daß ich das Vaterland verlaſſen habe.

Dieſes temporäre Mißverhältniß mit dem Prinzen hatte auf mein Verhältniß zu dem Publikum gar keinen Einfluß. Ich hatte mich bei demſelben zu feſt in Kredit geſetzt, als daß mir meine Hintanſetzung von dem Prinzen irgend etwas hätte ſchaden können. Im Gegentheil nahm mein Kredit bei dem Publikum vielmehr zu, da es ſah, wie ſehr ich mich durch meinen Eifer in meinem Beruf, in deſſen Erfüllung ich den Hauptzweck meines Lebens ſetzte, ſeines Vertrauens würdig zu machen ſtrebe. Dieß wurde mir auch gar nicht ſchwer. Schon von der Akademie aus überall an die ſtrengſte Ordnung und an eine ſtete Beſchäftigung gewöhnt, trieb ich auch meine Praxis auf die gewohnte Weiſe. Im Sommer begann ich meine Krankenbeſuche früh um ſieben, im Winter um acht Uhr. Nach Tiſch gab ich Audienz zu Hauſe, ſtudierte dann bis gegen Abend, wo ich alle wichtigern Kranke zum zweitenmal beſuchte, und wenn ich keine ſolchen zu beſorgen hatte, ging ich mit meiner Frau und einigen Freunden und Freundinnen ſpazieren auf das Land. Abends um neun Uhr legte ich mich in der Regel zu Bette, und wenn ich in der Nacht zu einem Kranken gerufen wurde, war ich ſtets bereit, dem Ruf zu folgen. Ueber alle meine Kranken führte ich ein genaues Tagebuch, in meinen jüngern Jahren am Krankenbette ſelbſt, weil ich mich dadurch den Kranken als einen ſorgſamen Arzt zu empfehlen glaubte, in meinen ſpätern, wo ſich meine Praxis bedeutend vermehrt hatte, zu Hauſe. Als erſter Phyſikus hatte ich auch das Waiſenhaus, das Zucht- und Arbeitshaus, und die Irren-Anſtalt zu beſorgen, und man kann ſich leicht vorſtellen, daß ich, obgleich die Phyſici zu der damaligen Zeit halb ſo viel zu ſchreiben hatten, als jetzt, bei meiner bedeutenden Praxis, ohne das eine oder das andere jener Geſchäfte zu vernachläſſigen, wenig Muße zum Studieren und zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten hatte. Indeſſen ſuchte ich mit dem Fortſchreiten der Wiſſenſchaft immer gleichen Schritt zu halten, ſchaffte mir alle wichtigern neuen Schriften an, ſchrieb beim Leſen derſelben meine eigenen Gedanken nieder, und ſelten beſuchte ich einen bedeu-

tenden Kranken, ohne daß ich zuvor meine alten bewährten Praktiker über die Krankheit nachgeſchlagen hätte. So kam ich immer tiefer in das praktiſche Leben hinein, meine Erfahrung wurde täglich reicher, das Praktieieren wurde mir immer leichter, und, wie ſo viele hundert Aerzte, würde auch ich zuletzt in einen heilloſen Schlendrian verfallen ſein, wenn nicht mein guter Genius mich davor bewahrt hätte. Die Luſt zu wiſſenſchaftlichen Studien erwachte von Zeit zu Zeit immer wieder auf's neue bei mir, nur hatte ich, außer Hardegg, Niemand, mit dem ich meine Ideen austauſchen konnte, und weil ich nicht mehr ſo oft nach Stuttgart zu Hopfengärtner, meinen Lehrern und meinen ehemaligen Mitſchülern reiſen konnte, unterhielt ich mich um ſo öfter mit ihm. Er war ein vortrefflicher, an Kenntniſſen reicher Kopf, und dankbar geſtehe ich, daß ich durch ihn in meinen Studien weit mehr gefördert worden, als durch das Leſen und Studieren ſelbſt der beſten neuern Schriften.

Freilich halfen mir meine theoretiſchen Studien zu einer deſto beſſern Betreibung meiner Praxis nicht ſo viel, als ich davon erwartete. Ich fand bald, daß es etwas ganz anderes um die Praxis iſt, als um die Theorie. In der Praxis kann nur nach praktiſchen, unmittelbar aus der Erfahrung geſchöpften Grundſätzen gehandelt werden, und die einzig wahre, d. h. am Krankenbette brauchbare Theorie iſt die, welche die Erfahrung zur Grundlage hat. Von der Beobachtung der Natur iſt die Heilkunde ausgegangen, durch die fortgeſetzte Beobachtung der Natur muß ſie auch vervollkommnet werden. Die Geſetze der Natur ſind ewig und unveränderlich, und die Erſcheinungen, durch welche ſich das geſunde und kranke Leben des Organismus ausſpricht, erfolgen bei all' ihrem unendlichen Wechſel nach dieſen ewigen und unveränderlichen Geſetzen. Auch in den Erſcheinungen iſt alſo Wahrheit und Unveränderlichkeit, und wo wir daher eine eigene Verbindung und Aufeinanderfolge krankhafter Erſcheinungen, oder, in der Sprache der Schule zu reden, eine beſtimmte Form der Krankheit wahrnehmen, da dürfen und müſſen wir auch auf einen eben ſo beſtimmten innern Krankheitszuſtand des Organismus, als Urſache derſelben, ſchließen. Freilich gelangen wir mittelſt dieſer Schlüſſe blos zur Erkenntniß des Daſeins der mancherlei Krankheitszuſtände; ihr inneres Weſen, ihre eigentliche Beſchaffenheit, lernen wir dadurch keineswegs kennen. Dazu können uns nur Anatomie, Phyſik, Chemie führen. Allein alle dieſe Wiſſen=

ſchaften ſind ſelbſt erſt noch im Werden, und es iſt die Frage, ob wir es je ſo weit bringen, eine Phyſiologie des Organismus, im wahren Sinne des Worts, darauf gründen zu können. Ins Innere der Natur dringt kein erſchaffener Geiſt, ſagt einer unſerer größten Naturforſcher, und beſonders gilt dieſer Ausſpruch von der organiſchen Natur. Aber glücklicherweiſe bedürfen wir, als praktiſche Aerzte, dieſer tiefern Kenntniß des Organismus, und ſeiner manchfaltigen Krankheitszuſtände nicht. Wir können auch ohne ſie ſehr gute praktiſche Aerzte ſein, wenn wir durch Erfahrung ſo gute Semiotiker, Artiologen und Heilmittelkundige geworden ſind, um bei jedem zu behandelnden Kranken aus der Beſchaffenheit der Erſcheinungen auf den ihnen zu Grunde liegenden beſtimmten Krankheitszuſtand richtig zu ſchließen, die nähern und entferntern Urſachen deſſelben aufzufinden, und zu ihrer Beſeitigung diejenigen Mittel zu wählen, deren Wirkſamkeit durch ſichere Erfahrungen bewährt iſt. Freilich verfahren wir ſolchergeſtalt blos empiriſch; allein unſer Verfahren iſt darum nicht weniger rationell, als es ſein würde, wenn wir unſere Indikationen von dem Weſen der Krankheit hernehmen, und von der Wirkungsart unſerer Heilmittel, von denen wir, wie Lichtenberg ſagt, blos wiſſen, wie ſie auf der erſten Station wirken, vollkommen Auskunft geben könnten. Aber dieſes empiriſch-rationelle Verfahren immer mehr zu vervollkommnen, d. h. zu einer immer größern Gewißheit und Sicherheit darin zu gelangen, gibt es nur ein Mittel, die unermüdet fortgeſetzte, treue und unbefangene Beobachtung der Natur. Die Natur iſt das große Buch, das wir immer leſen, immer ſtudieren müſſen, wenn wir in unſerer Kunſt immer weiter kommen wollen. Und was wir nächſt dem Buch der Natur leſen und ſtudieren müſſen, ſind nicht die voreilig aufgeſtellten theoretiſchen Syſteme, zu deren Lob man höchſtens ſagen kann, was Terenz von ſeinen Komödien ſagt:

Poëta cumprimum animum ad ſcribendum appulit,
Id ſibi negoti credidit ſolum dari,
Populo ut placerent quas feciſſet fabulas,

ſondern die Schriften der treuen Beobachter der Natur, und beſonders der Alten. Auch der emſigſte und aufmerkſamſte Beobachter ſieht für ſich allein nur wenig, er muß alſo auch das benutzen, was Andere geſehen haben. Nur ſo lernt er die Natur von allen Seiten ſehen. Aber ſie nicht falſch durch Andere ſehen zu lernen, muß er

ſich einzig und allein an die Schriften ſolcher Männer halten, welche ſie treu, nicht durch das trübe Medium eines Syſtems, beobachtet haben. Es iſt unglaublich, wie viel man ſieht, wenn man die Natur treu und unbefangen beobachtet, und wie ſehr durch ein ſolches fortgeſetztes Beobachten der Beobachtungsgeiſt ſelbſt geſchärft wird. Von beidem haben wir das belehrendſte Muſter an den Alten. Was für einen Schatz von Beobachtungen enthalten nur allein die Schriften des Hippokrates, und was für ein hoher Grad von Beobachtungsgeiſt gehört nicht dazu, um Alles das wieder zu ſehen, was er ſchon geſehen hat! Aber auch unter den neueren Aerzten gibt es treue und unbefangene Beobachter der Natur, und dieſe ſind es auch, die ihren Beobachtungsgeiſt durch ſeine ſtete Uebung ſo geſchärft haben, daß ihnen an dem Krankenbette ſelten etwas entgeht, was auf die richtige Erkenntniß und Behandlung der Krankheiten von Einfluß iſt. Nur ſolche Beobachter können, wenn ſie ihre Beobachtungen bekannt machen, die allgemeine mediciniſche Erfahrung wahrhaft bereichern, und ſie ſind es auch, welche die wichtigſten Entdeckungen machen, — Entdeckungen, die nicht nur zur fortſchreitenden Ausbildung des echt praktiſchen Syſtems der Heilkunde, ſondern auch zur Bereicherung des Heilmittelapparats mit neuen, und zur richtigern Erkenntniß der Kräfte der alten dienen. Ueberhaupt iſt Alles, was die Heilkunde wahrhaft ſchätzbares beſitzt, durch dieſe treuen, unbefangenen und geübten Beobachter der Natur entdeckt worden. So lernten wir eines unſerer größten Heilmittel, die Chinarinde, ſo die große antiphlogiſtiſche Kraft des Queckſilbers, ſo die Wirkſamkeit der Alkaloiden, kennen. So kamen wir zur Errichtung der Quarantaine-Anſtalten gegen die Peſt. So entdeckte der unſterbliche Jenner die ſchützende Kraft der Kuhpocken gegen die Menſchenpocken. Kurz, das Studium der Natur, und das fleißige Leſen der Schriften treuer und unbefangener Beobachter ſind die Mittel, wodurch ſich der praktiſche Arzt bildet, ſowie ſie auch der einzige wahre und ſichere Weg ſind, zu einem für die Praxis brauchbaren Syſtem der Heilkunde zu gelangen. Zu meinem Glück habe ich dieſen Weg ſchon bei'm Beginn meiner praktiſchen Laufbahn betreten, allein ich bin dadurch den theoretiſchen Studien keineswegs abhold geworden. Wie die Schriften der guten Praktiker, las ich auch die Schriften der Theoretiker, und ihre verſchiedenen Anſichten haben auch die meinigen auf eine eben ſo verſchiedene Art verändert. So war ich zuerſt, dem Beiſpiel meiner

Lehrer folgend, ein Humoralpatholog. So war ich, angeregt durch Cullen und Andere, ein Nervenpatholog. So war ich weiterhin, vorzüglich angeregt durch Weickard, den ich während ſeines Aufenthalts in Heilbronn perſönlich kennen lernte, ein Brownianer, ſo durch das Studium der Röſchlaubſchen Schriften ein Erregungstheoretiker geworden. Aber wenn ich mich frage, ob ich am Krankenbette ein Humoralpatholog, ein Nervenpatholog, ein Brownianer, ein Erregungstheoretiker war, ſo muß ich mir die Frage mit Nein beantworten. Zum Leitfaden bei meinem Verfahren am Krankenbette diente mir einzig und allein das empiriſch-rationelle Syſtem, das ich mir gleich beim Beginn meiner Praxis zu bilden angefangen hatte. Ich wollte nichts weiter, als mich zum praktiſchen Arzt ausbilden, und wenn ich von dem einen zum andern jener Syſteme überging, ſo geſchah es, weil ich von jedem etwas für die Praxis zu gewinnen hoffte, und von dem neu aufgeſtellten natürlich mehr erwartete, als von den vorhergegangenen. Aber keines von allen hat mir zur Vervollkommnung meines empiriſch-rationellen Syſtems ſo viel geleiſtet, als das Krankenbette. Nur am Krankenbette bildet ſich der praktiſche Arzt, nicht durch das Studium theoretiſcher Syſteme, die zwar dem Scharfſinn ihrer Urheber Ehre machen, aber am Krankenbette um ſo weniger taugen, je ſpekulativer ſie ſind. Auch die ſcharfſinnigſten Theorien haben die Praxis wenig oder nicht gefördert, und wer dieſe Behauptung beſtreiten will, der ſoll mir ſagen, ob unter der Herrſchaft der Nervenpathologie, des Brownianismus, und ſelbſt des naturphiloſophiſchen Syſtems, mehr Kranke geneſen ſind, als unter der Herrſchaft der ehemaligen Humoralpathologie. Geneſen und Sterben war unter der Herrſchaft aller bisher aufgekommenen Syſteme ziemlich gleich, und die glücklichſten Aerzte ſind von jeher die geweſen, die am Krankenbette richtig beobachtet, ſich aus ihren Beobachtungen Erfahrungen gebildet, und daraus die Grundſätze und Maximen ihres Handelns gezogen haben. Nur ſolche Aerzte ſtehen am Krankenbette an ihrem Platz, die Theoretiker gehören auf ihren Katheder, hier iſt ihre Stelle, am Krankenbette ſpielen ſie, wie die Erfahrung lehrt, gewöhnlich eine undankbare, ja ſogar oft eine lächerliche Rolle. Indeſſen will ich damit keineswegs geſagt haben, daß der Arzt alles Theoretiſieren bei Seite legen, und blos auf ſtete Vermehrung ſeines Schatzes von Erfahrung bedacht ſein ſoll. Erfahrung ohne Theorie iſt blind, nichts iſt wahrer, als dieß. Aber

es iſt eben ſo wahr, daß die Theorie ohne Erfahrung mehr als blind, daß ſie todt iſt. Erfahrung ohne Theorie macht den Arzt zum Routinier; nur die nach allgemeinen Grundſätzen verarbeitete Erfahrung macht den Arzt zu dem, was er ſein ſoll, zum rationellen Arzt.

Ein ſolcher rationeller Arzt zu werden, war vom Beginn meiner praktiſchen Laufbahn an mein ſtetes Beſtreben, und dankbar erkenne ich, daß mir ſchon meine Lehrer, und beſonders Eunsbruch, mit ihrem Beiſpiel vorangegangen ſind. Freilich bin ich weit hinter dem mir vorgeſteckten Ziele zurückgeblieben, aber ich darf doch ſagen, daß ich demſelben immer näher zu kommen geſucht habe. Bin ich kein Arzt geworden, wie Boerhave, Gaub, Richter, Vogel, Keil ꝛc., ſo iſt daran nicht Mangel an Streben, ſondern Mangel an Kraft Schuld, und vielleicht darf ich noch hinzuſetzen, auch Mangel an Gelegenheit, in Geſellſchaft fähigerer Menſchen, als ich, dem hohen Ziele ſchnellern und ſicherern Schrittes entgegen zu gehen.

Zwar habe ich während der achtzehn Jahre, welche ich in Ludwigsburg zubrachte, mehrere treffliche Aerzte kennen gelernt, aber nur von Perſon, wie Peter Frank, und den ältern Richter, mit welchen ich blos einige Worte gewechſelt; nur mit wenigen bin ich in nähere Verhältniſſe gekommen, und hier ſtehen Hopfengärtner, Weickard und mein Freund Gmelin in Heilbronn oben an. Was ich Hopfengärtner zu danken hatte, habe ich bereits oben erwähnt. Weickard, den ich in Heilbronn, ſo wie er mich in Ludwigsburg mehrmals beſuchte, danke ich vorzüglich, daß er es war, der mich zuerſt zum Studium des Brownſchen Syſtems anregte, denn ob ich gleich den Werth dieſes Syſtems am Krankenbette bald zu würdigen wußte, ſo ſtudierte ich es doch als das Werk eines wahrhaft philoſophiſchen Geiſtes, und als das erſte Syſtem, von dem man ſagen kann, daß es ein echt wiſſenſchaftliches, d. h. aus einem höchſten, obgleich falſchen Princip, hergeleitet war.

Weit wichtiger und lehrreicher, als die Bekanntſchaft mit Weickard, war die Bekanntſchaft mit Gmelin für mich. Zwar kannte ich ihn lange zuvor als einen der vorzüglichſten Aerzte Schwabens; aber perſönlich lernte ich ihn zufällig in Egolsheim, einem eine halbe Stunde von Ludwigsburg entfernten Dorf, kennen. Ich wußte nicht, wer er ſei, aber ſein klares ſchwarzes Auge, und der aus ihm hervorleuchtende Blick kündigten mir ſogleich einen Mann von Geiſt an,

und wie mir der Wirth auf die Frage, wer der Fremde ſei? ſagte, es ſei der Herr Doktor Gmelin von Heilbronn, ſo prieß ich mich glücklich, meinen Wunſch, ihn perſönlich kennen zu lernen, ſo unerwartet erfüllt zu ſehen. Ich trat ihm ſogleich näher, ſagte ihm, wer ich ſei, und wenn meine Freude über ſeine Bekanntſchaft groß war, ſo war es die ſeinige nicht minder. Wir geriethen alsbald mit einander in ein Geſpräch, zuerſt über wiſſenſchaftliche Gegenſtände überhaupt, bald aber auf ſein ehemaliges Lieblingsthema, den ſogenannten thieriſchen Magnetismus. Wie ſo vieles Andere, hatte ich auch ſeine Schrift über dieſen Gegenſtand geleſen. Ich bezeigte ihm über die Art, wie er denſelben behandelt hatte, meinen Beifall, aber ich verhehlte ihm auch zugleich mein Bedenken nicht, ob hinter den wunderbaren Erſcheinungen nicht ein Betrug ſtecke, oder ob er ſich nicht etwa ſelbſt täuſche. „Das iſt bald geſagt, erwiederte er, aber welcher vernünftige Menſch kann wohl über eine Sache abſprechen, ohne ſich von ihrer Wahrheit oder Unwahrheit durch ſelbſteigene Beobachtung überzeugt zu haben? Kommen Sie zu mir nach Heilbronn, und Sie werden bald anders ſprechen.“ Ich verſprach zu kommen, ſobald es mir möglich ſein würde, und ehe drei Wochen vergangen waren, hatte ich mich bei ihm eingefunden. Er hatte eben eine Patientin in der Kur, welche er für eine der intereſſanteſten hielt, die er bisher manipuliert hatte. Zu dieſer führte er mich, weil ſich eben die von ihr beſtimmte Stunde nahe, wo ſie wieder manipuliert werden ſollte. Die Patientin ſchien dem Anſehen nach ganz geſund; aber Gmelin hatte nicht lange manipuliert, und die magnetiſchen Erſcheinungen traten alle ein, wie er ſie in ſeinem Buche beſchrieben hat. Ich hatte dieſe Erſcheinungen zum erſtenmal geſehen, und man kann ſich denken, wie erſtaunt ich darüber war. „Nun, Freund? fragte er mich, nachdem wir die Patientin verlaſſen hatten, ſind Sie noch der ungläubige Thomas? Aber warten Sie nur, bis wir zu Hauſe ſind, und wir werden weiter von der Sache ſprechen.“ Wir gingen von der Patientin gerade nach Hauſe, und er hatte ſichs kaum bequem gemacht, und, wie gewöhnlich, ſein grünes ſammtnes Käppchen aufgeſetzt, ſo fragte er mich nun ernſtlich, was ich, nachdem ich die Erſcheinungen nun ſelbſt geſehen, von der Sache halte? „Die Sache iſt allerdings ſehr merkwürdig, erwiederte ich, und ich ſehe wohl, daß hier keine Täuſchung von Ihrer Seite Statt findet, aber“,

wollte ich fortfahren, — „Nichts von aber, entgegnete er, der Magnetismus iſt kein Unding, Sie haben ſich davon ſelbſt überzeugt, und nun die Lehre!“ Er nahm ſein grünes ſammtnes Käppchen vom Kopf, klopfte mich auf die Schultern, und ſagte mit der ihm eigenen ironiſchen Miene:

Drum rechn' Er ſichs zur Lehre,
Und werd' Er einmal klug.

Bei Tiſch ſprachen wir noch viel über die Sache, und das Reſultat war, daß ich die Erſcheinungen zwar nicht läugne, daß ich aber nicht glauben könne, es liege ihnen eine bis jetzt unbekannte Kraft zum Grunde, ſondern vielmehr vermuthe, das Wunderbare bei der Sache ſei blos eine durch das Manipulieren eigen gerichtete krankhafte Thätigkeit des ſympathiſchen Nervenſyſtems, welche von andern krankhaften Thätigkeiten deſſelben dem Weſen nach nicht verſchieden ſei. Dieß ſchien ihm aber zur Erklärung der magnetiſchen Erſcheinungen nicht hinlänglich, und ich reiſte nach Ludwigsburg zurück, auf dem ganzen Weg der Sache nachdenkend, aber ohne von den Anſichten meines Freundes überzeugt worden zu ſein. Wir kamen in der Folge noch oft zuſammen, ſowohl in Heilbronn, als in Ludwigsburg, und obſchon meiſtens auch von dem thieriſchen Magnetismus zwiſchen uns die Rede war, ſo unterhielten wir uns doch mit eben dem, wo nicht größerem Intereſſe über andere wiſſenſchaftliche Gegenſtände, und überall zeigte er ſich mir als einen der denkendſten Köpfe, welche mir in meinem Leben vorgekommen. Was mich aber beſonders freute, war, daß ich an ihm einen eben ſo großen Verehrer Hopfengärtners fand, als ich einer war. Hopfengärtner, ſagte er, ſei nächſt Gaubius, ſeinem Lehrer, der größte Arzt, den er kenne, ſein Portrait hänge daher auch vor ſeinem Schreibtiſch, und ſelten verſäume er, den Hut vor ihm abzuziehen, wenn er nach Hauſe komme, und in das Zimmer trete.

So ſchätzbar mir Gmelin als Arzt war, ſo ſchätzbar war er mir auch als Menſch wegen ſeiner Redlichkeit, Offenheit, und beſonders wegen ſeines jovialiſchen Weſens. Auch am Krankenbette konnte er dieſes jovialiſche Weſen nicht verläugnen. Nur bei dem Krankenexamen und bei ſeinen Ordinationen war er ernſt, außerdem folgte er ganz ſeiner Laune. So wurde er, um nur ein einziges Beiſpiel anzuführen, einſt zu einem reichen Gutsbeſitzer auf dem Lande gerufen, deſſen Frau gefährlich krank war. Der Gutsbeſitzer wußte,

daß Gmelin ein Liebhaber von einem guten Glas Wein war, und hatte ſich deswegen mit einem Fäßchen vorzüglich guten Weines verſehen. Allein Gmelin verſchmähte denſelben. „Ich trinke ein wenig viel, ſagte er, und zum Vieltrinken iſt dieſer Wein zu gut, wir wollen ihn aufſparen, bis die Kranke wieder geſund iſt.“ Die Frau des Hofraths war wirklich gefährlich krank, und Gmelin ſelbſt zweifelte an ihrem Aufkommen. Als ſie ihn über ihren Zuſtand fragte, und zu wiſſen verlangte, ob derſelbe bedenklich ſei, weil ſie vor ihrem Tod noch Manches zu verfügen hätte, ſo antwortete er: Das ſei eine ſonderbare Frage, er ſehe ſie jetzt zum erſtenmal, und ſie ſtelle eine Frage an ihn, die er unmöglich beantworten könne, und was die Verfügungen betreffe, welche ſie noch zu machen habe, ſo hätte ſie ſolche längſt machen können, damit müſſe man nicht warten, bis einem der Tod auf der Zunge ſitze, er ſtehe als ein ganz geſunder Mann vor ihr, und habe ſein Teſtament ſchon vor fünf Jahren gemacht. Jedoch tröſtete er ſie zugleich mit der Verſicherung, daß ihr Tod nicht ſo nahe ſei, und ihrem Mann ſagte er, daß er hoffe, die Zeit zum Trinken des guten Weins werde eintreten, ehe er ſichs verſehe. Bei dem zweiten Beſuch fand Gmelin die Kranke ſchon bedeutend beſſer, und beim dritten außer aller Gefahr. „Nun, Herr Hofrath, ſagte er, die Zeit iſt da, wo wir auf die Geſundheit Ihrer Frau anſtoßen wollen, richten Sie nur ſo viele Gläſer her, als ſie im Hauſe haben, was weiter geſchehen ſoll, werden ſie ſchon hören.“ Dieß geſagt, verließ Gmelin das Zimmer, begab ſich in die Gärten und auf die Ackerfelder, rief die Arbeiter und Arbeiterinnen zuſammen, und befahl ihnen, ihm zu folgen. In dieſer zahlreichen Begleitung trat er nun zur Verwunderung des Hofraths in das Zimmer. „Wie viel unſerer hier ſind, rief er dem Hofrath entgegen, Alle müſſen auf die Geſundheit der Frau Hofräthin trinken.“ Auf ſein Verlangen wurde das Fäßchen auf den Tiſch geſtellt, die Gläſer gefüllt, ausgetrunken und wieder gefüllt, bis das Fäßchen beinahe leer war. Die Arbeiter und Arbeiterinnen gingen hoch vergnügt an ihre Geſchäfte, der Hofrath und ſeine Frau erfreuten ſich des unvermutheten Spaßes, und der mit Lob und Dank überhäufte Arzt ſetzte ſich in ſeinen Wagen und fuhr nach Hauſe.

Eine andere, für mich höchſt intereſſante, aber minder lehrreiche Bekanntſchaft machte ich an dem berühmten Ernſt Platner, Profeſſor in Leipzig. Ich wußte nichts von ſeiner Anweſenheit in Stutt=

gart, und las eben ſeine Abhandlung über die Anſteckung, eine der Abhandlungen, welche er der von ihm beſorgten deutſchen Ueberſetzung der de Harnſchen Heilungsmethode in dem allgemeinen Krankenhauſe in Wien angehängt hat. Ich hatte dieſe Abhandlungen mit dem größten Vergnügen geleſen, und war dergeſtalt von ihnen angezogen, daß ich nichts ſehnlicher wünſchte, als den Verfaſſer perſönlich kennen zu lernen, um mit ihm über ſeine medieiniſchen Anſichten überhaupt zu ſprechen. Dieſer Wunſch war auch jetzt wieder lebendig in mir geworden, und ſiehe da! in demſelben Augenblick ward mir ein Brief von meinem ehemaligen Lehrer, Profeſſor Abel in Stuttgart, gebracht, welcher mir ankündigte, der Ueberlieferer des Briefes ſei der Profeſſor Ernſt Platner aus Leipzig, und ich möchte mir ihn während ſeiner Anweſenheit in Ludwigsburg auf das beſte empfohlen ſein laſſen. Wie ſchnell ich in den Gaſthof eilte, in welchem er abgeſtiegen war, wie glücklich ich mich ſchätzte, meinen ſchon ſo lange gehegten Wunſch ſo unverhofft erfüllt zu ſehen, kann man ſich denken. Bei'm Eintritt in das Zimmer, in welchem er mich empfing, ſah ich einen wohlgewachſenen, ſchönen Mann, mit großen, ſchwarzen, geiſtreichen Augen, feiner Naſe, und überhaupt von einer ausdrucksvollen Miene. Aber im Ganzen machte ſein Anblick nicht den Eindruck auf mich, den ich erwartet hatte. Sei es, daß ich mir von ſeiner Geſtalt eine andere Vorſtellung gemacht hatte, denn ich hatte mir ihn ganz anders vorgeſtellt, als wie ich ihn fand, oder daß er mich nicht ſo freundlich empfing, wie ich gehofft hatte, kurz, der Eindruck, den er auf mich machte, hatte nichts Anziehendes für mich. Er ſchien mir ſtolz, anmaßend, überhaupt zu eingenommen von ſich, um auch Andere etwas gelten zu laſſen. Indeſſen ſuchte ich ihm ſeine Anweſenheit in Ludwigsburg ſo angenehm zu machen, als möglich, führte ihn überall hin, wo etwas Intereſſantes für ihn zu ſehen war, in das herzogliche Reſidenzſchloß, welches er dem Schloſſe in Verſailles ſehr ähnlich fand, jedoch mit der Bemerkung, daß es viel kleiner ſei, in die Porcellan-Fabrik, in das Zeughaus, in das Irrenhaus u. ſ. w. Ueberall machte er mehr tadelnde als lobende Bemerkungen, und am wenigſten ſchien er mit dem Irrenhaus zufrieden zu ſein. Er ließ ſich faſt alle beſetzten Cellen öffnen, nur eine wollte ich nicht öffnen laſſen, weil die darin befindliche Wahnſinnige fürchterlich ſchimpfte. „Laſſen Sie immerhin öffnen, ſagte Platner, ich bekümmere mich nichts um die nicht eingeſteckten, viel weniger um die ein-

geſteckten Narren.“ Natürlich bekam auch er eine volle Ladung von Schimpfnamen, und es ſchien doch, es wäre ihm lieber geweſen, die Celle wäre nicht geöffnet worden. Er verweilte nur einen Tag in Ludwigsburg, und den ganzen Tag brachte ich in ſeiner Geſellſchaft zu, am folgenden Tag reiſte er nach Stuttgart zurück. Ehe er ſich in den Wagen ſetzte, zankte er ſich mit dem Poſtillon, und nachdem er abgefahren war, hörte ich einen Kellner des Gaſthofes ſagen, der Reiſende ſei ein Arzt, aber um keinen Preis möchte er ſich ihm in die Kur geben. — Ich kann nicht ſagen, daß er es an Höflichkeit gegen mich hätte fehlen laſſen, aber es inkommodierte mich doch, daß er mich bei jeder Gelegenheit merken ließ, daß ich ihm gegenüber ein kleines Licht ſei. Ich hatte ſchon ſo manchen bedeutenden Mann in dem von Moſerſchen Hauſe in Ludwigsburg, wie den Fürſten Primas, den Konſiſtorialrath Niemeyer u. ſ. w. kennen gelernt, die ſich ganz anders gegen mich benommen hatten. Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß einen großen und berühmten Mann nichts mehr ziere, als Beſcheidenheit, und ſo groß auch die Verdienſte ſein mögen, welche ſich Platner als Philoſoph und als Arzt erworben, ſo haben doch gewiß auch der prächtige Hörſaal, in welchem er las, und ſeine Kathederberedtſamkeit nicht wenig zu ſeiner Celebrität beigetragen, wenigſtens ſcheint dies die Aeußerung meines ehemaligen Lehrers Klein, welcher auf einer Reiſe mit dem Herzog nach Sachſen einer ſeiner Vorleſungen beiwohnte, vollkommen zu beſtätigen. Die Vorleſung handelte von den Temperamenten, und Platner ſprach darüber ſo ſchön und beredt, daß Klein, wie er ſich ansdrückte, Maul und Naſe aufſperrte, ſo wie er aber wieder hinaus in die friſche Luft gekommen, es ihm vorgekommen ſei, als habe er Alles, was Platner auf ſeinem Katheder vorgetragen, ſchon vorher gewußt. So viel ich ſonſt von dem berühmten Mann gehört hatte, war ihm das vornehme Weſen, welches er bei ſeiner Anweſenheit in Ludwigsburg zeigte, nicht eigen. Es ſcheint blos temporär geweſen, und daher gekommen zu ſein, daß ihn der Herzog, der ihn gern als Kanzler ſeiner Karls-Univerſität geſehen hätte, auf eine ſolche Art auszeichnete, daß auch der beſcheidenſte Gelehrte hätte ſtolz werden müſſen. Er lud ihn, was ſchon an ſich eine außerordentliche Auszeichnung war, nach Hohenheim ein; aber dieſe Auszeichnung wurde noch dadurch erhöht, daß er nicht nur Profeſſoren der Univerſität, ſondern auch zwei Geheimeräthe zu

ſeiner Begleitung dahin aufforderte. Die Gelehrten ſind überhaupt eitel auf Fürſtengunſt, und wer will es Platner verdenken, wenn er es auch war?

Später, als Platner, kam Hufeland auf einer Rückreiſe von Frankfurt, wo er ſeine dort verheurathete Tochter beſucht hatte, nach Ludwigsburg, aber ich hatte nicht das Glück, ihn perſönlich kennen zu lernen. Ich war auf einige Tage mit Schelling und Madame Schlegel, ſeiner nachmaligen Frau, nach Kloſter Murrhardt gereiſt, wo er ſeinen Vater, den Prälaten daſelbſt, beſuchte. Gerade zu dieſer Zeit war Hufeland in Ludwigsburg, und ſo konnte ich mich ſeines Beſuches nicht erfreuen. Dagegen verweilte er lange bei meiner Frau, welche mir nach meiner Zurückkunft eine ſolche Schilderung von ihm machte, daß ich es doppelt bereuen mußte, dieſen an Geiſt und Herz gleich ausgezeichneten Mann nicht geſehen zu haben.

Außer den genannten Männern bin ich auch noch mit mehreren andern bekannt geworden, die mehr oder weniger zu meiner ärztlichen Ausbildung beigetragen haben. Allein das Meiſte dazu mußte ich ſelbſt thun, und ich weiß nicht, ob es nicht ein Glück für mich war. Ich war dadurch mehr an das Krankenbette gewieſen, ich mußte mehr ſelbſt beobachten, mehr ſelbſt denken, und ich bin gewiß, daß ich nur auf dieſem Wege zu der Ueberzeugung von der großen Wahrheit gelangt bin, daß nicht der Arzt, ſondern die Natur die Krankheiten heile, daß der Arzt nicht der Herr, ſondern der Diener der Natur ſei, und daß ſein ganzes Geſchäft darin beſtehe, ſie in ihren Beſtrebungen gehörig zu unterſtützen und zu leiten. Vorzüglich habe ich mich von dieſer Wahrheit bei Epidemien unter dem Landvolk überzeugt, deren ich als Phyſikus mehrere behandelt habe. Auch die gefährlichſten Kranken habe ich ohne alle Arzeneien, und ſelbſt bei der mangelhafteſten, ja verkehrteſten Pflege, geneſen ſehen, und wenn ich dieſe Erfahrung bei chroniſchen Krankheiten ſeltener machte, ſo liegt es in der Natur dieſer Krankheiten, daß ſie ſeltener, als die akuten, geheilt werden, weil die Naturkraft in ihnen weniger thätig iſt, und mehr Unterſtützung von Seite der Kunſt verlangt, welche ihr dieſe leider in ſo vielen Fällen nicht zu gewähren vermag. Kurz, derjenige Arzt iſt nach meiner Ueberzeugung am Krankenbette der glücklichſte, der bei Behandlung ſeiner Kranken den Winken der Natur folgt, ſie frei walten läßt, wenn er ſieht, daß ſie auf dem rechten Wege iſt, und nur dann thätig einſchreitet, wenn ſie dieſes Ein=

ſchreitens bedarf. Das war die Hauptmaxime, zu deren unverrückter Befolgung mir vorzüglich Hopfengärtner das Muſter gab, und wenn ich vielen Kranken ihrer Meinung nach zu wenig Arzeneien verſchrieb, und keinen Apotheker reich machte, ſo ſchadete mir doch dieſe Sparſamkeit und die Ungunſt der Apotheker bei dem verſtändigen Publikum nichts. Es hielt ſich nicht an die Größe der jährlichen Apothekerrechnungen, wornach nur unverſtändige Menſchen die Geſchicklichkeit des Arztes zu beurtheilen pflegen, ſondern an den Erfolg meiner Kuren, von denen weit die meiſten glücklich ausfielen, und ich darf wohl ſagen, daß meine Praxis im Ganzen ungleich glücklicher war, als die Praxis ſo vieler, ja der meiſten Aerzte, die, anſtatt auf die Heilung der Krankheit auszugehen, gegen ihre Symptome zu Felde ziehen, für jedes Symptom ein bewährtes Mittel in Bereitſchaft haben, und ein Quodlibet verſchreiben, woraus man zwar erſieht, was der Kranke geklagt hat, aber nicht was ihm fehlte. Ungeſcheut kann ich mich hiebei auf das Zeugniß der Orte berufen, in welchen ich prakticiert habe, und es würde überflüſſig ſein, einzelne Fälle als Beweiſe dafür aus meinen Tagebüchern anzuführen. Nenne man mich einen Arzt, der per expectationem kuriere, ſo habe ich nichts dagegen. Die größten Aerzte aller Zeiten haben nicht anders kuriert, als ich, und wenn ſie Anfangs ihrer Praxis die Kranken mit Arzeneien beſtürmten, ſo ſind ſie doch am Ende derſelben

per varios casus et tot discrimina rerum

eben dahin gekommen, wohin ich glücklicher Weiſe früher gekommen bin.

Dieſes Glück meiner Praxis machte mir natürlicherweiſe mein praktiſches Leben ſelbſt immer angenehmer, und ich ertrug die mit demſelben verknüpften mancherlei Unannehmlichkeiten gern, ob ich ſchon dieſelben früh genug hatte kennen lernen. Allerdings iſt der Beruf des praktiſchen Arztes ein beſchwerlicher und mühſeliger Beruf, um ſo beſchwerlicher und mühſeliger, je geſchätzer und geſuchter er iſt. Vom Morgen bis zum Abend beſchäftigt, kann er ſelten auf ein Paar müßige Stunden rechnen, die er ſich ſelbſt, ſeiner Erholung, ſeinem Vergnügen widmen kann. Täglich zu neuen Kranken gerufen, und keine Stunde ſicher, ob er nicht beſchickt wird, kann er auch in den angenehmſten Geſellſchaften nie ganz vergnügt ſein. Selbſt in der Nacht, wo er von den Geſchäften des Tages ausruhen ſollte, wird er ſehr oft in ſeiner Ruhe geſtört, und es iſt nichts ſel-

tenes, daß er gar nicht zu Bette kommt. In jeder Jahreszeit, bei jeder Witterung, zu jeder Stunde des Tages muß er fort, und nichts entſchuldigt ihn, ſelbſt eigenes Uebelbefinden nicht immer, wenn er zu Hauſe bleibt, kurz, er iſt im eigentlichen Sinn der Sklave ſeiner Patienten. Und doch iſt dieß noch nicht die ſchlimmſte Seite ſeines Berufs. Der ärztliche Beruf iſt auch an ſich ſelbſt ein beſchwerlicher Beruf. Keiner fordert mehr Nachdenken, keiner mehr fortwährendes Studium, keiner iſt mit ſo viel Sorgen verknüpft, keiner legt wichtigere Pflichten auf, keiner verurſacht mehr Unannehmlichkeiten und Verdruß, keiner ſetzt mehr Tadel, Vorwürfen und Beleidigungen aus, keiner wird ſo oft mit Undank belohnt, und, was das ſchlimmſte iſt, bei dem beſten Willen, bei der regſten Thätigkeit, bei der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit, kann der Arzt die Sachen nicht anders machen. Zum Leſen und Studieren laſſen ihm ſeine praktiſchen Geſchäfte keine Zeit, er muß es entweder unterlaſſen, oder er muß einen Theil der Nacht dazu verwenden. Die Sorgen um ſeine Kranken, wenn er nicht ein gefühlloſer, blos um den Lohn dienender Arzt iſt, gehen mit ihm zu Bette, und ſtehen am Morgen wieder mit ihm auf. Um ſeinen Patienten zu dienen, muß er ſich ſelbſt vergeſſen, und indem er Andern das Leben zu erhalten bemüht iſt, muß er oft ſein eigenes wagen. Jedermann maßt ſich an, über ſeine Geſchicklichkeit zu urtheilen, aber den Werth ſeiner Kuren können nur Sachverſtändige richtig ſchätzen, die Laien urtheilen darüber blos nach dem Erfolg, und während er wegen der gelingenden oft zu hoch geprieſen wird, wird er noch öfter wegen der mißlingenden getadelt, durch Vorwürfe gekränkt, oder gar verläſtert. — Aber von dieſer Schattenſeite des ärztlichen Berufs wandte ich mich immer wieder zu ſeiner Lichtſeite, und hier erſchien mir Alles ganz anders. Die beſtändige Bewegung und Thätigkeit, worin der praktiſche Arzt lebt, entſchädigt ihn für ſeine körperlichen Anſtrengungen durch eine dauerhaftere ſelten geſtörte Geſundheit, und die Gewohnheit ſichert ihn vor Anſteckung. Die beſtändige Abwechſelung der Gegenſtände ſeiner Thätigkeit, die immer ſich ändernden Geſtalten der Krankheiten, erhalten ſtets ſeine Aufmerkſamkeit rege, liefern ihm täglich und ſtündlich neuen Stoff zum Nachdenken, und machen, daß, wie ſein Körper, auch ſein Geiſt lebendiger und geſunder bleibt, als bei andern Geſchäftsmännern, die, gleich Gefangenen, in ihren Bureau's ſitzen, und an den Schreibtiſch angeſchmiedet ſind, wie Prometheus an den

Felſen. Statt vom Morgen bis zum Abend in todten Akten, wie der Rechtsgelehrte, zu leſen, lieſt er den ganzen Tag in dem lebendigen Buch der Natur, ſieht und findet in den ſtets wechſelnden Geſtalten der Erſcheinungen die einfachen ewigen Geſetze der Natur, und während andere Geſchäftsmänner ſich gewöhnen, ihre Geſchäfte je länger deſto mechaniſcher zu treiben, wird er durch eine jede neue Beobachtung und Erfahrung, die er macht, auf die Spur noch weiterer geführt. Sein Beobachtungsgeiſt wird jeden Augenblick auf eine andere Art angeregt, und eben durch dieſe ſtete Uebung immer mehr geſchärft. Sein Schatz von Erfahrung wird mit jedem Tage größer, und obſchon er in der Kunſt, die er treibt, nie auslernt, ſo nähert er ſich doch immer mehr der Meiſterſchaft in ihr. In ſeinem Beruf nicht an politiſche Geſetze und Verordnungen gebunden, blos den Geſetzen der Natur gehorchend, iſt er ein freier Mann, er darf frei denken, frei handeln, frei ſchreiben. Nur Gott und der Natur iſt er von ſeinem Denken und Handeln Rechenſchaft ſchuldig, und er hat keine Kontrole, als ſein Gewiſſen. — Aber dies ſind blos die Vortheile und Annehmlichkeiten, die ihm ſeine Wiſſenſchaft gewährt, nicht geringere gewährt ihm ſeine Kunſt. Ihm iſt das größte Gut ſeiner Mitmenſchen, ihr Leben, anvertraut. Welcher Beruf kann wichtiger ſein, als der ſeinige! Und welche Selbſtzufriedenheit, welches frohe Gefühl, welcher reine Genuß von Glückſeligkeit, wenn er ſich bewußt iſt, ihn treu und gewiſſenhaft erfüllt zu haben! Mag er auch, wenn ihm eine wichtige Kur mißlingt, getadelt, mit Vorwürfen gekränkt, verläſtert werden, das Bewußtſein, dabei nichts verſehen, und zur Erhaltung des Kranken Alles gethan zu haben, was er nach dem Maß ſeiner Kräfte vermochte, läßt ihn ruhig bei dieſen Kränkungen. Und was ſind einige mißlingende Kuren gegen die ungleich größere Zahl der gelingenden, deren ſich jeder geſchickte und fleißige Arzt zu erfreuen hat? Das Lob, das er für die letztern einerntet, das vermehrte Zutrauen, welches er durch jede neue glückliche Kur gewinnt, der Dank, welchen ihm die Geneſenen darbringen, die Freudenthränen, welche ihm fließen, — welche reiche Entſchädigung für den Tadel und die Vorwürfe, welche ihn in unglücklichen Fällen treffen! So iſt das praktiſche Leben des Arztes: des Beſchwerlichen, Verdrüßlichen, Kränkenden viel, aber eben ſo viel auch des Ermunternden, Erfreulichen, Belohnenden.

Alles dieſes habe auch ich in meinem praktiſchen Leben zur

Genüge erfahren, und ich geſtehe, daß ich ſehr oft in dem Fall war, es zu verwünſchen. Aber jede glückliche Kur ließ mich ſeine Unannehmlichkeiten vergeſſen, und machte mir daſſelbe wieder aufs neue lieb. Das Gefühl, Aeltern ihre Kinder, Kindern ihre Aeltern, Freunde ihren Freunden wiedergegeben zu haben, übertrifft alle angenehmen Gefühle. Aber dieſes Gefühl muß auch ſchadlos halten für das ſchmerzende Gefühl, welches der leider ſo häufige unglückliche Erfolg der Kuren, wenn auch gleich ohne Schuld des Arztes, in ihm erregt. Denn wie könnte er es ſonſt ertragen, daß ihm ſo oft Kranke ſterben, zu deren Rettung ihm kein Opfer zu groß geweſen wäre? Um nur einen Fall dieſer Art anzuführen, ſo kam einſt eine Spitzenhändlerin aus Johann=Georgen=Stadt mit zwei wunderſchönen Töchtern nach Ludwigsburg. Sie hatten ſich in dem Gaſthof zum Bären einquartiert, und waren dem Anſehen nach vollkommen geſund angekommen. Aber in einem Landſtädtchen, wo ſie den Tag zuvor übernachtet hatten, lag in dem Wirthshaus ein kleines Kind tödtlich krank an der Ruhr, und ein älteres war zuvor an derſelben Krankheit geſtorben. Die jüngere Tochter der Spitzenhändlerin, ein Mädchen von achtzehn Jahren, ließ ſich nicht abhalten, das kranke Kind zu pflegen. Sie wurde angeſteckt, und ſchon am dritten Tage nach ihrer Ankunft in Ludwigsburg brach bei ihr dieſelbe bösartige Ruhr aus, und zeigte gleich in den erſten Paar Tagen ihren bösartigen Charakter. Ich that alles Mögliche, ſie zu retten, aber der ſchnell eintretende Brand machte alle Hülfe fruchtlos. Schon der Gedanke, daß dieſes ſchöne, in voller Jugend blühende Mädchen ſterben ſoll, hatte mich auf das tiefſte ergriffen, aber wie mich die dem Tode nahe Kranke mit ihren eiskalten Armen umklammerte, mich zu ſich niederzog, in dieſer Lage mehrere Minuten lang feſthielt, und mit brechendem Blick und matter Stimme mich um Rettung bat, nie werde ich vergeſſen, welche Qual ich da ausgeſtanden, und wie könnte ich es vergeſſen? Aber das war noch nicht Alles. Ein Kind des Wirths, mit welchem die Wärterin deſſelben in dem Augenblick des Verſcheidens des Mädchens in die Thüre des Zimmers trat, wurde ſogleich angeſteckt, und ſtarb ſchon am folgenden Tag. Eben ſo wurde auch die Schweſter der Verſtorbenen angeſteckt, und noch ehe die jüngere begraben war, lag auch ſie ſchon gefährlich krank, und alle Hoffnung zu ihrer Rettung war verſchwunden. Blos die Mutter war noch geſund, und ſie vor dem gleichen Schickſal zu ſichern,

wußte ich kein anderes Mittel, als ſie ſo viel Burgunderwein trinken zu laſſen, daß ſie in einem beſtändigen Taumel blieb, bis auch die ältere Tochter begraben war. Ob ich recht gethan habe, will ich nicht entſcheiden; aber der Erfolg entſprach meiner Erwartung, die Mutter blieb unangeſteckt, und reiſte geſund von Ludwigsburg ab. Nach zwei Jahren kam ſie mit einer dritten eben ſo ſchönen Tochter wieder nach Ludwigsburg. Sie beſuchte mich mit derſelben gleich nach dem Tag ihrer Ankunft, und erzählte mir, daß ihre verſtorbene jüngere Tochter bei'm Hereinfahren in die Stadt ausgerufen habe: Welche ſchöne Stadt, hier möchte ich ſterben! Auch ſagte ſie mir, daß ſich ein Tagebuch von eben dieſer Tochter vorgefunden, in welchem mehrere ernſte Betrachtungen über den Tod geſtanden, deren einer die Bemerkung beigefügt geweſen, daß ſie zu Gott hoffe, er werde ſie in der Unſchuld ihrer Jugend ſterben laſſen. — Ich könnte noch mehr ſolche Fälle anführen, aber es mag an dieſem einzigen genug ſein, zu beweiſen, wie wenig ſich der Arzt des Glückes ſeiner Praxis freuen darf, da es ihm ſo oft durch ſolche ſchauderhafte Fälle getrübt wird.

Außer dem Geiſtlichen, kommt Niemand in eine ſo nahe Berührung mit dem Publikum, als der Arzt, und auch darin ſind beide einander gleich, daß ihnen Alles daran gelegen ſein muß, auch Freunde der Familien zu ſein, die ſich ihnen anvertrauen, und als ſolche von ihnen erkannt zu werden. Dem Arzt iſt dieſes leicht, denn jeden, den er glücklich geheilt hat, hat er ſich dadurch zum Freund gemacht, und es kommt nur darauf an, daß er ſich wirklich als einen Freund der Familie beträgt, um ihr Vertrauen in eben dem Grad zu erwerben, als wenn er ſelbſt ein Glied derſelben wäre. Wie viel dies zum Glück der Praxis beiträgt, iſt leicht einzuſehen. Wo Vertrauen zu dem Mann iſt, da iſt auch Vertrauen zu dem Arzt, und welcher Arzt weiß nicht, daß das Vertrauen, das die Kranken in ihn ſetzen, oft weit mehr zu ihrer Geneſung wirkt, als alle Arzeneien, die er ihnen verordnet? Aber dieſes Vertrauen äußert ſich auch bei allen wichtigen Familienangelegenheiten, worüber man den ärztlichen Freund eben ſo zu Rath zieht, als den Beichtvater, ja er darf ſogar ſeinen Rath ungebeten ertheilen, und wenn es auch die wichtigſten Angelegenheiten ſind, über welche berathen werden ſoll. Auch hierüber habe ich Erfahrungen genug gemacht, und ich weiß wenig Fälle, wo mein Rath nicht dankbar anerkannt worden, und

unbefolgt geblieben wäre. Ich habe Irrungen gehoben, die nicht zu heben ſchienen, Mißverſtändniſſe ausgeglichen, die in Feindſchaften auszuarten drohten, Streitigkeiten vermittelt, die die ernſthafteſten Händel fürchten ließen. Ich habe Verbindungen aufgelöſt, welche ich, obſchon ſie zum ſchönſten Glück zu führen ſchienen, für unheilbringend hielt. Zum Beweis hiervon will ich nur einen einzigen Fall anführen. Einer noch nicht lange verheuratheten jungen Dame war ihr Mann, ein Officier, bei'm Auswechſeln von Kriegsgefangenen im Rhein ertrunken. Sie war zum erſten mal ſchwanger, und ihrer Entbindung nahe, und ich ward von ihren Schwiegerältern, bei welchen ſie wohnte, beauftragt, ihr die Nachricht von dem Todesfall beizubringen. Ich übernahm den Auftrag mit ſchwerem Herzen, doch gelang es mir, ihn ohne nachtheiligen Folgen für die Dame zu erfüllen. Sie wurde bald darauf entbunden von einem Mädchen, aber das Kind lebte nur ein Paar Monate. Sie war alſo wieder frei, und konnte nach vollendeter Trauerzeit wieder heurathen. Da die junge Wittwe, deren Vater als Officier im Felde ſtand, und die Mutter nicht mehr lebte, nicht in ihr älterliches Haus zurückkehren konnte, ſo mußte ſie bei den Schwiegerältern bleiben und da ihr weiteres Schickſal erwarten. Nun begaben ſich die Armeen in ihre Winterquartiere, ein öſterreichiſches Regiment quartierte ſich in der Umgegend von Ludwigsburg ein, und der Oberſt des Regiments nahm ſein Quartier in einem eine Stunde von Ludwigsburg entfernten Marktflecken. Er kam gewöhnlich alle Nachmittage in die Stadt, machte Bekanntſchaft mit den Officieren der dortigen Garniſon, und ſo auch mit dem Schwiegervater der jungen Wittwe, einem Würtenbergiſchen Oberſt-Lieutenant. Hier ſah er nun die ſchöne junge Wittwe, kam ihr zu lieb öfter ins Haus, bei jedem Beſuch gefiel ſie ihm beſſer, endlich verliebte er ſich förmlich in ſie, und machte ihr Anträge zu einer Heurath. Der Oberſt war ein geborner ungariſcher Graf, und ein ſehr reicher Mann. Niemand war daher froher über den Antrag des Oberſten, als die Schwiegerältern der Wittwe. Sie brachten die Schwiegertochter, deren Verbindung mit ihnen durch den Tod des Kindes gelöſt worden, nicht nur aus dem Haus, ſondern ſie ſahen ſie auch auf das beſte verſorgt. Aber aus der Heurath wurde nichts, und Schuld daran war ich. Der Oberſt wurde von einem Gallenfieber befallen, und ich zu ihm gerufen. Er war ziemlich krank, doch genaß er bald,

und das erſte nach ſeiner Wiedergeneſung war, die ſchöne junge Wittwe in Ludwigsburg zu beſuchen. Aber ich hatte den Oberſten während ſeiner Krankheit näher kennen gelernt, ich hatte mich überzeugt, daß er ein roher, brutaler, hartherziger, grauſamer Menſch ſei, und ich war feſt entſchloſſen, ihn als einen ſolchen der jungen Wittwe zu ſchildern, und ihr zur ſchleunigen Auflöſung ihres Verhältniſſes mit ihm zu rathen. Dies mußte ſobald wie möglich geſchehen, und ich ſäumte daher nicht, bei der nächſten Gelegenheit, die ſich mir darbieten würde, mit ihr über die Sache zu ſprechen. Glücklicherweiſe traf ich ſie einmal ganz allein, und ich hatte mich kaum neben ſie auf den Sopha geſetzt, ſo fing ich das Geſpräch mit der Frage an, ob ſie mit dem öſterreichiſchen Oberſt bereits in einem nähern Verhältniß ſtehe? Erröthend bejahte ſie die Frage, und vertraute mir, daß er ihr bereits ernſtliche Heurathsanträge gemacht habe. „Und Sie wollen dieſen Oberſt wirklich heurathen?“ fragte ich weiter. Sie antwortete nicht, und ich fuhr fort: „Dieſen Oberſt heurathen? Nein! das ſollen und können Sie nimmermehr thun.“ Sie war in der größten Verlegenheit; aber ruhig hörte ſie meine Schilderung von dem Oberſt an, dankte mir für meine gute Geſinnung gegen ſie, verſprach, dem Oberſt nichts von meiner Schilderung von ihm zu ſagen, eben ſo auch nichts ihren Schwiegerältern, die Sache ſei für ſie von der größten Wichtigkeit, und ſie wolle ſie wohl überlegen, als unvermuthet der Oberſt in das Zimmer trat. „Da iſt der Mann, gnädige Frau, rief er aus, der kennt mich am beſten, und der ſoll Ihnen ſagen, wie ich bin.“ — „Es iſt ſchon geſchehen,“ erwiederte ich, nahm meinen Hut und Stock, und ging fort. Meine Schilderung von dem Oberſt hatte ihre Wirkung bei der jungen Wittwe nicht verfehlt. Sie brach ihr Verhältniß mit demſelben gänzlich ab, und Niemand konnte begreifen, warum. Denn ſie war verſtändig und edel genug, mich nicht zu verrathen. Wie ergrimmt der Oberſt, und wie ärgerlich die Schwiegerältern waren, läßt ſich leicht denken. Aber was geſchah? Um den Vorwürfen der Schwiegerältern zu entgehen, reiſte die junge Wittwe zu ihrer Schweſter nach Pforzheim, lernte dort einen Badiſchen Forſtmeiſter kennen, und gefiel dieſem ſo, daß er ſie um ihre Hand bat, und bald darauf heurathete. Niemand war darüber mehr erfreut, als ich, denn ich hatte eigentlich dieſe Heurath geſtiftet. Die Ehe war die glücklichſte, die man ſich denken konnte, und die Frucht der-

ſelben waren zwei ſchöne liebenswürdige Knaben, von denen der jüngere ſchon drei Jahre alt war, als die Frau mit ihrem Gemahl ihre Schwiegerältern in Ludwigsburg beſuchte. Ich wußte nichts von den Gäſten, als ich bei einem zufälligen Beſuch bei den Schwiegerältern ſie ganz unvermuthet antraf. Beim Eintritt in das Zimmer erkannte mich die Frau ſogleich, eilte mit offenen Armen auf mich zu, umarmte mich, küßte mich, ja bedeckte mich mit Küſſen. Die Schwiegerältern ſtutzten, dem Gemahl war das Betragen ſeiner Gemahlin ein Räthſel. Aber bald ward ihm das Räthſel gelöſt. „Hier, lieber Mann, ſagte ſie, von mir ſich zu ihm wendend, hier ſtelle ich Dir einen meiner beſten Freunde, ja meinen größten Wohlthäter vor, es iſt der Mann, dem ich Dich und unſere lieben Kinder zu danken habe, umarme und küſſe auch Du ihn.“ Es geſchah, herzlich umarmte und küßte mich der edle Mann, und nun erzählte ſie ihren Schwiegerältern, wie ſie auf meinen Rath ihr vormaliges Verhältniß mit dem öſterreichiſchen Oberſt abgebrochen habe, und wie ſie mir für meinen Rath nicht genug danken könne. Aber ich bedurfte keines Danks, mein ſchönſter Lohn war die gute That und ihr glücklicher Erfolg, und die Erinnerung daran rechne ich zu den ſchönſten Erinnerungen meines ganzen Lebens.

Dieſe Geſchichte führt mich wieder in mein geſelliges und häusliches Leben zurück; ich fahre daher in der Schilderung deſſelben weiter fort, und ſpreche billig zuerſt von meinem häuslichen Leben. Meine Frau war zum erſtenmal guter Hoffnung, und ihrer Entbindung nahe. Sie erfolgte im Julius 1787, und das Kind, das ſie gebar, war ein geſundes, wohlgebildetes, munteres Mädchen. Wie groß unſere Freude über unſer erſtgeborenes Kind, wie groß die Freude unſerer beiderſeitigen Aeltern über ihren erſten Enkel war, läßt ſich denken. Aber die größte Freude bezeigte ſichtbar der Vater meiner Frau, indem er bei der Nachricht von der glücklichen Entbindung ſeiner Tochter ausrief: „Nun, Gott ſei Dank, ſo gehen mir doch die Kinder, die ſchönſte Freude meines Lebens, nicht aus!“ Meine Frau konnte das Kind, aller gemachten Verſuche ungeachtet, nicht ſelbſt ſtillen, aber die unermüdete ſorgſame Pflege der Mutter erſetzte den Mangel der mütterlichen Nahrung. Das Kind gedieh vortrefflich, und nach Verfluß von anderthalb Jahren war meine Frau abermals guter Hoffnung. Aber ihr Vater erlebte die Geburt ſeines zweiten Enkels, eines Sohnes, nicht mehr. Vom

Schlag getroffen, ſtarb der brave Mann in ſeinem ſieben und vierzigſten Jahr, bedauert von der ganzen Stadt, und nie vergeſſen von den Seinigen. Auch der im September 1790 geborene Sohn konnte von der Mutter nicht geſtillt werden, aber er gedieh nicht weniger, als ſeine Schweſter, bei der künſtlichen Ernährung. Nach der Geburt dieſes Knaben blieb unſere Ehe ohne weitere Frucht. Was aus beiden Kindern geworden, werde ich in der Folge ſagen, jetzt wende ich mich von meinem häuslichen Leben zu meinen geſelligen Verhältniſſen.

Mit der Vermehrung meiner ärztlichen Praxis erweiterte ſich natürlich auch der Kreis meiner Bekanntſchaften, und eben ſo auch der Bekanntſchaften meiner Frau. Schon unverheurathet hatte ſie mehrere vertraute Freundinnen, die es auch nach ihrer Verheurathung blieben. Verheurathet gewann ſie ihrer noch mehrere, deren Männer auch meine Freunde waren. Zu dieſen neuen Freundinnen gehörten vorzüglich die Frau des Fabrikdirektors Weiſſer in Ludwigsburg, auch von mir wegen ihres Verſtandes, und ihres ſanften einnehmenden Betragens hochgeſchätzt, — die Frau von Notter, geborene von Naſo, die ich ſchon als Kind wegen ihres ſanften Charakters ſehr lieb hatte, und die mir auch als Frau wegen ihrer, mir nie in einem ſolchen Grade vorgekommenen Weiblichkeit ſtets eine meiner liebſten Freundinnen blieb, — die Frau des Freiherrlich von Knieſtädtiſchen Konſulenten Mader, ein kleines, unanſehnliches, bei'm erſten Anblick nicht viel verſprechendes Weibchen, aber um ſo intereſſanter, wenn man ſie näher kannte, weil ſie wirklich eine eben ſo gebildete als herzensgute Frau war, — die Frau des Pfarrers Chriſtmann, meines ſchon früher genannten Freundes, eine ebenfalls durch Geiſt und Herz, wie durch ihre ſchöne Figur und angenehme Geſtalt ſich auszeichnende Frau, — die Frau des Oberamtmanns Eiſenbach in Birtigheim, einer zwei Stunden von Ludwigsburg entfernten Landſtadt, eine in jeder Beziehung vorzügliche Frau, und die intimſte Freundin der meinigen bis zu ihrem Tod.

Von meinen zu dieſer Zeit gewonnenen neuen Freunden nenne ich vorzüglich den oben erwähnten Konſulenten Mader in Heutingsheim, den Oberamtmann Eiſenbach in Birtigheim, den Doktor Bunz und den Diakonus Conz in Ludwigsburg. Mit Mader und Eiſenbach wurde ich zufällig bekannt, aber

unſere Bekanntſchaft verwandelte ſich bald in Freundſchaft, und ich darf wohl ſagen, daß ich dieſe beiden zu meinen geliebteſten Freunden zähle, die ich in meinem Vaterland gehabt habe. Mader beſuchte ich alle Wochen wenigſtens einmal, und meiſtens mit meinem Freund Bunz, ſeltener mit meiner Frau, weil ſie nicht ſo oft von Hauſe abweſend ſein konnte, als ſie mit ihrer Freundin Mader zuſammen zu kommen wünſchte. Mit Eiſenbach kam ich zwar wegen der größern Entfernung Birtigheims von Ludwigsburg weniger oft zuſammen, als mit Mader, zu welchem ich nur eine kleine Stunde zu gehen hatte, aber die Beſuche bei ihm waren mir noch intereſſanter, als bei Mader, nicht allein weil ich ihn ſeltener ſah, ſondern auch weil er ein ſehr guter Kopf, und ein vielſeitiger ausgebildeter ja ein eigentlich gelehrter Mann war, von dem ich nie wegging, ohne etwas gelernt zu haben.

Mit Doktor Bunz und Diakonus Conz kam ich ſehr oft zuſammen, nicht nur in der Stadt, ſondern auch auf dem Lande, indem auf meinen Spaziergängen gewöhnlich einer von ihnen mein Begleiter war, Bunz nach Heutingsheim zu unſerem gemeinſchaftlichen Freund Mader, Conz nach einem Brückenhaus am Neckar bei Neckarweihingen, meinem liebſten Ort in der Umgegend. Bunz war ein ſehr guter Kopf, reich an Kenntniſſen überhaupt, und beſonders an juridiſchen, und was mir ſeinen Umgang beſonders werth machte, war die Uebereinſtimmung ſeiner politiſchen Anſichten mit den meinigen. — Als Gelehrter und Dichter iſt Conz allgemein bekannt, ich ſage daher von ihm nur, daß er auch als Menſch wegen ſeiner Herzensgüte, und wegen ſeines wahrhaft kindlichen Sinnes wenig ſeines gleichen hatte. Solche kindliche Menſchen leben gewöhnlich ganz in ihrer Gedankenwelt, und wiſſen nicht, was in der wirklichen vorgeht. So auch Conz, und zum Beweis deſſelben mag folgende Anekdote dienen. Als er als Diakonus nach Ludwigsburg kam, hatte er nur ein einziges Kind, einen Knaben von fünf bis ſechs Jahren. Dieſen Knaben zu einem vollkommen vorurtheilsloſen Menſchen zu erziehen, war ſein Hauptaugenmerk, und ſeine größte Sorge war, daß ihm über keinen Gegenſtand falſche Begriffe beigebracht werden ſollen, und beſonders ſollte er nie von dem Teufel etwas hören. Ich ſagte ihm, daß dies unmöglich ſei, und was insbeſondere den Teufel betreffe, ſo dürfe er den Knaben nie aus dem Hauſe laſſen, weil es täglich geſchehen könne, daß er auf der Straße

den Einen zu dem Andern ſagen höre, der Teufel ſolle ihn holen. Conz beharrte auf ſeinem Grundſatz, und als wir eines Tages wieder über dieſes Thema ſprachen, ſprang der Knabe in das Zimmer und rief: „Vater, ich habe den Teufel geſehen.“ „Was? wo?“ rief ihm der Vater entgegen. „In einem Buch, erwiederte der Knabe, aber der hat Hörner, größer als ein Bock, und einen Schwanz, länger als eine Kuh.“ Der Vater war ſo erſtaunt, als ob der Knabe den Teufel leibhaftig geſehen hätte. Ich konnte das Lachen nicht halten und ſagte: „Da ſehen Sie, Freund, was das Behüten und Bewahren hilft, jetzt hat ihr Eduard den wahren Begriff von dem Teufel.“ Conz war nur in ſeiner litterariſchen Welt zu Hauſe, in der gemeinen war er ein Fremdling, und weil er glaubte, alle Menſchen ſeien ſo gut und kindlich, wie er, ſo verging ſelten ein Tag, wo er ſich nicht in ſeiner guten Meinung von den Menſchen betrog. — Conz, und alle jene genannten Freunde leben nicht mehr, aber unvergeßlich bleiben ſie mir, ſo lange ich lebe.

Bei dieſer Gelegenheit muß ich noch eine Bekanntſchaft erwähnen, welche zwar nicht zu einem eigentlichen freundſchaftlichen Verhältniß ausgebildet, aber in anderer Rückſicht ſehr intereſſant für mich war. Es war die Bekanntſchaft mit dem damaligen Kommandanten der Feſtung Hohen-Aſchberg, dem wegen ſeines ſchrecklichen Schickſals nicht allein in Würtenberg, ſondern auch im Ausland berühmt gewordenen General von Rieger. Es iſt derſelbe, deſſen Geſchichte Schillern zu dem intereſſanten Aufſatz in ſeinen kleinen proſaiſchen Schriften: Spiel des Schickſals, den Stoff gegeben hat. Ich hatte dieſen nicht allein wegen ſeines Schickſals, ſondern auch wegen ſeines Charakters merkwürdigen Mann ſchon früher einige mal in der Akademie in Stuttgart geſehen, aber nie geſprochen. Näher bekannt mit ihm wurde ich erſt ſpäter aus Gelegenheit einer Komödie, welche er auf der Feſtung Hohen-Aſchberg aufführen ließ. Er hatte nehmlich theils aus Langerweile, theils aus Eitelkeit, daſelbſt unter der Direktion des damals noch gefangen ſitzenden Schubarts ein Theater einrichten laſſen, auf welchem theils andere Gefangene, theils Soldaten von der dortigen Garniſon ſpielen mußten. So oft geſpielt wurde, lud der General nicht allein von Ludwigsburg, ſondern auch von Stuttgart, mehrere Perſonen ein, die aus Gefälligkeit gegen ihn gewöhnlich der Einladung folgten. Nun fügte es der Zufall, daß ich an einem ſolchen Komödien-Tag eben in dem am

Fuß der Feſtung gelegenen Dorf Aſchberg Kranke zu beſuchen hatte, und als ich den Wirth, bei dem ich abgeſtiegen, um die Urſache fragte, warum ſo viele Equipagen auf die Feſtung führen, ſo erfuhr ich, daß der Geburtstag des Generals ſei, und daß zur Feier deſſelben auch Komödie geſpielt werde. Schon früher begierig, einmal eine ſolche Komödie zu ſehen, begab ich mich auf die Feſtung, wurde ohne Schwierigkeit in das Theater eingelaſſen, und kam zufällig in die Nähe des Generals zu ſitzen. Dieſer kannte mich nicht, und er ſchien auch weiter keine Notiz von mir zu nehmen. Allein nun rollte der Vorhang auf, und heraus trat einer der Schauſpieler als Prologus, der ein von Schubart verfaßtes Gedicht, worin dem General zu ſeinem Geburtstag Glück gewünſcht wurde, herſprach. Das Gedicht begann mit der Anrede an den General: Edler Rieger! Schon bei dieſer Anrede klatſchte nicht nur der General, ſondern er rief auch: da Capo! und die Worte: Edler Rieger! wurden wiederholt. Bei der Aufführung des Stücks ſelbſt klatſchte der General mehrmal bei jeder Scene, nicht den Schauſpielern, ſondern ſich ſelbſt, als dem Schöpfer des Theaters, und es iſt natürlich, daß, um ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln, alle Zuſchauer ihm nachklatſchten. Auch ich klatſchte mit, ja ich überbot die Andern, mehr um ſie zu beſchämen, als der Eitelkeit des Generals zu ſchmeicheln. Indeſſen erregte mein übermäßiges Klatſchen die Aufmerkſamkeit deſſelben ſo, daß er einen neben ihm ſitzenden Herrn fragte, wer ich ſei. Dieſer kannte mich, und hatte mich der General ſchon vorher öfter angeſehen, ſo that er es jetzt, nachdem er meinen Namen erfahren hatte, noch viel öfter; ich aber, um nicht von ihm angeredet zu werden, ſchlich mich weg, ſobald die Komödie zu Ende war. Aber dieß half mir nichts. Gleich am Morgen des folgenden Tages erhielt ich von dem General einen Brief, in welchem er mir für meinen Beſuch ſeines Theaters dankte, ſich glücklich prieß, daß ein Mann von ſo feinem Geſchmack ſein Theater eines Beſuchs gewürdiget habe, und mich einlud, auch ihn ſelbſt, um näher mit mir bekannt zu werden, öfter zu beſuchen. So ungern ich es that, ſo konnte ich doch nicht umhin, dieſer Einladung zu folgen, zumal da ich öfter in dem Dorf Aſchberg Geſchäfte hatte. So wurde ich nun bald näher mit ihm bekannt, und ſo oft ich ihn beſuchte, lud er mich nicht nur wieder aufs neue ein, ſondern er bat mich auch, von meinen Freunden mitzubringen, welche ich wollte, beſonders aber wünſchte er Schillern, den Verfaſſer der Räuber,

von welchem er wußte, daß er mich öfters von Stuttgart aus beſuche, perſönlich kennen zu lernen. Ich verſprach, daß dies gleich bei ſeinem nächſten Beſuch geſchehen ſolle, und der General, um ſich den Beſuch Schillers zu einem Feſt zu machen, forderte Schubart, der Schillern auch noch nicht perſönlich kannte, zu einer Recenſion der Räuber auf, welche er ihm, als einem Fremden, vorleſen ſollte. Schubart war mit ſeiner Recenſion fertig, Schiller kam, wir begaben uns auf die Feſtung, der General, hoch erfreut über den Beſuch Schillers, überhäufte ihn mit Höflichkeiten, und nun wurden wir zu Schubart geführt. Abgeredeter Maßen wurde dieſem Schiller unter dem Namen eines Doktor Fiſcher vorgeſtellt, und ſobald die erſte Begrüßung vorbei war, von dem General das Geſpräch auf die Räuber geführt. Der angebliche Doktor Fiſcher ſagte, daß er den Verfaſſer genau kenne, und ſehr wünſchte, das Urtheil Schubarts über das Stück zu hören. Da fiel der General plötzlich ein: „Sie haben ja, ſagte er, ſich zu Schubart wendend, eine Recenſion der Räuber verfaßt; wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, ſie dem Herrn Doktor vorzuleſen?“ Schubart holte ſein Manuſkript, las, ohne zu ahnen, daß der Verfaſſer der Räuber vor ihm ſtehe, die Recenſion vor, und als er am Schluſſe der Recenſion den Wunſch äußerte, daß er den großen Dichter perſönlich kennen möchte, ſagte ihm Rieger, indem er ihn auf die Schulter klopfte: „Ihr Wunſch iſt erfüllt, hier ſteht er vor Ihnen.“ „Iſt es möglich? rief Schubart frohlockend aus, das iſt alſo der Verfaſſer der Räuber!“ Dies geſagt, fiel er Schillern um den Hals, küßte ihn, und Freudenthränen glänzten in ſeinen Augen. Rieger war hoch erfreut über das Gelingen der Ueberraſchung, welche er Schubart bereitet hatte. Schiller und ich verließen vergnügt die Feſtung, und gedachten in der Folge noch oft dieſer Scene.

Unter den vielen Fremden, welche ich von Zeit zu Zeit in Ludwigsburg kennen lernte, erwähne ich vorzüglich des gelehrten und berühmten Buchhändlers Friederich Nicolai aus Berlin, des unter dem Namen Stilling bekannten Augenarztes Jung, der Tochter des holländiſchen Gouverneurs van de Graaf auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, eines neapolitaniſchen Grafen Luchesi, eines Engländers, Namens Derolles, einer Gräfin Lubinska aus Wien, und eines Fräuleins von Gemmingen

aus Rappenau, einem in der Gegend von Heilbronn gelegenen adeligen Gute.

Von dem Buchhändler Nicolai hatte ich ſchon als Zögling der Akademie in Stuttgart einen hohen Begriff, weil ich, was man ſonſt nicht leicht von Buchhändlern hört, gar viel von ſeiner großen Gelehrſamkeit ſprechen hörte; aber dieſer hohe Begriff wurde noch mehr geſteigert durch meine Freunde Pauli und Stoll, die mich beſonders auf die Verdienſte aufmerkſam machten, welche er ſich um die Theologie erworben, indem ſeine allgemeine deutſche Bibliothek den Hauptanſtoß zu der nachmals ſo raſch fortſchreitenden Aufklärung in derſelben gegeben habe. Ich war noch unverheurathet, als er nach Ludwigsburg kam, und weil ich als praktiſcher Arzt damals noch wenig zu thun hatte, ſo konnte ich faſt den ganzen Tag um ihn ſein. Ich begleitete ihn daher nebſt einigen andern Freunden überall hin, wo es etwas Intereſſantes für ihn zu ſehen gab, und da ihn Alles, auch Manches, was andere Reiſende nicht intereſſiert hätte, intereſſierte, ſo wollte er überall hin geführt ſein; damit er aber auch nichts von dem Geſehenen und Gehörten vergeſſe, ſchrieb er Alles, was ihm merkwürdig ſchien, theils ſogleich an Ort und Stelle, theils auf der Straße, gehend und ſtillſtehend, auf. Dieſes Benehmen, welches ihm mehr das Anſehen eines mit Konſignirung der Einwohnerſchaft, oder ſonſt mit etwas dergleichen beauftragten Policeibeamten, als eines Reiſenden, gab, fiel natürlich Jedermann auf, und auch uns, die wir ihn zunächſt begleiteten, würde es nicht minder aufgefallen ſein, wenn wir nicht gemerkt hätten, worauf es mit dem Aufſchreiben abgeſehen ſei. Wir vermutheten, der gelehrte Buchhändler ſammle Materialien zu einer Reiſebeſchreibung; wir hatten richtig vermuthet, die Reiſebeſchreibung erſchien wirklich, und wie klug der Verfaſſer gethan habe, einen ſo großen Vorrath von Materialien dazu zu ſammeln, zeigt das Voluminöſe derſelben, wodurch er einen doppelten Zweck erreichte, den einen als Gelehrter, indem er ſeinen litterariſchen Ruf vermehrte, den andern als Buchhändler, indem ihm von dem Publikum ſeine Reiſekoſten doppelt und dreifach vergütet wurden. Er war ein langer hagerer Mann, von ernſtem finſterem Angeſicht, den man nicht lieb gewinnen, ſondern blos wegen ſeiner Gelehrſamkeit, als einer bei Buchhändlern ſeltenen Erſcheinung, achten konnte.

Die Bekanntſchaft mit Stilling machte ich in dem von Mo=

ſerſchen Hauſe, wo ich ihn von ungefähr antraf. Gleich ſein erſter Anblick machte einen angenehmen Eindruck auf mich, und wie ich ihn am folgenden Tag bei dem würdigen Schullehrer Hartmann, dem Vater des in Mitau zu frühe verſtorbenen Profeſſors Hartmann, länger ſah, gewann ich ihn wirklich lieb. Ich unterhielt mich lange mit ihm über Augenheilkunde, und über ſeine Staaroperationen, und weil die Geſellſchaft, die ihm zu Ehren eingeladen worden, größtentheils aus Frommen beſtand, ſo betraf die Unterhaltung vorzüglich religiöſe Gegenſtände. Natürlich ſprach ich auch mit, und weil ich zu einer Geſellſchaft von Frommen geladen war, ſo hielt mich Stilling auch für einen Frommen, und, wie die wirklich Frommen, bekam auch ich bei'm Abſchied den Bruderkuß, und zwar hinter das rechte Ohr, von ihm.

Die Tochter des holländiſchen Gouverneurs van de Graaf kam blos auf einer Durchreiſe nach Ludwigsburg, und befand ſich bei ihrer Ankunft unpäßlich. Als Arzt in dem Gaſthof, in welchem ſie abgeſtiegen, wurde ich zu ihr gerufen, und fand eine junge, ſehr ſchöne und freundliche Dame. Ihre Unpäßlichkeit war von keiner Bedeutung, und ſie konnte nach zwei Tagen wieder weiter reiſen. Vor ihrer Abreiſe erhielt ich einige Flaſchen des beſten Konſtantia-Weins von ihr zum Geſchenk, und ich erwähne dieſes Geſchenkes deswegen, weil ich den köſtlichen Wein mit Schiller, deſſen Beſuch in Ludwigsburg mich im folgenden Jahr erfreute, zuſammen trank.

Der Graf Luchesi, ein ſchon ältlicher Mann, wurde ebenfalls auf einer Durchreiſe in Ludwigsburg krank. Ich wurde zu ihm gerufen, und weil ich mir viele Mühe mit ihm gab, und ihn bald wieder herſtellte, faßte er eine ſo hohe Meinung von meiner Kunſt, daß er mich zum Leibarzt der Königin von Neapel, bei welcher er ſehr viel zu gelten ſchien, empfehlen wollte.

Der Engländer Derolles hatte ſich mehrere Jahre in der Schweiz aufgehalten, wo er in Lauſanne mit Gibbon, dem berühmten Verfaſſer der Geſchichte des Verfalls und Untergangs des römiſchen Reiches, lange in genauer Verbindung gelebt hatte. Er zog nach Ludwigsburg aus Furcht vor den Franzoſen, welche in die Schweiz einzudringen droheten. Seine Frau, eine geborene Schweizerin, war eine große, ſchöne, liebenswürdige Dame, er aber finſter, leidenſchaftlich, und in ſeinem Betragen ein wahrer Engländer. Er hatte nur ein einziges Kind, einen Knaben von fünf bis ſechs

Jahren, der von Geburt an ziemlich krumme Beine hatte. Der Knabe hatte die Blattern noch nicht gehabt, und ſollte von mir geimpft werden. Es geſchah, die Impfung hatte den beſten Erfolg, der Knabe hatte zwar ſehr viele Blattern bekommen, und weil er ziemlich krank war, ſo hatten die Aeltern große Sorge um ihn, die um ſo größer war, da ſie ſich außerordentlich vor dieſer Krankheit gefürchtet hatten. Aber die Krankheit ging glücklich vorüber, und die Aeltern konnten ihre Freude über die Geneſung ihres einzigen Kindes nicht genug ausdrücken. Allein um ſo mehr bedauerten ſie jetzt, daß der Knabe krumme Beine habe, und auf die Frage, ob nicht auch dieſem Uebel abgeholfen werden könne, empfahl ich ihnen einen ausgewanderten Franzoſen, Namens Philippe, einen ſehr geſchickten Mechaniker, der durch ſeine zweckmäßigen Maſchinen ſchon viel in ſolchen Fällen geleiſtet hätte. Sogleich entſchloſſen ſie ſich, den Mechaniker kommen zu laſſen. Der Mechaniker beſah und maß die Beine des Knaben, verfertigte ſeine Bandagen, legte ſie an, und es waren noch nicht vier Wochen vorüber, als die Beine ſchon merklich gerader geworden waren. Endlich waren ſie beinahe ganz gerade, die Bandagen konnten weggelaſſen werden, und Derolles verlangte nun von dem Mechaniker den Konto. Seine Forderung von zehn Karolin ſchien dem reichen Engländer viel zu groß. Er ſchrieb ihm daher einen äußerſt groben Brief, und kaum hatte Philippe den Brief erhalten, als er mit brennendem Geſicht zu mir gelaufen kam, und fragte, was er auf dieſen impertinenten Brief antworten ſolle. „Gar nichts, erwiederte ich, ich nehme die Sache auf mich, und ich ſtehe Ihnen dafür, daß Sie die zehn Karolin erhalten, nur müſſen Sie mir Zeit laſſen.“ Seit dem Abgang des Briefs an Philippe war ich öfters bei Derolles geweſen, allein nie hatte er deſſelben mit einer Sylbe erwähnt. Ich wartete acht, ich wartete zehn Tage, aber Derolles beobachtete daſſelbe Stillſchweigen. Endlich ward mir die Zeit zu lange, und nach Tiſch, als der Knabe auf ſeinen geraden Beinen in das Zimmer trat, fragte ich Derolles, ob es ihn nicht herzlich freue, ſeinen Knaben jetzt mit ſo graden Beinen einherſchreiten zu ſehen? „A propos, erwiederte er, wiſſen Sie wohl, wie viel der Franzoſe für ſeine Bandagen gefordert hat? Können Sie es glauben, zehn Karolin für das Paar lederne Riemen, und das Paar ſtählerne

Schnallen?“ „Das iſt wohl viel, entgegnete ich, aber nur dem Anſchein nach. Setzen Sie den Fall, die Beine des Knaben ſeien noch ſo krumm wie vorher, Sie wüßten aber aus Erfahrung, der Franzoſe könne krumme Beine grad machen, Sie hätten ihn rufen laſſen, allein er hätte erklärt, daß er die Kur nicht unternehme, wenn Sie ihm nicht dreißig Karolin vorausbezahlten, hätten Sie ihm dieſe dreißig Karolin nicht mit Vergnügen vorausbezahlt?“ Der Engländer ſtutzte, beſann ſich einige Augenblicke, und ſagte dann: „Sie haben recht, ich hätte es gethan, und der Franzoſe ſoll ſtatt zehn dreißig Karolin erhalten.“ Der Engländer hielt Wort, ſtatt der verlangten zehn erhielt Philippe dreißig Karolin, ſtatt des frühern groben Briefes erhielt er einen äußerſt höflichen, ja er wurde überdies zu Tiſch geladen und mit Höflichkeiten überhäuft. So war dieſer Engländer ein wahrer Repräſentant ſeiner Nation. Indeſſen war mir doch der Umgang mit ihm ſehr angenehm, weil ich Vieles von England von ihm erfuhr, was ich zuvor nicht wußte, beſonders aber weil er mir mancherlei von ſeinem Freund Gibbon erzählte, was mich ſehr intereſſierte. Seine Eigenheiten konnte ich leicht überſehen, da mir das Unangenehme derſelben durch meine Unterhaltungen mit ſeiner ſchönen und liebenswürdigen Gemahlin reichlich vergütet wurde. Die Familie blieb über ein halbes Jahr in Ludwigsburg, und lange vermißte ich ſie nach ihrem Abzug.

Der Beſuch der Gräfin Lubinska in Ludwigsburg galt einer mit ihr befreundeten Dame daſelbſt, einer Frau von Richthof, und dauerte mehrere Wochen. Sie war nicht im Gaſthof, ſondern bei ihrer Freundin abgeſtiegen, und weil ich dieſe und ihre drei Töchter öfter beſuchte, ſo wurde ich auch gleich in den erſten Tagen mit der Gräfin bekannt. Sie hatte eine Tochter von zwölf bis dreizehn Jahren, und ein Geſellſchaftsfräulein, ein Fräulein von Keller, bei ſich. Gleich bei meiner erſten Unterhaltung mit ihr fand ich eine heitere und lebensluſtige Dame, wie ſie ſich auch wirklich während ihres ganzen Aufenthalts in Ludwigsburg zeigte. Sie wollte immer Geſellſchaft um ſich haben, und weil ſie ſehr reich war, ſo gab ſie Diners, Soupers, Theegeſellſchaften, ja ſogar Bälle. Auch ich, als Hausarzt und Hausfreund der von Richthofſchen Familie, wurde gewöhnlich dazu eingeladen, und weil ich ſelbſt noch ein junger, lebensluſtiger Mann war, folgte ich der Einladung gern.

Ungeachtet dieſes flotten Lebens blieb Alles im Hauſe geſund; nur ein einziges mal wurde ich als Arzt gerufen, und zwar zum Geſellſchaftsfräulein der Gräfin, welches eine Stecknadel verſchluckt zu haben glaubte. Bei der Unterſuchung ſchien mir die Sache nicht glaublich; ich ließ ſie jedoch Mehlbrei und andere dickliche Speiſen eſſen, um ihr aber alle Furcht vor der Gefahr zu benehmen, in welcher ſie zu ſchweben glaubte, und welcher ſie nicht los geworden ſein würde, ſo lange die Stecknadel nicht abgegangen war, befahl ich einer Magd des Hauſes, auf deren Verſchwiegenheit ich zählen konnte, am folgenden Morgen dem Fräulein eine Stecknadel vorzuzeigen, welche ſie in dem Leibſtuhl gefunden hätte. Natürlich war nun alle Furcht verſchwunden, und ich erhielt für dieſe glückliche Kur von der Gräfin eine Remuneration von acht Dukaten. Das Fräulein hatte wirklich keine Stecknadel verſchluckt, aber ich mußte die Belohnung meiner Lüge annehmen, weil ich, ohne das Fräulein aufs neue in Furcht zu ſetzen, Niemand von meinem geſpielten Betrug etwas ſagen durfte. Daß meine verſchwiegene Gehülfin ein gutes Trinkgeld von mir bekommen, verſteht ſich von ſelbſt.

Fräulein von Gemmingen war mir ſchon, ehe ich ſie perſönlich kennen lernte, von meinem Freund Stoll, der Hofmeiſter im Haus ihres Bruders geweſen war, als ein in jeder Beziehung vorzügliches Frauenzimmer geſchildert worden. Sie war kränklich, und kam in der Abſicht nach Ludwigsburg, ſich hier zu erholen. Sogleich nach ihrer Ankunft führte mich Stoll bei ihr ein. Ich erſchrack über ihre Mißgeſtalt, denn ſie hatte eine auffallende Krümmung des Rückgrats, und war überhaupt übelgeſtaltet. Aber ich hatte kaum eine halbe Stunde mit ihr geſprochen, ſo vergaß ich ihre Mißgeſtalt über der Vortrefflichkeit ihres Innern, das ſich in allem, was ſie ſagte, auf das herrlichſte ausſprach. Stoll hatte mir viel zu wenig von ihr geſagt, denn ich muß geſtehen, daß ich nie zuvor ein Frauenzimmer von ſo viel Geiſt, und einer ſo hohen geiſtigen und ſittlichen Bildung geſehen hatte. Sie ſprach nicht nur alle lebende Sprachen, ſondern ſie ſchrieb ſie auch eben ſo gut, als ſie ſie ſprach. Ich habe Briefe von ihr geſehen, in welchen eine Periode deutſch, eine andere franzöſiſch, eine dritte italieniſch oder engliſch war, je nachdem ſie glaubte, ſich in der einen beſſer, als in der andern, auszudrücken zu können. Eben ſo ſah ich auch ein Heft von ihr, welches Bemerkungen über Villaume's Werk über den Urſprung und die Abſichten des

Uebels enthielt, welche einem Philoſophen von Profeſſion Ehre gemacht hätten. Aber der Hauptgegenſtand, mit welchem ſie ſich beſchäftigte, war die Erziehung. Sie war die eigentliche Erzieherin der Kinder ihres Bruders, ſowohl der männlichen, als der weiblichen, und was für eine Meiſterin ſie in der Erziehungskunſt war, beweiſt die Vorzüglichkeit dieſer Kinder, die ſelbſt von Dalberg, der ſie in Erfurt, wohin ſie mit den Gemmingenſchen Kindern vor den Franzoſen geflüchtet war, kennen lernte, anerkannt wurde, indem er nach beendigter Unterhaltung mit einem der Fräulein ſagte, es ſei nicht recht, daß ſo viel vorzügliches in einem einzigen Menſchen vereinigt ſei. — Aber ſo vollkommen ausgebildet der Geiſt des Fräuleins von Gemmingen war, ſo vortrefflich war auch ihr Herz. Zum Beweis hiervon will ich nur ein Paar Züge anführen. Sie hatte ein armes Mädchen zu ſich genommen, um ſich daſſelbe zu ihrer Dienerin zu erziehen. Sie hatte das Mädchen mit ſich nach Ludwigsburg gebracht, und es war damals etwa achtzehn Jahr alt. Es wurde in Ludwigsburg mit einem Soldaten bekannt, der es heurathen wollte. Das Fräulein hatte nichts dagegen, weil der Liebhaber der Sohn braver Aeltern in Tübingen, und er ſelbſt ein wackerer junger Menſch war, und ſie hatte es bereits durch ihre Verbindungen dahin gebracht, daß derſelbe früher aus dem Militär entlaſſen werden ſollte. Auch war die Ausſtattung des Mädchens auf Koſten des Fräuleins beinahe fertig, und außer der reichlichen Ausſtattung ſollte daſſelbe von ihr auch noch ein Kapital von einigen hundert Gulden erhalten. Das Mädchen wußte das Alles, aber was geſchieht? Der Bräutigam war aus dem Militär entlaſſen, der Tag der Verlobung war beſtimmt, und bald darauf ſollte auch die Hochzeit folgen, und das Fräulein entdeckt, daß ſie von dem Mädchen beſtohlen worden. Ich wußte von dem Diebſtahl noch nichts; aber wie ich den Tag darauf das Fräulein beſuchte, traf ich ſie in einem Zuſtand, der an Verzweifelung zu grenzen ſchien. Ich fragte ſie, was ihr ſei? „Ach! erwiederte ſie, ich habe die traurige Erfahrung gemacht, daß man die Menſchen nicht glücklich machen kann.“ Sie erzählte mir nun den Vorgang, und auf die Frage, wozu ſie entſchloſſen ſei? antwortete ſie, daß ſie nicht zugeben werde, daß der brave junge Menſch eine undankbare Diebin zur Frau bekomme. Auf ihre Veranlaſſung gab der junge Menſch die Verbindung mit dem Mädchen auf, und das Mädchen wurde mit der Ausſtattung und dem

Kapital nach Hauſe zu ihren Aeltern geſchickt. — Der andere Fall war folgender. Es war in dem Hauſe ihres Bruders etwas vorgefallen, worüber derſelbe ſehr entrüſtet war. Die Schuld an dem Vorfall hatte die Frau von Gemmingen, aber der Herr von Gemmingen maß ſie der Schweſter bei. Um das gute Verhältniß zwiſchen dem Bruder und der Schwägerin nicht zu ſtören, ertrug das Fräulein die immer erneuerten Vorwürfe des Bruders geduldig und ſchweigend. Allein nun ſtarb die Frau von Gemmingen, und die Frage war, ob ſie den Bruder über den Vorgang ins Klare ſetzen ſolle. Sie that es nicht. Lieber wollte ſie fortdulden und ſchweigen, als dem Bruder über ſeine Frau auch nach ihrem Tode etwas ſagen, was ihm das Andenken an ſie hätte weniger theuer machen können. — Das Fräulein verweilte nur zwei Monate in Ludwigsburg. Nach ihrer Zurückkunft nach Rappenau wurde ſie kränker, und etwa zwei Jahre darauf ſtarb ſie, ohne ſich zuvor bei ihrem Bruder gerechtfertigt zu haben. Sie hatte die große Aufgabe ihres Lebens gelöſt, die Gemmingenſchen Kinder waren alle vortrefflich gezogen, und die edle Dulderin ging mit dem Bewußtſeyn erfüllter Pflicht, dem einzigen dieſer ſchönen Seele würdigen Lohn, aus der Welt. Lange ſchon Zeuge ihrer geiſtigen und ſittlichen Vortrefflichkeit, fragte ich ſie einmal, wie ſie zu dieſer hohen geiſtigen und ſittlichen Ausbildung gekommen ſei? Sie antwortete: „Das können Sie mir anſehen, es iſt meine Geſtalt, der ich es verdanke, ſie hat mich beſtimmt, nach etwas höherem zu ſtreben, mehr kann ich Ihnen nicht ſagen, denn Sie verſtehen mich.“

So lebte ich nun mit dieſen und andern Freunden vergnügt und vertraulich zuſammen, bis im Jahr 1789 die franzöſiſche Revolution ausbrach. Gewohnt des vielfältigen Guten, welches Deutſchland ſeit dem Hubertsburger Frieden zu Theil geworden, wußten wir Deutſche daſſelbe nicht mehr gehörig zu ſchätzen, und ſo wie der Menſch ſtets beſtrebt iſt, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, und ſchon bloſe Veränderungen deſſelben für Verbeſſerungen anzuſehen pflegt, ſo war dies auch der Fall bei mir, und bei den meiſten meiner jüngern Freunde. Auch wir wurden durch dieſe große Weltrevolution mächtig aufgeregt. Wie ſo viele tauſend Deutſche, verſprachen auch wir uns von einer Revolution, welche, wie die franzöſiſche, alle alte Vorurtheile zerſtören, alle Ungleichheit unter den Menſchen aufheben, und allein die natürlichen Menſchenrechte geltend machen ſollte, die heilbringendſten Folgen für die Menſchheit. Die franzö-

ſiſche Revolution wurde daher bald das Tagesgeſpräch unter uns. Freilich hatten wir ſie noch nicht in der Nähe geſehen, der Krieg, den ſie veranlaßte, war noch nicht ausgebrochen, es waren noch keine franzöſiſchen Armeen zu uns gekommen, die uns plünderten und brandſchatzten, wir hatten den Druck und die Koſten der Einquartierungen noch nicht gefühlt, und ſo unerfreulich auch die Aſpekten waren, welche die Vorgänge in der Nationalverſammlung, der geſetzgebenden Verſammlung und dem Nationalkonvent zeigten, ſo hielt uns doch das nicht ab, die gute Sache der Franzoſen in Schutz zu nehmen. Wir ſahen die Gewaltſchritte des franzöſiſchen Gouvernements als nothwendige Anſtalten zur Gegenwehr wider das mit Recht zu befürchtende Einmiſchen der fremden, von den Ausgewanderten aufgeregten Mächte an, und maßen die Schuld nicht ſowohl dem franzöſiſchen Gouvernement, als vielmehr den Drohungen des deutſchen Kaiſers und des Königs von Preußen, und namentlich dem übermüthigen Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig bei, von dem wir gleich nach ſeiner Erſcheinung vorausſagten, daß es nicht nur einen Krieg auf Leben und Tod, ſondern auch die gänzliche Auflöſung des Königthums, die Abſetzung des Königs, wenn nicht gar ſeine Hinrichtung zur traurigen Folge haben könne.

Aber bald wurde das Intereſſe, welches ich an der franzöſiſchen Revolution nahm, durch ein anderes näheres Intereſſe bei mir verdrängt. Es war die Nachricht von der nahe bevorſtehenden Ankunft Schillers, meines älteſten und geliebteſten Jugendfreundes, in Ludwigsburg. Schon waren bereits zehn Jahre vorüber, ſeit ich ihn nicht mehr geſehen hatte, und man kann ſich leicht vorſtellen, welche unausſprechliche Freude mir jene Nachricht verurſachte. Ich dachte nicht mehr an die franzöſiſche Revolution, ich dachte nur an meinen Freund, und mit Sehnſucht ſah ich den ſchönen Tagen entgegen, welche ich nach ſo langer Zeit wieder mit ihm zu durchleben hoffen durfte. Schiller hatte den Entſchluß, ſeine Familie und ſeine alten Freunde wiederzuſehen, ſchon lange gefaßt, und der Entſchluß wurde nun ausgeführt. Da er als Flüchtling nicht wagen durfte, ſein Vaterland geradezu zu betreten, ſo begab er ſich zuerſt nach der damals noch freien Reichsſtadt Heilbronn, um dort zu hören, wie die Nachricht von ſeinem vorhabenden Beſuch in Stuttgart und Ludwigsburg, und auf der Solitude, wo ſein Vater Major und Aufſeher über die herzoglichen Gärten war, von dem Herzog

aufgenommen werden würde. Er ſchrieb daher von Heilbronn aus ſelbſt an den Herzog. Natürlich erhielt er von dieſem unmittelbar keine Antwort, aber durch ſeine Bekannten erfuhr er, daß der Herzog ſich öffentlich geäußert habe, Schiller befinde ſich in Heilbronn und werde auch nach Stuttgart kommen, er werde aber von ſeinem Aufenthalt keine Notiz nehmen. Auf dieſe Nachricht verließ Schiller ſogleich Heilbronn, und kam zuerſt nach Ludwigsburg zu mir, ſeinem älteſten und vertrauteſten Jugendfreunde. Sein Aufenthalt im Vaterland ſollte ein halbes Jahr dauern, ſein fixer Aufenthalt ſollte in Ludwigsburg ſein, ſeine Frau ſollte hier ihr erſtes Wochenbette halten, und erſt am Schluſſe ſeines Aufenthalts im Vaterland wollte er einige Wochen in Stuttgart zubringen. Von meinen Empfindungen bei unſerem Wiederſehen ſage ich nichts, ich ſage nur, wie ich ihn nach einer Trennung von ſo vielen Jahren gefunden habe. Er war ein ganz anderer Mann geworden; ſein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anſtand in ſeinem Betragen, an die Stelle ſeiner vormaligen Nachläſſigkeit in ſeinem Anzuge war eine anſtändige Eleganz getreten, und ſeine hagere Geſtalt, ſein blaſſes kränkliches Ausſehen vollendeten das Intereſſe ſeines Anblicks bei mir und Allen, die ihn vorher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß ſeines Umgangs ſehr oft durch ſeine Kränklichkeit, heftige Bruſtkämpfe, geſtört; aber in den Tagen des Beſſerbefindens, in welcher Fülle ergoß ſich der Reichthum ſeines Geiſtes, wie liebevoll zeigte ſich ſein weiches theilnehmendes Herz, wie ſichtbar drückte ſich in allen ſeinen Reden und Handlungen ſein edler Charakter aus, wie anſtändig war jetzt ſeine ſonſt etwas ausgelaſſene Jovialität, wie würdig waren ſelbſt ſeine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden. — Da er nur ſelten ganz frei von Bruſtkämpfen war, ſo konnte er nicht viel und anhaltend arbeiten, indeſſen ſchrieb er doch faſt täglich, meiſtens in der Nacht, einige Stunden an ſeinem Wallenſtein, welcher damals der Hauptgegenſtand ſeiner Beſchäftigung war, und die Stunden, in denen er ſich dazu weniger aufgelegt fühlte, widmete er ſeinen Briefen an den Prinzen von Auguſtenburg, welche hernach in einer etwas veränderten Geſtalt unter dem Titel: über die äſthetiſche Erziehung, zuerſt in den Horen, und dann in der Sammlung ſeiner kleinern proſaiſchen Schriften erſchienen ſind. Von Wallenſtein, von welchem er mir verſchiedene eben fertig gewordene Scenen zu leſen gab, bemerke ich, daß er anfangs

in Proſa geſchrieben war. Ich äußerte, daß ich ihn lieber, wie den Don Karlos, in Jamben geſchrieben ſähe, und ich weiß nicht, ob dieſe Aeußerung dazu beigetragen hat, daß er in Jamben erſchienen iſt. Von dem erſten Theil des Gedichts: Wallenſteins Lager, war damals noch keine Rede. — Um dieſelbe Zeit machte er auch den Plan zu einer neuen Zeitſchrift, welche an die Stelle ſeiner Thalia treten ſollte, und die Bekanntſchaft mit dem Buchhändler Cotta, dem ich in Ludwigsburg zu einem Beſuch bei ihm verhalf, beſchleunigte hauptſächlich die Ausführung dieſes Plans; bald nach ſeiner Zurückkunft nach Jena erſchienen die Horen. Gedichte hat er, während er ſich in Ludwigsburg befand, keine geſchrieben, blos die Götter Griechenlands hat er in dieſer Zeit umgearbeitet, aber ſo, wie er mir das Gedicht vorgeleſen, hat er es nicht drucken laſſen. Von ſeinen Räubern, und überhaupt von ſeinen ältern dramatiſchen Produktionen hörte er nicht gern ſprechen, ja es ſchien mir öfters, als wünſchte er, daß ſie nicht gedruckt wären. Von Göthe's Iphigenie äußerte er eines Tages auf einem Spaziergang, daß dies das einzige deutſche dramatiſche Produkt ſei, welches er beneide, weil er fühle, daß er kein ähnliches hervorbringen könne. Von Voß war er ein großer Verehrer. Seine Ueberſetzung Homers, die damals erſchienen war, und die er in meiner Gegenwart erhielt, machte ihm große Freude. Beinahe alle Abende las er daraus vor, und prieß wechſelsweiſe das Original und die Ueberſetzung. An Bürger rühmte er das dichteriſche Talent, aber ſeine Gedichte ſchätzte er weniger. Von Gerſtenberg bedauerte er, daß er nicht mehr Trauerſpiele, wie ſeinen Ugolino, geſchrieben habe. Die Bekanntſchaft mit Matthiſſon, welchen er zuerſt in Ludwigsburg ſah, erfreute ihn ſehr, und es war ihm angenehm, daß er gerade damals mit einer Recenſion ſeiner Gedichte für die Jenaer Litteraturzeitung beauftragt war. Ein großes Intereſſe zeigte er für die bildenden Künſte, beſonders für die Bildhauerei, was ſonſt nicht der Fall war, und den Umgang mit dem genialen Dannecker, dem Verfertiger der herrlichen Büſte Schillers, zählte er zu den angenehmſten Stunden welche er in Stuttgart zubrachte. Uebrigens ſah er ſowohl in Stuttgart, als in Ludwigsburg, außer ſeinen nähern Bekannten und Freunden, nicht gern Jemand bei ſich, und machte eben ſo wenig Beſuche bei Perſonen, wo er ſich genieren mußte. Die Urſache war natürlich ſeine Kränklichkeit. Wer ihn nicht näher kannte, hat

es für Stolz gehalten. Aber Schiller war nicht ſtolz, er hatte nur das äußere Anſehen des Stolzes, was ihm ſeine lange Figur, und ſeine aufrechte, etwas ſteife Haltung gaben. Dieſes Anſehen hatte er ſchon als Zögling der Akademie, und ich erinnere mich noch wohl, daß einſt eine Frau, welche dort ihren Sohn beſuchte, wie ſie Schillern den Schlafſaal hinunterſchreiten ſah, ſagte: „Sieh doch, der dort bildet ſich wohl mehr ein, als der Herzog von Würtenberg.“ Eben ſo wenig gegründet, als der Vorwurf des Stolzes, war auch die ſo oft gehörte Sage, daß Schiller ſich durch Opium begeiſtert habe. Er konnte geiſtige Getränke in keinem großen Maße vertragen, und jene Sage kommt blos daher, daß er meiſtens Nachts arbeitete, was er nicht gethan haben würde, wenn ſeine Bruſtkrämpfe ihm nicht bei Nacht mehr Ruhe gelaſſen hätten, als bei Tage.

Während Schillers Anweſenheit in Ludwigsburg ſtarb der Herzog Karl. Als einem Fremden, der mit dem Herzog in gar keiner Verbindung mehr ſtand, hätte Schillern dieſer Todesfall ziemlich gleichgültig ſein können. Aber Dankbarkeit gegen ſeinen Erzieher, und Achtung für einen durch ſo viele große Eigenſchaften ſich auszeichnenden Fürſten erregte ſeine wärmſte Theilnahme an dieſem für ſein Vaterland ſo wichtigen Ereigniß. Ich ſah ihn bei der Nachricht, daß der Herzog krank, und ſeine Krankheit lebensgefährlich ſei, erblaſſen, hörte ihn den Verluſt, welchen das Vaterland durch deſſen Tod erleiden würde, in den rührendſten Ausdrücken beklagen, und die Nachricht von dem wirklich erfolgten Tod des Herzogs erfüllte ihn mit einer Trauer, als wenn er die Nachricht von dem Tod eines Freundes erhalten hätte. Der Nachfolger des Herzogs Karl war deſſen älterer Bruder Ludwig Eugen, ein Prinz, von welchem man ſich wegen ſeiner Herzensgüte, und wegen des Eifers, mit welchem er ſich bei jeder Gelegenheit der Landesverfaſſung gegen die Anmaßungen ſeines Bruders angenommen hatte, das goldene Zeitalter für Würtenberg verſprach. Aber dieſes günſtige Vorurtheil für den neuen Regenten hatte auf Schiller keine Wirkung; er prieß nur ſeinen Vorfahr, und konnte, ungeachtet aller Vorſtellungen ſeines Vaters, welchem an der Gunſt des neuen Herzogs natürlich viel gelegen war, nicht dahin gebracht werden, dem Herzog zu ſeinem Regierungsantritt Glück zu wünſchen. Indeſſen war Schiller nichts weniger als ein blinder Verehrer des Herzogs Karl. Er kannte alle ſeine Fehler ſehr gut, aber er ſah ein, daß ſeiner guten

und großen Eigenſchaften weit mehr waren, und nie vergeſſe ich, was er mir auf einem Spaziergang, wo wir an die fürſtliche Gruft hinſehen konnten, über den Hingeſchiedenen geſagt hat. „Da ruht er alſo, (dieß waren ſeine eigenen Worte,) dieſer raſtlos thätig geweſene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Menſch; aber die erſtern wurden von ſeinen großen Eigenſchaften weit überwogen, und das Andenken an die letztern muß mit dem Todten begraben werden, darum ſage ich Dir, wenn Du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachtheilig von ihm ſprechen hörſt, traue dieſem Menſchen nicht, er iſt kein guter, wenigſtens kein edler Menſch.“ So oft Schiller wohl war, gingen wir zuſammen ſpazieren, wozu uns die ſchönen Alleen in und um Ludwigsburg die erwünſchteſte Gelegenheit gaben. Nur ein einziges mal, an einem beſonders ſchönen Tage, machten wir einen weitern Spaziergang zu meinem Freund, dem Konſulenten Mader in Heutingsheim, eine Stunde von Ludwigsburg. Der Weg dahin führt durch einen ſchönen herzoglichen Park, und wir kamen ſehr gut in Heutingsheim an. Die Haupturſache, warum Schiller Luſt zu dieſem Spaziergang hatte, war, weil er einige hiſtoriſche Schriften zu haben wünſchte, von denen ich wußte, daß ſie ſich in Maders Bibliothek befänden. Schiller durchſah die Bibliothek mit Vergnügen, und fand alle die Werke, die er gewünſcht hatte, und noch mehrere. Aber er verweilte ſich zu lange dabei; die Sonne nahete ſich ihrem Untergang, es fing an kühl zu werden, Schiller fühlte das, und wir begaben uns ungeſäumt auf den Rückweg. Aber als wir in den Wald gekommen waren, bekam Schiller einen ſolchen Anfall von Bruſtkrampf, daß, weil ich Niemand zu Hülfe rufen konnte, mir angſt und bange war, wie ich ihn nach Hauſe bringen ſollte. Wir hatten noch eine kleine halbe Stunde nach Ludwigsburg, und er konnte vor Beklemmung kaum gehen. Doch die Noth gab mir Kraft, ihn mehr tragend als führend, brachte ich ihn endlich nach Hauſe. Er begab ſich ſogleich zu Bette, und nach dem Genuß von einigen Taſſen Thee hörten die Krämpfe zu meiner großen Freude allmälig auf.

Glücklicher, als dieſer Spaziergang nach Heutingsheim, liefen unſere Reiſen nach Stuttgart ab, die wir einige mal mit einander machten, Gewöhnlich ſtiegen wir in der geiſtlichen Herberge, einem der beſten damaligen Gaſthöfe in Stuttgart ab, und luden meiſtens unſere gemeinſchaftlichen Freunde Haug und Peterſen zu Tiſch.

Wir waren höchſt vergnügt unter einander, nur ein einziges Mal nahm unſer fröhliches Beiſammenſein ein unerfreuliches Ende. Schiller hatte ſich vorgenommen, Peterſen, der ein großer Liebhaber des Weins war, betrunken zu machen. Wir tranken ihm daher fleißig zu, wer aber betrunken wurde, war nicht Peterſen, ſondern Schiller, der zwar glücklicherweiſe frei von ſeinen Bruſtkrämpfen blieb, aber ſo ausgelaſſen luſtig wurde, daß er ſich auf den Tiſch legte, und ſich darauf herumwälzte. So kamen wir ſpät am Abend zurück nach Ludwigsburg, und als ich ihn am andern Morgen an das Geſchehene erinnerte, antwortete er lachend, er wiſſe es wohl, aber der Spaß hätte gar wohl unterbleiben können, und es ſei gut, daß dergleichen Abſenzen nicht oft vorkommen.

Die weiteſte Reiſe, welche ich mit Schiller machte, war eine Reiſe nach Tübingen zu unſerem alten Lehrer und Freund, dem Profeſſor Abel, welcher nach Aufhebung der Akademie in Stuttgart dahin verſetzt worden. Auf unſerem Wege dahin hielten wir Mittag in Waldenbuch, einem von Stuttgart und Tübingen ungefähr gleich weit entfernten Dorf. Das Mittageſſen war ziemlich gut, aber deſto weniger zufrieden waren wir mit dem Wirth. Um ſeine Gäſte recht nach Stand und Würden zu bedienen, wich er, ſeine Serviette über den Arm, nicht von der Stelle, und was noch auffallender war, ſtand er da, ohne ein Wort zu ſprechen. Wir ärgerten uns beide über den beſchwerlichen Geſellſchafter, aber wir wußten nicht, wie wir ihn, ohne unhöflich gegen ihn zu ſein, wegbringen konnten. Endlich that er doch ſeinen Mund auf, und ſagte ganz gleichgültig, heute früh ſei ſeine alte Mutter begraben worden. „Und das ſagen Sie ſo kalt, Herr Wirth, entgegnete ihm Schiller, genieren Sie ſich doch ja nicht vor uns, wir nehmen Theil an Ihrem Verluſt, und fühlen, wie nahe er Ihnen geht, darum begeben Sie ſich ſogleich in Ihr Kämmerlein, und weinen Sie ſich aus, wir werden mit dem Eſſen ſchon ſelber zurecht kommen.“ Der Wirth nahm es für Ernſt, und entfernte ſich, mit ſeiner Serviette über dem Arm, ohne ſich wieder ſehen zu laſſen.

In Tübingen angekommen, ſchickten wir aus dem Gaſthof, wo wir abgeſtiegen, ſogleich zu Abel, ließen ihm ſagen, daß wir angekommen ſeien, und fragen, ob er zu Hauſe ſei, und ob wir ihn dieſen Abend noch beſuchen dürfen. Sein Beſuch kam dem unſerigen zuvor. Er traf uns im Auspacken begriffen, aber er beharrte darauf,

daß wir wieder einpacken ſollten, weil wir ſchlechterdings bei ihm logieren müßten. Wir packten daher wieder ein, ließen unſern Koffer zu ihm bringen, und begaben uns alsbald mit ihm in ſeine Wohnung. Er wohnte in der ſogenannten Burſch, einem großen Gebäude, wo mehrere Studenten freie Wohnung und freien Tiſch hatten, über welche er die Aufſicht führte, und mit welchen er auch nebſt ſeiner Familie zuſammen ſpeiſte. Ehe wir ſelbſt zu Tiſche gingen, wohnten wir dem Abendeſſen der theologiſchen Stipendiaten bei, und trafen da den als Orientaliſten berühmten Profeſſor und Ephorus Schnurrer. Der Anblick der Stipendiaten hatte viel Intereſſantes für uns, und mit Schnurrer unterhielten wir uns auf eine ſehr angenehme Weiſe. Nun gingen wir ſelbſt zu Tiſch, und ſaßen da mitten unter den Studenten, vor uns eine ungeheuer große Schüſſel, aus welcher für alle die Suppe geſchöpft wurde, und alle weitern gemeinſchaftlichen Schüſſeln von derſelben Größe. Die Studenten ließen ſichs ſchmecken, und keiner ſprach ein Wort; nur einer, der am Ende der langen Tafel ſaß, führte das Wort um ſo lauter, und wir fingen eben an ärgerlich darüber zu werden, als wir erfuhren, daß es der Schwager Abels, der Doktor Schmidt, ſei. Am folgenden Mittag ſpeiſten wir wieder ſo mit den Studenten zuſammen, und es iſt leicht zu erachten, daß uns dies eben nicht das angenehmſte war. Aber wir wurden für die dadurch erlittene Verkürzung durch unſere Unterhaltung mit unſerm Freund reichlich entſchädigt, da wir die ganze übrige Zeit der Paar Tage, welche wir in Tübingen zubringen wollten, mit ihm allein waren, außer einer Morgenſtunde, wo wir den berühmten Profeſſor der Medicin Plouequet, den Sohn des ſchon früher erwähnten Philoſophen, beſuchten. Bis ſpät in die Nacht dauerte unſere gegenſeitige Unterhaltung, ja Abel begleitete uns ſelbſt in unſer Schlafzimmer, und verließ es, das Licht in der Hand, und immer im Begriff, es zu verlaſſen, nicht eher, als bis ich ihm ſagte, Schiller ſei längſt eingeſchlafen, was auch wirklich der Fall war. — Erſt am dritten Tag verließen wir Tübingen, kamen am Abend wohlbehalten in Stuttgart an, und am andern Morgen reiſeten wir nach Ludwigsburg zurück.

Schiller wohnte in Ludwigsburg nicht bei mir im Hauſe, ich hatte zu wenig Raum, um ihn zu beherbergen. Denn er hatte nicht nur ſeine Frau bei ſich, ſondern auch ſeine Schwägerin, damals Frau von Beulwiz, und nachher Frau von Wolzogen,

und die Schweſter ihres Mannes, ein Fräulein von Beulwiz. Aber wir kamen täglich zuſammen, ſpeiſten öfters mit einander zu Mittag und Abend, und jede Stunde, welche ich meinen Geſchäften abgewinnen konnte, war ihm gewidmet. Gewöhnlich war Schiller ernſt, und ſo betraf auch unſere Unterhaltung meiſtens ernſte Gegenſtände. Aber er konnte auch, beſonders wenn er ſich ganz wohl befand, heiter, luſtig, ja ſelbſt kindiſch ſein. Er war ſchon im Herbſt in Ludwigsburg angekommen, und ſeine Frau hatte noch lange bis zu ihrer Entbindung. Aber er freute ſich auf Weihnachten, als ob er ſchon ein Kind hätte, welchem er den heiligen Chriſt beſcheeren laſſen könne. Am Weihnachtabend kam ich zu ihm, und was ſah ich da? Einen mächtig großen, von einer Menge kleiner Wachskerzen beleuchteten, und mit vergoldeten Nüſſen, Pfefferküchlein, und allerlei kleinem Zuckerwerk aufgeputzten Weihnachtsbaum. Vor ihm ſaß Schiller ganz allein, den Baum mit heiterlächelnder Miene anſchauend, und von ſeinen Früchten herunternaſchend. Verwundert über den unerwarteten Anblick, fragte ich ihn, was er da mache? „Ich erinnere mich meiner Kindheit, erwiederte er, und freue mich, die Freude meines künftigen Sohnes zu anticipieren. Der Menſch iſt nur einmal in ſeinem Leben Kind, und er muß es bleiben, bis er ſeine Kindheit auf ein anderes fortgeerbt hat.“ — So kindlich, ja kindiſch war der hohe ernſte Mann in den Stunden ſeines Wohlbefindens, und es iſt nichts wahrer, als was Göthe von ihm geſagt hat:

Wie bequem geſellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald ſein Ernſt anſchließend, wohlgefällig,
Zur Wechſelrede heiter ſich geneigt,
Bald raſch gewandt, geiſtreich und ſicherſtellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar ſich in Rath und That ergoſſen,
Das haben wir erfahren und genoſſen.

So liebenswürdig Schiller in ſolchen guten Stunden war, ſo ernſt und fruchtbar belehrend war er zu jeder andern Zeit. Schwerlich giebt es irgend einen Gegenſtand, worüber wir uns nicht unterhielten, beſonders aber ſprach er gern mit mir über Medicin, ob er ſie ſchon längſt aufgegeben hatte, und forderte mich mehrmals auf, wieder etwas zu ſchreiben, weil er wünſchte, daß

ich mich nicht zu lange dem praktiſchen Leben widmen, ſondern trachten ſolle, zum Profeſſor an irgend einer Univerſität berufen zu werden. Ich konnte nicht umhin, ſeinen Gründen Beifall zu geben, und dies war auch die Veranlaſſung zu der im Jahr 1795 erſchienenen Schrift: Geſchichte eines epidemiſchen Fiebers, welches in den Jahren 1792 bis 1793 in dem Marktflecken Aſchberg geherrſcht hat. — Daß ich der Poeſie gänzlich entſagt habe, wollte er nicht billigen. Er meinte, ich ſollte wenigſtens einen Roman ſchreiben, und als ich ihm eines Tages von meinem wunderlichen Freund Bächler erzählte, forderte er mich auf, ſogleich Hand an das Werk zu legen *). Auch er hielt dieſen Theoſophen für eine herrliche Figur in einem Roman, und als ich endlich herausrückte, und ihm ſagte, daß ich den Roman wirklich ſchon zu ſchreiben angefangen, und ihm einige fertige Kapitel daraus vorlas, rief er: „Und Du konnteſt mir ſo lange ein Geheimniß aus der Sache machen? Das iſt gar nicht ſchön von Dir, und damit ich nicht böſe auf Dich werde, ſo ſetze die Arbeit ungeſäumt fort, ſchicke mir den Roman, wenn er fertig iſt, ſogleich zu, und für einen tüchtigen Verleger will ich dann ſchon ſorgen.“ Wirklich ſetzte ich nach ſeiner Abreiſe den angefangenen Roman fort, aber meine Geſchäfte machten mir ſeine Vollendung unmöglich.

Schiller hatte damals auch einen Plan für ſein eigenes künftiges Leben, durch deſſen Realiſierung wir leicht wieder mit einander hätten zuſammenkommen können. Dalberg, damals Statthalter in Erfurt und Koadjutor von Konſtanz und Mainz, hatte ihm nämlich Hoffnung gemacht, ſobald er entweder Biſchof von Konſtanz oder Erzbiſchof von Mainz werden würde, ihn in ſeine Dienſte zu nehmen. Schiller ſprach darüber öfters mit mir, und immer war dabei auch von mir die Rede, indem er mit Zuverläſſigkeit darauf rechnen zu können glaubte, daß ich als Leibarzt Dalbergs oder als Profeſſor in Mainz angeſtellt werden würde. Bei dieſen ſchönen Ausſichten war es natürlich, daß er täglich auf die Nachricht von dem Tod des einen oder des andern dieſer geiſtlichen Herren wartete. „Sie ſind beide ſteinalt, ſagte er, aber

*) Siehe vorne allegirten Brief Schillers vom November 1794.
Anmerkung des Herausgebers.

keiner denkt an das Sterben.“ Beſonders fatatal aber war ihm das lange Leben des Biſchofs von Konſtanz. Dieſer ſollte ſeiner Meinung nach längſt fort ſein. „Aber das große Uebel bei dieſen Herren, ſagte er, iſt, daß ſie nichts denken; käme nur eine einzige Idee in den Kopf des betagten Biſchofs, ſo würde es die Organiſation ſeines Gehirns nicht aushalten, er müßte plötzlich an einem Schlagfluß dahinfahren.“

Von dem franzöſiſchen Freiheitsweſen, für welches ich mich ſo ſehr intereſſierte, war Schiller kein Freund. Die ſchönen Ausſichten in eine glücklichere Zukunft fand er nicht. Er hielt die franzöſiſche Revolution lediglich für die natürliche Folge der ſchlechten franzöſiſchen Regierung, der Ueppigkeit des Hofes und der Großen, der Demoraliſation des franzöſiſchen Volks, und für das Werk unzufriedener, ehrgeiziger und leidenſchaftlicher Menſchen, welche die Lage der Dinge zur Erreichung ihrer egoiſtiſchen Zwecke benutzten, nicht für ein Werk der Weisheit. Er gab zwar zu, daß viele wahre und große Ideen, welche ſich zuvor nur in Büchern und in den Köpfen hell denkender Menſchen befunden, zur öffentlichen Sprache gekommen; aber um eine wahrhaft beglückende Verfaſſung einzuführen, ſei das bei weitem nicht genug. Erſtlich ſeien die Principien ſelbſt, die einer ſolchen Verfaſſung zum Grunde gelegt werden müſſen, noch keineswegs hinlänglich entwickelt, denn bis jetzt, ſagte er, indem er auf Kants Kritik der Vernunft, die eben auf dem Tiſche lag, hinwies, ſind ſie es blos noch hier; und zweitens, was die Hauptſache ſei, müſſe auch das Volk für eine ſolche Verfaſſung reif ſein, und dazu fehle noch ſehr viel, ja Alles. Daher ſei er feſt überzeugt, die franzöſiſche Republik werde eben ſo ſchnell wieder aufhören, als ſie entſtanden ſei, die republikaniſche Verfaſſung werde früher oder ſpäter in Anarchie übergehen, und das einzige Heil der Nation werde ſein, daß ein kräftiger Mann erſcheine, er möge herkommen, woher er wolle, der den Sturm beſchwöre, wieder Ordnung einführe, und den Zügel der Regierung feſt in der Hand halte, auch wenn er ſich zum unumſchränkten Herrn nicht nur von Frankreich, ſondern auch von einem Theil von dem übrigen Europa machen ſollte.

Eine der größten Angelegenheiten Schillers während ſeiner Anweſenheit im Vaterland war die nahe bevorſtehende Entbindung ſeiner Frau. Dieſe erfolgte in Ludwigsburg zu der beſtimmten

Zeit. Sie war ſchwer und dauerte lange. Schiller zweifelte an einem glücklichen Ausgang. Er ſuchte ſeine Beſorgniſſe zu verbergen, aber ſeine Angſt blickte ſichtbar aus ſeinem Betragen hervor. Am meiſten beruhigte ihn die Zuſprache meiner Frau, welche die Kreiſende keinen Augenblick verließ, und ihr allen möglichen Beiſtand leiſtete. Schiller hatte ſich zu Bette begeben, die Entbindung verzögerte ſich tief in die Nacht, aber ſie ging glücklich vorüber. Meine Frau brachte Schillern das Kind vor das Bette, er ſchlief noch, aber das Geräuſch erweckte ihn. Sein erſter Anblick, wie er die Augen aufgeſchlagen hatte, war der ihm geborene Sohn. Seine Freude war unausſprechlich; es war die Freude des gefühlvollen edeln Mannes über die Rettung einer zärtlich geliebten Gattin, es war die Freude des Vaters über ſeinen erſtgebornen Sohn.

Schon während der Anweſenheit Schillers in Ludwigsburg hatten ſich daſelbſt mehrere franzöſiſche Emigranten eingefunden, und bald folgten ihnen noch mehrere. Sie fanden an dem Herzog Ludwig, deſſen Anhänglichkeit an den franzöſiſchen Hof allgemein bekannt war, einen großen Gönner, und auch der damals in Ludwigsburg privatiſierende Prinz Friederich Wilhelm bezeigte ſich ſehr wohlwollend gegen ſie. Schon deswegen gefielen ſie ſich in Ludwigsburg ſehr wohl, und weil ſie ſich zugleich in der Nähe ihres verlaſſenen Vaterlandes befanden, wohin ſie unter günſtigen Umſtänden alsbald zurückkehren konnten, ſo glaubten ſie, keinen beſſern Ort zu ihrem einſtweiligen Aufenthalt gefunden zu haben, als Ludwigsburg. Sie mietheten ſich Wohnungen, ſuchten Bekanntſchaften, beſonders unter dem Adel, beſuchten und gaben Geſellſchaften, kurz, ſie befanden ſich in jeder Beziehung ſo wohl, als es in ihrer Lage ſein konnte. Da ich der einzige Arzt in Ludwigsburg war, der franzöſiſch ſprach, ſo ward ich auch der Arzt aller Ausgewanderten. Ich hatte viel mit ihnen zu thun, und lernte ſie genau kennen. Sie hatten alle großes Vertrauen zu mir, ſprachen mit mir offen über ihre frühere und ihre gegenwärtige Lage, über die Urſachen der Revolution, ihren Ausbruch, ihr furchtbares Weiterſchreiten, und ihre Hoffnungen für die Zukunft. Ich mußte ſie wegen dieſer Offenheit achten und liebgewinnen, und was beſonders einige Familien betrifft, ſo that es mir wirklich leid, als ſie Ludwigsburg verlaſſen mußten. Dies geſchah

noch unter der Regierung des Herzogs Ludwig, nachdem er von dem franzöſiſchen Gouvernement aufgefordert worden, alle franzöſiſche Ausgewanderte unverzüglich aus ſeinem Lande zu weiſen. Dieſe Weiſung erging ſogleich an die Ausgewanderten; ſie ſollten längſtens binnen drei Tagen die Stadt, und binnen acht Tagen das Land verlaſſen, nur diejenigen, die ſich als krank ausweiſen könnten, ſollten bis zu ihrer Geneſung in Ludwigsburg bleiben dürfen. Ich hatte einigen wirklich kranken Individuen darüber die erforderlichen Zeugniſſe ausgeſtellt; aber ein ſolches Zeugniß verlangte auch eine nicht lange zuvor angekommene Gräfin von mir, ohne daß ſie krank war, und dieſes Verlangen war um ſo befremdender, da ich ſie nie vorher geſprochen hatte. Indeſſen ſtellte ich ihr doch das verlangte Zeugniß aus, theils aus Mitleiden, theils weil ſie nur vierzehn Tage Aufſchub ihrer Abreiſe wünſchte, ſagte ihr aber, um nicht kompromittiert zu werden, daß ſie ſich wenigſtens zwei oder drei Tage zu Hauſe halten möchte. Sie verſprach es, aber noch am nämlichen, und auch am folgenden Tag ging ſie aus, wie ſonſt. Ich beklagte mich darüber bei einer andern Familie, mit welcher ſie täglich zuſammen kam. Die Gräfin erfuhr meine Beſchwerde bei'm Abſchied von dieſer Familie, die ihr ſelbſt den Vorwurf machte, daß es nicht ſchön von ihr ſei, mich ſo zu kompromittieren. Aber ſtatt ihr Unrecht zu bereuen, fuhr ſie nicht nur nach wie vor auszugehen fort, ſondern machte ſich vielmehr groß damit, indem ſie irgendwo ſagte, daß ſie nicht einſehe, was dieſer deutſche Arzt ſich einbilde, und wie er einer Dame von ihrem Stand gegenüber von Kompromittiertwerden ſprechen könne. Natürlich ließ ich ihr dieſe Impertinenz nicht hingehen. Ich begab mich zum Oberamtmann, und zeigte ihm an, daß die franzöſiſche Gräfin, welcher ich vor drei Tagen das ihm bewußte Zeugniß ausgeſtellt, nun wieder vollkommen geſund ſei, und ohne Anſtand abreiſen könne. Sogleich erhielt ſie von dem Oberamtmann die Weiſung zur Abreiſe, und ohne von dem unbedeutenden deutſchen Arzt Abſchied zu nehmen, ſetzte ſie ſich in ihren Wagen, und fuhr von Ludwigsburg ab.

Ganz anders benahm ſich eine andere vornehme Dame, welche ſich nebſt einigen andern Ausgewanderten, welche von mir Zeugniſſe erhielten, über die feſtgeſetzte Zeit in Ludwigsburg aufgehalten hatte, und noch da war, als den Ausgewanderten von dem

damaligen franzöſiſchen Gouvernement die Rückkehr nach Frankreich erlaubt worden. Alle andern hatten ſogleich Gebrauch von dieſer Erlaubniß gemacht; nur jene Dame, welche der Zuſage des ſelbſt noch nicht ganz befeſtigten Gouvernements nicht traute, blieb in Ludwigsburg zurück, und wollte erſt hören, wie es den Zurückkehrenden in Frankreich ergangen. Aber ſie hatte indeſſen die günſtige Zeit zur Rückkehr verſäumt, und wußte nun nicht, was ſie thun ſollte. Mit thränenden Augen kam ſie zu mir, um ſich bei mir Raths zu erholen. Ich konnte ihr keinen Rath geben, doch fiel mir ein, zu verſuchen, ob der Zweck nicht durch Liſt zu erreichen ſei. Ich rieth ihr daher, ſich unmittelbar an das Direktorium, insbeſondere an den Direktor Rewbel, zu wenden, und ihrer Bittſchrift ein ärztliches Zeugniß von mir beizulegen, des Inhalts, daß ſie zu der Zeit, wo ſie nach Frankreich hätte zurückkehren ſollen, tödtlich krank geweſen, und ſich zu ihrer Erholung auf das Land begeben habe, und daß ſie in der Einſamkeit, in welcher ſie ſich dort befunden, nichts von dem den Ausgewanderten günſtigen Dekret des Direktoriums erfahren habe. Der Dame gefiel mein Vorſchlag, das Zeugniß ward von mir aufgeſetzt, mein ſchlechtes Franzöſiſches von einem franzöſiſchen Sprachmeiſter korrigiert, von mir ins Reine geſchrieben, und der Bittſchrift der Dame beigelegt. Nach Verfluß einiger Wochen erhielt ſie von Paris die Antwort, daß ihr auf den Grund des ihrer Bittſchrift beigelegten ärztlichen Zeugniſſes die Rückkehr nach Frankreich bewilligt ſei, und wenige Tage darauf reiſte die Dame von Ludwigsburg ab, nachdem ſie mir für die gelungene Liſt herzlich gedankt hatte. — Ueberhaupt machte mir es Freude, dieſen Landesflüchtigen, wo ich konnte, etwas Gutes und Angenehmes zu erweiſen, und ich that es um ſo lieber, da es Alle, außer jener übermüthigen Gräfin, dankbar erkannten. Insbeſondere muß ich dieſes von den Familien Serçeau und Boiclaireau aus der Normandie rühmen. Dieſe beiden Familien kehrten nicht in ihr Vaterland zurück, ſondern begaben ſich nach Nordamerika, kauften ſich dort Güter von dem nicht unbedeutenden Vermögen, was ſie aus Frankreich gerettet hatten, und ſo oft ſie an ihre Freunde in Ludwigsburg ſchrieben, vergaßen ſie nie, ihren Arzt in ihrem Namen grüßen zu laſſen.

Die Bekanntſchaft mit den franzöſiſchen Ausgewanderten hat für mich nicht nur viel Angenehmes gehabt, ſondern ſie iſt mir auch in mancher Beziehung nützlich geweſen. Erſtlich habe ich in meinem

täglichen Umgang mit ihnen mich im Franzöſiſchſprechen geübt, ſo daß ich darin immer fertiger wurde. Zweitens habe ich auch Manches zur Erweiterung meiner ärztlichen Kenntniſſe gewonnen, indem ich z. B. die Erſcheinungen der Hyſterie nie in dem Grad und in der Manchfaltigkeit ſah, wie bei einigen Franzöſinnen, ſo wie ich auch die Erfahrung gemacht habe, daß die Franzoſen in ihren Krankheiten überhaupt anders behandelt werden müſſen, als die Deutſchen, — eine Erfahrung, die ſich mir auch in der Folge in den franzöſiſchen Militär-Lazarethen auf vielfache Weiſe bewährt hat. Endlich habe ich auch gelernt, wie man mit Dienſtboten umgehen muß, wenn ſie die Anhänglichkeit an ihre Herrſchaften haben ſollen, welche ihren Dienſten erſt ihren wahren Werth giebt. Auch hier muß ich wieder der Familien Serçeau und Boiclaireau rühmlich erwähnen. Beide Familien wohnten beiſammen, und hatten zwei gemeinſchaftliche Bediente. Dieſe beiden Bedienten leiſteten mehr als vier Deutſche. Sie reinigten die Zimmer, friſierten die Damen, kleideten die Herren an, gingen mit ihren Körben am Arm auf den Markt, um Lebensmittel einzukaufen, kochten alle Speiſen, deckten den Tiſch, ſervierten bei'm Speiſen, reinigten nach dem Eſſen die dabei gebrauchten Geſchirre, kurz, ſie verrichteten alle männliche und weibliche Domeſtikendienſte; dafür waren ſie aber auch geachtet, wie die Glieder der Familie, ja die Herrſchaften erhielten nicht einmal Briefe aus Frankreich, aus deren Inhalt ſie ihnen ein Geheimniß machten, ſo wie ihnen auch alle franzöſiſche Zeitungen, mit welchen der Prinz Friederich Wilhelm die Ausgewanderten zu verſehen pflegte, mitgetheilt oder vorgeleſen wurden.

Schon im Jahr 1770 hatte der Herzog Karl ſeine Reſidenz beſtändig in Stuttgart gehabt; ſein Nachfolger, Herzog Ludwig, wechſelte zwiſchen Stuttgart und Ludwigsburg, dort reſidierte er in den Winter-, hier in den Sommermonaten. Dies geſchah ſchon in dem erſten Jahr ſeiner Regierung. Bei ſeinem Einzug in Ludwigsburg begleitete ihn ein großer Theil des Hofes, darunter die erſten Familien des Landes. Von den meiſten wurde ich zum Hausarzt angenommen, und auch dadurch bekam meine Exiſtenz einen bedeutenden Zuwachs von Annehmlichkeit. Ich wurde von allen auf das freundlichſte behandelt, und beſonders von der Gräflich Pücklerſchen, der Freiherrlich Schenkſchen und Senfftſchen Familie. Der Herzog hatte keinen ſeiner Leibärzte bei ſich; bedurfte

er derſelben, ſo ließ er ſie von Stuttgart rufen, was, ſo viel ich mich erinnere, während ſeines erſtmaligen Aufenthalts in Ludwigsburg nie geſchah. Was mich aber mehr freute, als alles Andere, war, daß mein Freund Haug mit ihm nach Ludwigsburg kam. Er war Sekretär in dem geheimen Kabinet des Herzogs, und er und der geheime Referendar Schwab waren ſeine Hauptgehülfen bei ſeinen Regierungsgeſchäften. Alle Abende beſuchte mich Haug, und wir hatten das vergnügteſte Leben zuſammen. Gewöhnlich waren auch mein Freund Stoll und noch einige andere meiner Ludwigsburger Freunde mit von der Geſellſchaft. Haug war unſtreitig einer der witzigſten Köpfe in Würtenberg, aber wie er der gutmüthigſte Menſch war, ſo war auch ſein Witz nie beißend, und auch diejenigen, die er traf, fanden ſich nicht dadurch beleidigt. Er hatte eine bewundernswürdige Gabe, die Stimmen bekannter Perſonen nachzumachen, und es war jederzeit ein Feſt für uns, wenn er es that. Für den Herzog war er ſehr eingenommen, und wenn wir behaupteten, daß er weit nicht das ſei, was ſein Vorfahr geweſen, indem ſeine Regierung eine höchſt ſchwache Regierung ſei, ſo entſchuldigte er ihn jederzeit damit, daß er in den Regierungsangelegenheiten noch nicht vollkommen orientiert ſei, dieſes aber gewiß bald kommen werde. Aber der Herzog war bereits zu alt, um ſich gehörig zu orientieren, und da auch Haug und Schwab bei allen ihren anderweitigen Verdienſten, als Stubengelehrte, die Männer nicht waren, die ihm dabei hätten behülflich ſein können, ſo war in der Hauptſache die Regierung in den Händen des Geheimenraths, welches die Geheimenräthe wohl wußten, und daher auch öfters, wenn herzogliche Reſcripte nach Stuttgart von Ludwigsburg kamen, ſagten, da ſeien wieder Reſcripte von den drei Magiſtern in Ludwigsburg. — Indeſſen ging der Sommer vorüber, der Herzog begab ſich mit ſeinem Kabinet nach Stuttgart zurück, und mit Sehnſucht ſahen wir dem nächſten Frühjahr entgegen. Das Frühjahr kam, ſchon im April auch der Herzog mit ſeinem Hof und Kabinet, und ſo kam ich denn auch wieder mit Haug zuſammen. Gleich nach ſeiner Ankunft beſuchte er mich, und meine erſte Frage war, ob ſich der Herzog während des Winters orientiert habe? Haug lachte, aber der brave Mann nahm die Parthie des Herzogs wieder, und ich ließ ihn auf ſeinem Glauben gern, und um ſo mehr, da ich dem Herzog wegen ſeines guten Willens, und ſeiner ſich in allen ſeinen Handlungen ausſprechenden Her=

zensgüte, ſelbſt von Herzen gut war. Nun ſah ich den Herzog von ungefähr auf einem Spazierritt, und glaubte, zu bemerken, daß er nicht ſo gut ausſehe, als im vergangenen Sommer. Ich theilte Haug dieſe Bemerkung mit, auch einigen Hofkavalieren. Aber ſie verſicherten mir, daß der Herzog während des ganzen Winters geſund geweſen, und ſich auch jetzt vollkommen wohl befinde. Nun hatte ich aber gehört, der Herzog habe ein arthritiſches Geſchwür am Fuß gehabt, welches ihm ſeine Leibärzte nicht hätten heilen wollen, weil es ihn aber am Reiten, ſeiner Hauptbewegung, gehindert habe, ſo ſei er auf der Heilung beſtanden, und habe von der Solitude, wo damals ein öſterreichiſches Regiment ſein Winterquartier hielt, den Regimentsarzt Butterweck rufen laſſen, der ihm als ein beſonders geſchickter Wundarzt empfohlen worden ſei. Butterweck nahm keinen Anſtand, zu thun, was der Herzog verlangte. Da der Herzog vollkommen geſund ſei, meinte er, ſo könne das Geſchwür ohne Bedenken geheilt werden. Er begann alſo die Heilung ſogleich, nach wenigen Wochen war ſie vollendet, und ſo geheilt kam dann der Herzog nach Ludwigsburg. Aber ſchon im Monat Mai zeigte ſich die ſchlimme Wirkung der voreiligen unzweckmäßigen Kur. An einem ſchwülen gewitterdrohenden Morgen machte der Herzog ſeinen gewöhnlichen Spazierritt, und er war noch nicht vierhundert Schritte weit von dem Schloß in der Allee hinaufgeritten, als er auf dem Pferd zu wanken anfing, hinten vom Pferde heruntergleitete, und ſterbend am Boden lag. Er wurde ſogleich von zwei in der Nähe geweſenen Bürgern in das Schloß getragen, und in demſelben Augenblick nach ärztlicher Hülfe ausgeſandt. Haug ſchickte eilends einen Hofbedienten nach mir aus. Ich befand mich in der hintern Schloßgaſſe in dem von Lilienbergiſchen Hauſe, wo ich mit Schrecken den herbeieilenden Hofbedienten aus dem Fenſter ſah. „Der Herzog ſtirbt, rief er, kommen Sie doch um Gotteswillen.“ Ich eilte, was ich konnte, nach dem Schloſſe, nach dem Zimmer, wohin der Herzog gebracht worden. Aber ich fand ihn bereits todt, und alle Wiederbelebungsverſuche, die ich machen ließ, waren fruchtlos. Auf die Nachricht, den Herzog habe der Schlag getroffen, waren ſogleich von der Herzogin Eilboten nach der Solitude geſchickt, um den Regimentsarzt Butterweck zu holen. Butterweck kam, verwunderte ſich gewaltig, den Herzog ſo unerwartet und plötzlich ſterben zu ſehen, und obſchon der Herzog vor ein Paar Stunden geſtorben war,

ſetzte er doch mit einer gewiſſen, dem Hofe ſehr attachierten Gräfin Namens Malchevska, die Wiederbelebungsverſuche zum großen Aergerniß der Umſtehenden fort, bis ich ihm auf eine derbe Art ſagte, daß hier nichts mehr für ihn zu thun ſei, und gut machen das Geſchehene könne er nicht mehr. Der Prinz Friederich Wilhelm war an dieſem Tage gerade in Stuttgart, aber unmittelbar auf die erhaltene Nachricht eilte er nach Ludwigsburg, und übernahm als nunmehriger Erbprinz, im Namen ſeines Vaters, des Herzogs Friederich Eugen, des Bruders und Nachfolgers des Verſtorbenen, die Regierung. Nach der Beiſetzung des Herzogs Ludwig blieb ſeine Wittwe vor der Hand in Ludwigsburg, wo ſie mich zu ihrem Arzt annahm, und auch beibehielt, nachdem ſie ihren Wittwenſitz in dem Schloſſe Winenthal genommen hatte.

Wie die Akademie in Stuttgart, wurde auch das von dem Herzog Karl geſtiftete militäriſche Waiſenhaus in Ludwigsburg, über welches mein Vater die Oberaufſicht hatte, von dem Herzog Ludwig gleich nach dem Antritt ſeiner Regierung aufgehoben. Mein Vater trat wieder in ſeine früher bekleidete Hauptmannsſtelle ein, und kam in Garniſon nach Stuttgart. Natürlich veranlaßte mich dieſe Verſetzung, wieder öfter nach Stuttgart zu reiſen, und dies geſchah denn auch, ſo oft es meine Geſchäfte erlaubten, aber am ſechſten Mai, dem Geburtstag meines Vaters, war ich alle Jahre mit meiner ganzen Familie zur Feier dieſes Tages beſtimmt in Stuttgart. Zu meiner großen Freude traf ich meine Aeltern und Geſchwiſter bei dieſen Beſuchen immer geſund und zufrieden an, nur meine dritte Schweſter hatte angefangen zu kränkeln. Sie magerte ab, huſtete viel und trocken, und ich hatte alle Urſache, eine Lungenſchwindſucht bei ihr zu fürchten. Leider erfolgte dieſer Uebergang bald, und alle Mühe, welche ſich mein geſchickter Freund Plieninger, und ich ſelbſt, bei meinen jetzt viel häufigern Beſuchen, mit ihr gaben, war vergebens. Sie ſtarb in der ſchönſten Blüthe ihrer Jugend, und mit Jammer begleitete ich ihre Leiche.

Schon vor dem Feldzug im Jahr 1796 war mein Vater zum Stabsofficier befördert, und bei Eröffnung deſſelben zog er als Major eines Grenadier-Regiments mit den Würtenbergiſchen Truppen ins Feld. Wie er als ein noch ganz junger Mann im ſiebenjährigen Kriege ſich als einen tüchtigen Officier erwieſen hatte,

ſo zeigte er ſich auch als ein bereits vier und ſechzigjähriger Mann in dem Feldzuge gegen die Franzoſen nicht minder tapfer, und nach Beendigung deſſelben wurde er zum Oberſtlieutenant befördert. Aber mein Vater war nicht blos ein tapferer Soldat, er war auch ein Mann von dem zarteſten Ehrgefühl, von der ſtrengſten Rechtlichkeit, und muthig und unerſchrocken, wenn es das Recht zu ſchützen galt. Zum Beweis hiervon will ich nur einen einzigen Fall anführen. Er kommandierte als Oberſtlieutenant das Regiment Prinz Paul, als ein Lieutenant eines andern Regiments von einem Stabsofficier, welcher bei dem Herzog, dem vormaligen Prinzen Friederich Wilhelm, ſehr viel galt, in öffentlicher Geſellſchaft etwas ausſagte, was dieſem nicht zur Ehre gereichte. Auf die Beſchwerde des Stabsofficiers bei dem Herzog verfügte dieſer, ohne zuvor die Sache näher unterſucht zu haben, die Kaſſation des Lieutenants. Empört von dieſem willkührlichen Verfahren, verlangte der Lieutenant vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden; allein anſtatt ihm dieſes geradezu, wie es gerechter Weiſe hätte geſchehen ſollen, zu bewilligen, forderte der Herzog die Kommandeurs ſämmtlicher Regimenter zur Beantwortung der Frage auf, ob dem Lieutenant ſeine Bitte bewilligt werden ſolle oder nicht. Die Frage war ſo geſtellt, daß die Kommandeurs und Officiere der Regimenter, ohne ſich die Ungnade des Herzogs zuzuziehen, nicht umhin zu können glaubten, gegen den Lieutenant zu ſtimmen, und ſo fielen denn auch wirklich die Stimmen aller Regimenter gegen ihn aus, ausgenommen des Regiments, welches mein Vater kommandierte, und von welchem alle Officiere auf den Antrag meines Vaters für ihn ſtimmten. Natürlich nahm dies der Herzog ſehr ungnädig auf, und beſonders aufgebracht war er über meinen Vater, dem er die Hauptſchuld beimaß. Um jedoch allen Schein von Ungerechtigkeit zu vermeiden, bewilligte der Herzog gegen alle Erwartung dem Lieutenant das verlangte Kriegsgericht, und was noch auffallender war, er ernannte meinen Vater zum Präſidenten deſſelben. Das Kriegsgericht trat zuſammen, und das Reſultat der Berathſchlagung war, daß die Sache des Lieutenants näher unterſucht, die Kaſſation deſſelben einſtweilen aufgehoben, und erſt, wenn der Lieutenant wirklich ſchuldig befunden worden, die Kaſſation eintreten ſolle. Empört über dieſes Urtheil, ſetzte der Herzog das ganze Kriegsgericht auf die Feſtung Hohen-Aſchberg. Dies geſchah in den erſten Tagen des Decembers. Aber im Lauf des Monats hatte ſich die leiden-

ſchaftliche Hitze des Herzogs gelegt, und wie er immer geneigt war, was er in derſelben gethan hatte, zu bereuen, und das in der Hitze begangene Unrecht wieder gut zu machen, ſo geſchah dies auch jetzt. Die Unterſuchung war günſtig für den Lieutenant ausgefallen, die Kaſſation wurde ſtillſchweigend zurückgenommen, das Kriegsgericht wurde am Ende des Monats aus der Gefangenſchaft entlaſſen, und mein Vater, der als Oberſtlieutenant auf die Feſtung geſetzt worden, wurde nicht lange nach ſeiner Rückkehr nach Stuttgart zum Oberſt befördert. Ueberhaupt hatte der Herzog von dieſer Zeit an eine ſehr günſtige Meinung von meinem Vater gefaßt, er bezeigte ſich bei jeder Gelegenheit beſonders gnädig gegen ihn, ſtellte ihn dem Kaiſer Napoleon bei deſſen Anweſenheit in Stuttgart als ſeinen älteſten, und einen ſeiner verdienteſten Officiere vor, und ſelbſt nachdem er bereits als Oberſt penſioniert war, ließ er ihm die Intendantenſtelle an der von ihm in Stuttgart geſtifteten großen Invaliden=Anſtalt anbieten, welche er auch, als einen beſondern Beweis des Zutrauens des Herzogs gegen ihn, mit Vergnügen annahm, und bis zur Verſetzung der Anſtalt nach Komburg bekleidete.

Daß ich bei den häufigern Beſuchen, welche ich ſeit dem Aufenthalt meiner Aeltern in Stuttgart daſelbſt machte, außer meinen Aeltern und Geſchwiſtern, auch meine alten Jugendfreunde beſuchte, verſteht ſich von ſelbſt. Beſonders aber verſäumte ich nicht leicht, die öffentliche Bibliothek zu beſuchen, weil ich gewiß war, einen meiner liebſten und vertrauteſten Jugendfreunde, den Bibliothekar Peterſen, daſelbſt anzutreffen. Blieb ich in Stuttgart über Nacht, ſo brachte ich die Abende gewöhnlich in geſchloſſener Geſellſchaft in einem Gaſthofe zu, wo ich die meiſten meiner alten Freunde beiſammen fand. Hier war beſonders Haug in ſeinem Element, nirgends zeigte ſich ſein Witz glänzender, und ein großer Theil ſeiner hundert Epigramme auf Bibus ſtammt aus dieſer Geſellſchaft her. Dieſer Bibus war Peterſen, und faſt alle Abende verlangte er ſelbſt ein Epigramm auf ſich von Haug. Dieſer war allzeit fertig dazu, und Viele machte er aus dem Stegreif, wie folgendes:

Er hat zu ſeinem Symbolon
Das Wort ſich aus der Paſſion:
  Mich dürſtet, auserſehn,
Und hält nach eigenen Proben,
Den Vers für unterſchoben:
  Laß dieſen Kelch vorübergehn.

In dieſe Geſellſchaft wurde auch Iffland während ſeiner Anweſenheit in Stuttgart eingeführt. Ich traf ihn nie in derſelben, ſondern ſah ihn zum erſtenmal bei Huber, dem Verfaſſer des rühmlich bekannten Trauerſpiels: das heimliche Gericht, und Redakteur der von Poſſelt begonnenen, allgemein geleſenen, hiſtoriſchen Zeitſchrift: allgemeine Weltkunde, bei einem Abendeſſen, welches er Iffland zu Ehren gab, und zu welchem auch Conz und ich von ihm eingeladen worden. Wir trafen bei Huber ein, als die geladene Geſellſchaft ſchon beiſammen war. Die Geſellſchaft war zahlreich, die Tafel herrlich gedeckt, die Speiſen köſtlich, es fehlte nicht an mancherlei ausgeſuchten Weinen, beſonders reichlich aber floß der Champagner, von welchem Iffland bekanntlich ein großer Liebhaber war. Bei Tiſch war natürlich der Hauptgegenſtand der Unterhaltung die dramatiſche Dichtkunſt und die Mimik, denn wie hätte in Gegenwart eines ſo großen Meiſters in beiden von etwas anderm mehr geſprochen werden können? Erſt am Ende des Mahles wurde die Unterhaltung allgemeiner, und unter vielem andern kamen auch die neueſten Verhandlungen bei dem Konſiſtorium zur Sprache. Sekretär bei dem Konſiſtorium war Grüneiſen, auch ein vormaliger Zögling der Akademie in Stuttgart, ein eben ſo witziger Kopf als Haug, aber noch vorzüglicher, als dieſer, in der Kunſt, Stimmen nachzumachen. Iffland kannte beide von dieſer Seite noch nicht, aber er ſollte nun eine Probe von ihrer Kunſt hören. Die Einleitung dazu gab die an den Sekretär Grüneiſen geſtellte Frage, ob ſeit einigen Tagen nichts beſonders Intereſſantes in dem Konſiſtorium verhandelt worden? Grüneiſen wollte anfangs von nichts wiſſen; doch beſann er ſich einige Augenblicke, und ſagte dann, Etwas ſei doch vorgekommen, einer von den Konſiſtorialräthen habe den Antrag geſtellt, ob es nicht gut wäre, den Landesherrn zu bitten, einen in Stuttgart anweſenden fremden Schauſpieler aus der Stadt zu weiſen, der Menſch ſei kein eigentlicher Schauſpieler, ſondern er habe einen Bund mit dem Teufel, vermöge deſſen er ſich in jede Perſon, welche er auf dem Theater zu ſpielen ſcheine, verwandele; es ſei hierauf zur Abſtimmung gekommen, der Antragſteller ſei mit ſeinem Antrag durchgefallen, und beſonders habe ſich der Direktor des Konſiſtoriums des verdächtigen Schauſpielers angenommen, ſo wie bei dieſer Gelegenheit des Theaters überhaupt, vorausgeſetzt, daß immer moraliſche Stücke aufgeführt werden, wie z. E. die Zauber=

flöte, wo ihm beſonders Saraſtro gefalle, von dem es nur Schade ſei, daß er ein Heide und kein proteſtantiſcher Geiſtlicher ſei, als welcher er ohne Anſtand zu einer Prälatur empfohlen werden könnte. — Hatte dieſes Kompliment Iffland höchlich geſchmeichelt, ſo wurde das Vergnügen des großen Mimikers noch höher dadurch geſteigert, daß Grüneiſen bei ſeiner Relation die Stimmen der Konſiſtorialräthe auf das täuſchendſte nachmachte. Iffland konnte ſich über dieſes Talent Grüneiſens nicht genug verwundern, nur ein Ohrenzeuge, ſagte er, könne an die Möglichkeit eines ſolchen Talents glauben. Dieſer Ausſpruch war die Loſung, das ganze Konſiſtorium ſprechen zu laſſen, erſt einzeln, dann zuſammen, zuletzt ſingend, indem Grüneiſen ſämmtliche Konſiſtorialräthe, um einen Freiheitsbaum herumtanzend, ein Freiheitslied ſingen ließ, wobei ſogar die einzelnen Stimmen deutlich zu unterſcheiden waren. Das Luſtigſte dabei war, daß auch einer der Konſiſtorialräthe ſich in der Geſellſchaft befand, Grüneiſen gerade gegenüber ſaß, wie die Stimmen ſeiner Kollegen, auch ſeine eigene mit Wohlgefallen hörte, aber ſich ſchlafend ſtellte, ohne dabei ſeine lächelnde Miene in die ruhige eines Schlafenden umwandeln zu können. — Nach Grüneiſen ließ Haug ſeine Kunſt hören. Iffland bewunderte ihn nicht weniger, als Grüneiſen, und als zuletzt beide, bald dieſe bald jene Stimme nachahmend, zuſammen ſprachen, ſo wollte das Beifallrufen und Lachen kein Ende nehmen. — Endlich wurde auch Iffland aufgefordert, eine Probe von ſeiner Kunſt zu geben. Er that es mit Vergnügen, und gab uns einen Dialog zwiſchen zwei Juden, einem gebildeten und einem unwiſſenden, wo der erſtere dem letztern die Geſchichte des jüdiſchen Volks erzählte. Beide ſprachen jüdiſch-deutſch, aber jeder in einem ganz verſchiedenen Dialekt, und eben ſo verſchieden war auch ihre Mimik, beſonders aber der Ausdruck des Erſtaunens, als der Unwiſſende hörte, daß die Juden einmal Könige gehabt hätten. Die Geſellſchaft blieb beiſammen bis ſpät in die Nacht, und ich darf wohl ſagen, daß ich nie in einer Geſellſchaft mehr gelacht habe, und überhaupt vergnügter geweſen bin, als in dieſer. Ich habe nachher Iffland mehrmal ſowohl in Stuttgart, als in Ludwigsburg, ſpielen ſehen, und wie ich ihn als Schauſpieler bewundert hatte, ſo lernte ich ihn auch als Dramaturgen ſchätzen, indem ich ein paar Mal Gelegenheit hatte, ihn auch über die Kunſt ſprechen zu hören.

Ich habe oben von dem großen Intereſſe geſprochen, welches ich, ſo wie die meiſten meiner jungen Freunde, an der franzöſiſchen Revolution genommen. Allerdings hat ſich dieſes Intereſſe um vieles vermindert, ſeit ich mit Schillers Anſicht der Revolution bekannt worden. Auch hatte ich indeſſen alle Gräuel derſelben in Frankreich, und in Deutſchland alle Schreckniſſe und Abſcheulichkeiten des Revolutionskrieges genugſam erkannt. Aber ich gab deswegen die Hoffnung eines endlichen beſſern Erfolgs nicht auf. Ebenſo wenig thaten dies auch meine Freunde, ſowohl in Ludwigsburg als in Stuttgart. Bei allem Abſcheu, den wir vor den Gewaltſtreichen der Machthaber, und den Scheußlichkeiten des Volks in Paris hatten, konnten wir doch nicht umhin, die Energie der franzöſiſchen Nation, die ungeheure Kraft, die ſie entwickelte, die Tapferkeit der franzöſiſchen Heere, ihre beiſpielloſen Siege, und mehr als Alles, die Thaten des größten ihrer Helden, des Generals Buonaparte, zu bewundern. Wir ſprachen daher unſere Bewunderung bei allen Gelegenheiten unverholen aus, und auch mitten im Krieg ſelbſt, wo wir alles Ungemach deſſelben erfuhren, vertheidigten wir die Sache der Franzoſen, ſo gut wir konnten, und behandelten die Soldaten und die Officiere, die bei uns einquartiert wurden, oder ſonſt in nähere Berührung mit uns kamen, als unſere Freunde. So war es nicht nur in Ludwigsburg, ſo war es auch in Stuttgart, ſo war es überhaupt mehr oder weniger im ganzen Lande. Natürlich konnte dieſe Stimmung der Regierung nicht gleichgültig ſein; aber was konnte ſie dagegen thun, ſo lange die Franzoſen im Land waren? Sie mußte die Franzoſenfreunde reden laſſen, und warten, bis ſie gegen ſie thätig einſchreiten konnte. Die Gelegenheit dazu gab ſich bald. Die franzöſiſche Armee hatte das Land geräumt; aber es hielten ſich in Stuttgart einzelne Franzoſen auf, welche man für Emiſſäre hielt. Man gab genau Acht, wer von Stuttgart, von Ludwigsburg, oder ſonſt woher, mit ihnen in Verbindung getreten war, und ehe man ſichs verſah, wurden die Verdächtigen feſtgenommen, ſelbſt Nachts aus dem Bette geholt, und auf die Feſtung Hohen-Aſchberg geſetzt, ohne ihnen zu ſagen, warum. Unter den Gefangenen waren auch einige meiner Bekannten und Freunde, und weil auch ich einer von denen war, welche die Sache der Franzoſen bei jeder Gelegenheit in Schutz genommen hatten, ſo fürchtete ich, daß bei den fortdauernden Gefangennehmungen der Franzoſenfreunde

früher oder ſpäter auch die Reihe an mich kommen würde. Meine Frau hatte daher meine Sachen ſchon zuſammengepackt, weil ſie alle Tage fürchtete, daß ich, wie mein Freund Bunz und Andere, in der Nacht aus dem Bette geholt werden könne. Allein es handelte ſich bei dieſen Gefangennehmungen der Franzoſenfreunde, wie mir der die Unterſuchung führende Miniſter von Norrmann geſagt hatte, nicht davon, daß ſie zu Gunſten der Franzoſen geſprochen, ſondern davon, daß ſie zu ihren Gunſten gehandelt hätten. Das Letztere hatte ich nie gethan; ich hatte weder einen der vermeintlichen franzöſiſchen Emiſſäre geſehen, noch viel weniger geſprochen, und eben ſo wenig hatte ich auch je einen Brief geſchrieben, der mich bei der Regierung hätte verdächtig machen können. Aber ich glaubte doch der Verſicherung des Miniſters nicht ganz, und noch weniger glaubte derſelben meine Frau. Sie packte daher den Koffer nicht wieder aus, und auch ich war noch nicht außer aller Sorge, als ich auf einmal ganz unerwartet von aller Beſorgniß befreit wurde. Ich war nämlich nach Stuttgart gereiſt, um in Schillers Maria Stuart Iffland als Graf Leiceſter ſpielen zu ſehen. Meine Aeltern waren, wie ſchon bemerkt, nicht mehr in Ludwigsburg, ſondern in Stuttgart, und ich hatte mich eben mit ihnen zu Tiſch geſetzt, als ich durch Eſtaffette von Ludwigsburg einen Brief erhielt, worin mir von dem Herzog befohlen war, mich unverzüglich auf die Feſtung Hohen-Aſchberg zu begeben, um den daſelbſt befindlichen Staatsgefangenen, gefährlich erkrankten Oberſt von Wolf zu beſuchen. Dieſem unmittelbaren Befehl des Herzogs zufolge ließ ich ſogleich einſpannen, fuhr auf dem nächſten Weg nach Hohen-Aſchberg, beſuchte den kranken Oberſt, und ehe ich ſelbſt nach Ludwigsburg gekommen war, hatte der Herzog meinen Rapport von dem Befinden des Oberſt bereits in Händen. Nach meiner Ankunft in Ludwigsburg erzählte mir meine Frau, gleich nach meiner Abreiſe nach Stuttgart ſei ein Hofbedienter gekommen, der mir hätte ſagen ſollen, daß ich auf Befehl des Herzogs mich ungeſäumt zu dem kranken Oberſt von Wolf begeben ſoll, ſie hätte dem Bedienten geſagt, daß ich nach Stuttgart gereiſt ſei, und vor Nacht nicht zurückkommen werde, wenn daher die Sache Eile habe, möge der Herzog einen andern Arzt zu dem Oberſt von Wolf abſchicken. Der Hofbediente meldete dies, der Herzog wurde davon in Kenntniß geſetzt, aber ſtatt einen andern Arzt nach Hohen-Aſchberg zu ſchicken, befahl er, mich durch Eſtaffette dahin zu beordern,

mit dem Beiſatz, daß, wenn er einen andern Arzt, als mich, hätte haben wollen, er ihn ſchon zu finden gewußt hätte. So wurde ich nun, ſtatt als Staatsgefangener auf die Feſtung geſetzt zu werden, Arzt der Staatsgefangenen, denn ſo oft ein ſolcher erkrankte, mußte ich auf Befehl des Herzogs von der Feſtungs-Kommandantſchaft zu demſelben gerufen werden.

Nicht lange nach dieſem Vorgang erhielt ich ganz unerwartet einen für mich und meine Frau gleich erfreulichen Beſuch von einer Dame, welche ich während der Anweſenheit meines Freundes Schiller in Ludwigsburg kennen gelernt hatte. Es war die Frau Geheimeräthin von Wolzogen, die Gemahlin eines andern lieben Jugendfreundes von mir, deren ich ſchon früher als einer Frau von Beulwiz erwähnt habe. Sie war begleitet von ihrem einzigen Sohn, einem Knaben von ungefähr ſechs Jahren, deſſen Hofmeiſter, und einer Kammerjungfer. Ihr Beſuch bei uns ſollte einen vollen Monat dauern, und um uns gegenſeitig nicht zu genieren, wurde ausgemacht, daß wir nur des Mittags bei Tiſch, und Abends bei'm Thee und Abendeſſen zuſammenkommen wollten, Vormittags aber jedes ſeinen Geſchäften nachgehen ſollte. Dieſes Geſetz wurde auf das pünktlichſte befolgt, ja ſeine Befolgung ſogar übertrieben, indem beide Frauen, wenn ſie Vormittags ſich zufällig begegneten, ſich nicht einmal begrüßten, ſondern als ſähen ſie ſich nicht, an einander vorübergingen. Die Verfaſſerin des ſchönen und geiſtreichen Romans: Agnes von Lilien, ſchrieb jetzt gerade an ihrem neuen Roman: Walter, und widmete demſelben den größten Theil ihrer Vormittagsſtunden, während meine Frau ihre Hausgeſchäfte beſorgte. Mittags bei Tiſch kamen wir zuſammen, Nachmittags machten wir unſere Spaziergänge, beſahen dieſes oder jenes, machten da und dort Beſuche, und am Abend bei'm Thee war unſer gewöhnlicher Geſellſchafter Diakonus Conz, welcher die Frau von Wolzogen ſchon früher kennen gelernt hatte. Aus der litterariſchen Welt, in welcher Conz ganz lebte, hatte er jederzeit etwas zu referieren, wovon er glaubte, daß es intereſſant ſein würde. So unterhielt er uns unter anderem auch einmal mit dem Roman: Der gehörnte Siegfried, wobei auch ſeine Frau zugegen war. Sie ſaß der Frau von Wolzogen gerade gegenüber, die ſich während des ganzen Referats des Lachens nicht enthalten konnte. Conz, in der Meinung, dieſes Lachen gelte dem gehörnten Siegfried, fuhr um ſo

eifriger in ſeinem Referat fort. Aber Frau von Wolzogen lachte nicht über den gehörnten Siegfried, ſondern über die Balggeſchwulſt an der Stirne der ihr gegenüber ſitzenden Frau, welche ihr wie ein eben hervorſproſſendes Horn vorkam.

Solche Späße kamen faſt alle Abende vor; aber noch öfter war unſere Unterhaltung ernſthafter Art, und weit der häufigſte Gegenſtand derſelben war Schiller und ſeine Familie. Ich wollte Alles, was ihr bekannt war, auf das genaueſte wiſſen, und insbeſondere intereſſierte mich ſein Verhältniß mit Göthe, mit welchem er jetzt viel näher zuſammen gekommen war, als früher. Sie gab mir über Alles die befriedigendſte Auskunft, ſagte mir aber auch, wie ſehr ſich Schiller für mich intereſſiere, wie oft er von mir ſpreche, wie oft er ſeines im Jahr 1793 gemachten Beſuchs in Ludwigsburg gedenke, und wie ſehr er wünſche, daß ich dem Rath, den er mir damals gegeben, mich um ein Profeſſorat auf einer Univerſität zu bewerben, bald möglichſt folgen möge. Er glaubte, daß ich mein Augenmerk vorzüglich auf Jena richten ſolle, nicht allein weil ich da wieder mit ihm zuſammen käme, ſondern auch weil ich, wenn mir das Univerſitätsleben nicht mehr gefallen ſollte, nach dem Tod des Hofraths Starke leicht herzoglicher Leibarzt in Weimar werden könnte. Ich hatte die Gründe, aus welchen er mir dieſen Rath gab, wohl überlegt, ich mußte ihnen meinen Beifall geben, und hatte mich auch von jener Zeit an wieder mehr mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden beſchäftigt; allein ich war meines praktiſchen Lebens bereits zu gewohnt geworden, als daß ich mich ſo leicht davon hätte losreißen können. Es mußten noch mehrere Motive zuſammen kommen, um mich zu dieſem Schritt zu beſtimmen, und dieſe Motive fanden ſich wirklich.

Ich habe ſchon erwähnt, daß mein Verhältniß zu dem Prinzen Friederich Wilhelm nach der Blattern=Impfgeſchichte ſich um vieles beſſer geſtaltet hat, als es früher war. Ich ſah ihn oft als damaligen Erbprinzen*) in dem von Mauclerſchen Hauſe, und wie er ſich als Erbprinz immer gnädig gegen mich bezeigt hatte, ſo that er dies auch als regierender Herr**). Auch war ich gewiß, daß

*) Er wurde Erbprinz im Jahr 1795, wo ſein Vater Friederich Eugen die Regierung angetreten hatte.

**) Er trat die Regierung als Friederich der Zweite in dem Jahr 1797 an.

er von mir auch als Arzt eine günſtige Meinung habe. Außer den guten Dienſten, welche ich der von Mauclerſchen Familie geleiſtet hatte, und von welchen er ſelbſt Zeuge war, ſchien ich mich ihm vorzüglich durch eine Kur empfohlen zu haben, die ich an dem Schloßkaſtellan Burniz in Ludwigsburg gemacht hatte, welcher an einer ſchon weit fortgeſchrittenen Luftröhrenſchwindſucht litt. Die Aerzte, welche den Kaſtellan behandelten, zweifelten an ſeiner Rettung, die Beſorgniſſe der Aerzte verbreiteten ſich am Hof, bald theilte ſie auch der Herzog, und dieſer hatte bereits ſeine Stelle einem andern zugeſagt, als er erfuhr, es gehe mit dem Befinden des Kaſtellans wieder ſo gut, daß an ſeiner gänzlichen Wiederherſtellung kein Zweifel mehr ſei, welche auch wirklich bald darauf erfolgte. Es iſt möglich, daß dem Herzog beigebracht worden, der Kaſtellan habe ſeine Heilung vielmehr ſeiner guten Konſtitution, als meiner Kunſt, zu danken, und was meiner Vermuthung einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit gab, war, daß ich bei der bald darauf erfolgten Krankheit des Grafen von Zeppelin, ſeines Jugendfreundes und Lieblings, nicht beigezogen wurde. Der Arzt, der ihn behandelte, war Hopfengärtner, zwar der würdige Sohn ſeines großen Vaters, aber doch ein viel jüngerer Arzt, als ich. Der Graf lag an einem typhöſen Fieber darnieder, das anfangs nicht bedenklich ſchien, und Hopfengärtner behandelte ihn allein; erſt als die Krankheit gefährlicher geworden, wurden noch andere Aerzte beigezogen, unter denen ich nicht war, obgleich die Gemahlin des Herzogs auch meinen Beirath wünſchte, aber mit den Worten von ihm abgewieſen wurde, der Kranke ſei verloren, er habe der Aerzte genug, und noch einen beizuziehen wäre überflüſſig. — Ich kann nicht läugnen, daß mich dieſe Hintanſetzung verdroß. Bei der günſtigen Meinung, welche der Herzog als Arzt von mir zu haben ſchien, war es natürlich, daß mir der Gedanke oft kam, ich könnte früher oder ſpäter Leibarzt des Herzogs werden, und was mich noch mehr bewog, dieſem Gedanken Raum zu geben, war, daß ich in der Folge öfters auf Befehl des Churfürſten *) Kranke aus ſeiner Umgebung mit behandeln mußte, wie z. B. die damalige Verwalterin auf ſeiner Meierei in Ludwigsburg, die an der Waſſerſucht litt, und an deren Wiederherſtellung dem Churfürſten ſehr viel gelegen war. Die Verwalterin war eine

*) Der Herzog wurde Churfürſt im Jahr 1801.

ledige Weibsperſon, ſchon ziemlich bei Jahren, und die Aerzte, die ſie behandelten, waren die Leibärzte des Churfürſten Düvernoy und Hardegg. Die Meierei ſtand unter der Oberaufſicht des Garten-Intendanten, Hofraths Döring, deſſen Hausarzt ich war. Als ich ihn zufällig beſuchte, hatte er eben aus Stuttgart ein Schreiben des Churfürſten erhalten, in welchem ihm befohlen war, daß er mich unverzüglich auffordern ſolle, mich zu der kranken Meiereiverwalterin zu begeben, ſie gemeinſchaftlich mit den zwei andern Aerzten zu behandeln, und ihm offen zu ſagen, was ich von ihrem Zuſtand halte. Ich beſuchte die Kranke ſogleich, wollte aber für mich allein nichts vornehmen, und erſt am folgenden Morgen kam ich mit den zwei genannten Aerzten zuſammen. Ich erklärte die Kranke für unheilbar, die andern Aerzte erklärten daſſelbe, wie ſie aber hörten, mein Urtheil ſolle von dem Hofrath Döring dem Churfürſten, wie ich es ausgeſprochen, berichtet werden, ſagten ſie, der Churfürſt wiſſe noch gar nichts von Gefahr, er hoffe noch immer das beſte, und man müſſe ihm die Gefahr erſt von ferne zeigen. Damit könne ich nicht übereinſtimmen, erwiederte ich, der Churfürſt verlange, daß ich mein Urtheil geradezu ausſprechen ſoll, das müſſe und werde ich auch thun. Der Bericht des Hofraths war an den Churfürſten abgegangen, unſere gemeinſchaftliche Behandlung der Kranken hatte begonnen, und es waren kaum zehn Tage vorüber, ſo ging es auffallend mit ihr beſſer, ja die Beſſerung ſchritt dergeſtalt vorwärts, daß, wie der Churfürſt ein Paar Wochen darauf nach Ludwigsburg kam, und die Meierei beſuchte, die Verwalterin ihm bei'm Eintritt in das Haus, dem Anſehen nach völlig geheilt, entgegen kam. Der Churfürſt, erfreut darüber, ſagte ihr ſcherzend, daß er, wenn er das nächſte Mal wiederkomme, mit ihr tanzen werde. Theils zu ihrer Pflege, theils zur einſtweiligen Beſorgung ihrer Geſchäfte, hatte die Verwalterin ihre Schweſter kommen laſſen. Der Churfürſt fand in der Meierei Alles in der beſten Ordnung. Er ſpeiſte daſelbſt mit dem Oberſtallmeiſter von Dillen zu Mittag, bezeigte gegen dieſen ſeine Freude über das Beſſerbefinden der Verwalterin, bemerkte aber, daß er demſelben doch nicht ganz traue, da ich ſo beſtimmt erklärt hätte, ſie werde nicht davon kommen, und befahl dem Oberſtallmeiſter, auf den Fall ihres Todes ihre Schweſter, mit welcher er ganz zufrieden

ſei, vorläufig in Pflicht zu nehmen. Die Verpflichtung wurde vorgenommen, die geneſene Verwalterin blieb ein Paar Wochen lang anſcheinend ganz geſund, die Waſſerſucht hatte ſich völlig verloren; aber auf einmal traf ſie der Schlag, nach zwei Tagen ſtarb ſie, und meine Prognoſe war gerechtfertigt.

Es konnte nicht fehlen, dieſes Eintreffen der Prognoſe mußte den Churfürſten in ſeiner guten Meinung von mir um ſo mehr beſtärken, da er an dieſelbe ſchon vor ihrem Eintreffen geglaubt hatte. Aber bei der Beſetzung einer bald hierauf erledigten Leibarztſtelle war von mir keine Rede. Die erledigte Stelle erhielt Hopfengärtner, und als weiterhin wieder einer der Leibärzte ſtarb, rief er mich wieder nicht, ſondern den Sohn des früher verſtorbenen Leibarzts Jäger. Daß der Churfürſt den Sohn Hopfengärtners zum Leibarzt gewählt, iſt leicht erklärlich, da der Vater bei der ganzen fürſtlichen Familie in einem Anſehen geſtanden, in welchem vielleicht nie ein fürſtlicher Leibarzt geſtanden hat, und auch bei Jäger mag das Verdienſt ſeines Vaters um die fürſtliche Familie den Churfürſten bei ſeiner Wahl vorzüglich beſtimmt haben; genug, der Churfürſt dachte nicht daran, mich zu ſeinem Leibarzt zu berufen. Ich blieb, wie zuvor, Phyſikus, und obſchon jene Hintanſetzung an ſich mich nicht ſonderlich ſchmerzte, denn ich wußte zu wohl, was es für eine mißliche Stellung iſt, Leibarzt eines Fürſten zu ſein, und zumal eines Fürſten, wie der Churfürſt, ſo gab es doch keinen Weg für mich weiter zu kommen, als die Berufung zu einer Leibarztſtelle. Ich hatte zwar als erſter Phyſikus in Ludwigsburg über nichts zu klagen, ich hatte eine bedeutende Praxis, ich war beliebt bei'm Publikum, in allen Familien, deren Hausarzt ich war, war ich auch Hausfreund, kurz, ich hatte alle Urſache, mit meiner Lage zufrieden zu ſein. Aber ich war bereits drei und vierzig Jahre alt, ich war einige Male krank geworden, ich hatte ein typhöſes Fieber überſtanden, von welchem ich mich erſt nach mehreren Wochen vollkommen erholte, ich mußte an die Herannäherung der Zeit denken, wo ich die Beſchwerden des praktiſchen Lebens nicht mehr, wie in meinen jüngern Jahren, würde aushalten können, und nichts war daher natürlicher, als daß ich mich an den Rath Schillers erinnerte, mein Phyſikat mit einem Profeſſorat auf einer Univer-

ſität zu vertauſchen, und den Entſchluß faßte, bei der nächſten ſich darbietenden Gelegenheit ſeinem Rath zu folgen.

Nun iſt es freilich eine mißliche Sache, ſich um ein Profeſſorat auf einer Univerſität zu melden. Vokationen gelangen gewöhnlich nur an ſchon auf andern Univerſitäten angeſtellte Profeſſoren, ſehr ſelten an praktiſche Aerzte, es ſei denn, daß ſie ſich auch als Schriftſteller einen bedeutenden Grad von Celebrität erworben haben. Dies war nicht der Fall bei mir. Ich hatte zwar ſchon Verſchiedenes geſchrieben, aber nichts, was mir einen großen Ruf hätte verſchaffen können. Ueberdieß hatte ich mich bereits als einen Anhänger des Brownianismus bekannt gemacht, und wenn dies wahrſcheinlich ein Hauptgrund war, warum der Churfürſt mich nicht zu ſeinem Leibarzt berief, ſo mußte es auch meine Vokation an eine Univerſität erſchweren, da ſich nur die wenigſten Profeſſoren auf unſern deutſchen Univerſitäten zu dieſer neuen Lehre bekannt hatten, oder vielmehr entſchiedene Widerſacher derſelben waren. — Indeſſen eröffnete ſich mir ganz unerwartet eine Ausſicht zu einem Profeſſorat, und zwar auf einer der erſten Univerſitäten Deutſchlands. Durch meine Freunde in Stuttgart war ich nämlich mit dem daſelbſt wohnenden und ſchon oben genannten Legationsrath Huber bekannt geworden. Ich lernte den an Geiſt und Herz gleich trefflichen Mann bald näher kennen, und ſo auch ſeine geiſtreiche, vielſeitig gebildete Frau. Wir kamen öfters in Stuttgart und in Ludwigsburg zuſammen, es knüpfte ſich ein engerer Freundſchaftsbund unter uns, und bald wurde ich ſo vertraut mit dem braven Mann, daß ich kein Geheimniß mehr vor ihm hatte. So ſprach ich denn unverhohlen auch meinen Wunſch gegen ihn aus, Profeſſor auf einer Univerſität zu werden, ſobald ich eine Gelegenheit dazu finden würde. Ich dachte nicht daran, als ich über die Sache mit ihm ſprach, daß ſeine Frau eine Tochter des berühmten einflußreichen Hofraths und Profeſſors in Göttingen ſei; aber er faßte das zu ihm geſprochene Wort auf, und ohne ſich irgend darüber zu äußern, noch viel weniger ſich mir zum Mittler anzubieten, und deshalb an ſeinen Schwiegervater ſchreiben zu wollen, las er einige Wochen ſpäter mir einen Brief von demſelben vor, des Inhalts, es ſei eben ein medieiniſches Profeſſorat in Göttingen erledigt worden, und er ſolle mich fragen, ob ich nicht Luſt zu demſelben hätte. Da die erledigte Stelle, — es war dieſelbe, welche nachher Himly erhielt, — gerade für mich paßte, ſo erklärte ich mich be=

reit zur Annahme derſelben, nur bemerkte ich, daß ich als ein erklärter Brownianer von der medicinischen Fakultät wahrſcheinlich perhorreſciert werden würde. Ich konnte dies mit Recht fürchten, da ich wußte, daß wenigſtens die Mehrzahl der Profeſſoren der Medicin daſelbſt aus altgläubigen Aerzten beſtehe, welche es nicht zugeben würden, daß ein Brownianer in die Fakultät eintrete. Was ich gefürchtet hatte, geſchah. Ich wurde wirklich perhorreſciert, wenigſtens erhielt Huber keinen Brief mehr wegen meiner von ſeinem Schwiegervater, und begreiflich that auch ich von meiner Seite keinen Schritt weiter.

So war es alſo mit Göttingen nichts, Himly kam an die erledigte Stelle. Allein nun erhielt ich einen Brief von Schiller, der mir ſchrieb, es ſei ein Profeſſorat in Jena offen, das ganz für mich paſſe, auch habe er bereits da und dort Schritte für mich gethan, Boder und noch mehrere Profeſſoren ſeien mir günſtig, auch Göthe und Wolzogen ſeien für mich geſtimmt, und ich ſollte mich nur bereit halten, denn meine Berufung werde nächſtens folgen. Der Ruf erfolgte nicht, es waren die Herbſtferien eingetreten, da erhielt ich unvermuthet einen Beſuch von meinem Landsmann Paulus. Dieſer verhehlte mir nicht, daß er von der Univerſitäts-Kuratel in Jena beauftragt ſei, ſich zu erkundigen, ob ich wohl der Mann ſei, der die offene Stelle an der Univerſität ausfüllen werde. Er werde nun, fuhr er fort, an die Kuratel ſchreiben, doch rathe er mir nicht zur Annahme der Stelle, Jena ſei nicht mehr, was es früher geweſen, er ſelbſt ſei geſonnen, Jena zu verlaſſen, eben ſo auch Schelling, und noch einige andere Profeſſoren, dagegen rathe er mir, mich um ein Profeſſorat in Würzburg zu bewerben, was auch ſeine und Schellings Abſicht ſei, und was ich um ſo gewiſſer mit Erfolg thun könne, da der Kurator der dortigen Univerſität mein Jugendfreund, der Graf von Thurheim ſei. Der Vorſchlag leuchtete mir ein, und ich war um ſo geneigter, ihn zu befolgen, da mir Hardegg, der ein volles Jahr in Würzburg ſtudiert hatte, die trefflichen Anſtalten für die Medicin daſelbſt ſo oft geſchildert hatte. Ueberdieß kam auch bald nach Paulus Schelling zu mir, der mir den nämlichen Rath gab. Seine Vorſtellungen brachten meinen Entſchluß zur Reife, und als ich eben im Begriff war, an den Grafen von Thurheim zu ſchreiben, erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mich fragte, ob ich nicht Luſt zu einem

Profeſſorat in Würzburg hätte? Ich beantwortete die Frage ungeſäumt mit Ja, und einige Wochen darauf erhielt ich meine Berufung dahin. Natürlich wurde Schiller hiervon ſogleich benachrichtigt. Er konnte mir nicht übel nehmen, daß ich ein Profeſſorat in Würzburg einem in Jena vorgezogen, er billigte es vielmehr, obſchon es ihm, wie mir, ſehr leid that, daß das Schickſal nicht gewollt, daß wir wieder zuſammen kämen. Da ich den Ruf nach Jena noch nicht erhalten hatte, ſo brauchte ich ihn auch nicht abzulehnen. Die Sache blieb alſo auf ſich beruhen, und ich hatte nun nichts zu thun, als meine Entlaſſung aus den Würtenbergſchen Dienſten bei meinem Landesherrn nachzuſuchen. Die Entlaſſung wurde mir ungern von dem Churfürſten bewilligt, und auch mir fiel es ſchwer, mein Vaterland, meine Familie, und ſo viele Freunde, die ich mir als Arzt, und ich glaube, auch als Menſch erworben hatte, zu verlaſſen. Auch ihnen fiel meine Entfernung aus ihrer Mitte ſchwer. Wie ich von ihnen, nahmen ſie auch von mir Abſchied mit Wehmuth, und am Vorabend meiner Abreiſe gaben ſie mir noch ein Abſchiedsmahl in einem Gaſthof, von welchem auch die vornehmſten Perſonen der Stadt ſich nicht ausſchloſſen.

Drittes Buch.

Am dreißigſten Oktober 1803 reiſte ich von Ludwigsburg ab, begleitet von meiner Frau, welche in der Abſicht mit mir reiſte, die mir angewieſene freie Wohnung in Würzburg anzuſehen, und zur Einrichtung derſelben die erforderlichen Vorkehrungen zu treffen. Schon am frühen Morgen fuhren wir von Ludwigsburg ab, um bald nach Heilbronn zu kommen, wo wir Mittag halten, und ich noch ein Paar Stunden mit meinem Freund Gmelin zubringen wollte. Wir kamen zur rechten Zeit an, ſtiegen im Gaſthof zur Sonne ab, und ich begab mich mit meiner Frau noch vor Tiſch zu Gmelin. Er empfing uns auf das freundlichſte, eben ſo ſeine Frau. Gmelin und ich hatten viel mit einander zu ſprechen. Er freute ſich meiner neuen Laufbahn, wünſchte mir herzlich Glück zu derſelben, und mit Wehmuth ſchieden wir von einander. Gleich nach Tiſch fuhren wir von Heilbronn weg, um noch bei guter Zeit nach Neuſtadt an der großen Linde zu kommen, wo wir übernachten wollten. Der Oberamtmann in Neuſtadt Gol und ſeine Frau, eine Tochter des Bürgermeiſters und meines Freundes Bunz in Ludwigsburg, hatten uns eingeladen, das Nachtquartier bei ihnen zu nehmen, und unſere freundſchaftlichen Verhältniſſe mit der Familie hatten uns bewogen, die Einladung anzunehmen. Als wir in Neuſtadt ankamen, war es bereits Abend geworden. Alles war zu unſerer Nachtherberge bereitet, und bei dem Abendeſſen unterhielten wir uns auf das angenehmſte mit unſern Freunden. Da wir am andern Morgen früh wieder abreiſen wollten, ſo begaben wir uns bald zu Bette. Aber ich war noch nicht eingeſchlafen, ſo kam ein Eilbote von Ludwigsburg an, der mir einen gleich nach meiner Abreiſe daſelbſt eingetroffenen Brief von dem Grafen von Thurheim überbrachte, aus welchem ich vernahm, daß das mir zugedachte Logis in Würzburg noch nicht geräumt ſei, und daß ich mich einſtweilen in einem Gaſthof werde einquartieren müſſen. Solchemnach hatte nun die Mitreiſe meiner Frau keinen Zweck mehr, und es iſt leicht zu erachten, daß ſie dieſes Hinderniß für ein böſes Omen hielt. Nur mit ſchwerem Herzen konnte ſie ihr Vaterland verlaſſen, und

dieſer Umſtand war keineswegs geeignet, ihr die Ausſicht, in einem fremden Lande zu leben, erfreulich zu machen. Indeſſen beruhigte ſie ſich, weil ſie mich heiter ſah, und wie hätte ich auch über jene Nachricht verdrießlich ſein ſollen, da ich wußte, daß mein Freund Thurheim mir meinen künftigen Aufenthalt in Würzburg auf alle Weiſe angenehm zu machen ſuchen würde. Es wurde alſo ausgemacht, daß meine Frau wieder nach Ludwigsburg zurückreiſen, und ich meine Reiſe nach Ludwigsburg allein fortſetzen ſollte. Wir fuhren zu gleicher Zeit von Neuſtadt ab, ſie zurück nach Ludwigsburg, ich vorwärts nach Würzburg. In Mergentheim wollte ich mein Nachtquartier nehmen, und ich kam daſelbſt früh genug an, um noch das ſchöne Schloß und den ſchönen Garten des Deutſchmeiſters, ſo wie das Städtchen ſelbſt, zu beſehen.

Auf dem Wege von Mergentheim nach Würzburg hielt ich Mittag in dem Dorf Großrinderfeld, wo ich zwei Studenten von Würzburg antraf, welche eben im Begriff waren, dahin zurückzukehren. Das Wetter war ſtürmiſch und regneriſch, und weil ich ganz allein war, ſo bot ich den Studenten Platz in meinem Wagen an. Sie nahmen das Anerbieten an, und weil mich nichts mehr intereſſierte, als etwas von Würzburg zu hören, ſo leitete ich als bald darauf das Geſpräch. Die Studenten waren Juriſten, und konnten mir daher weniger über die medieiniſche Fakultät ſagen. Sie ſprachen über den Zuſtand der Univerſität blos im Allgemeinen, ſagten mir, daß die baieriſche Regierung große Veränderungen mit derſelben vorhabe, daß ſie dieſelbe zu einer der erſten Univerſitäten Deutſchlands erheben wolle, daß auch eine Fakultät für die proteſtantiſche Religion errichtet werden ſolle, und daß bereits mehrere Gelehrte aus dem Ausland berufen worden ſeien. Als ſolche nannten ſie Hufeland für die juridiſche, Paulus für die theologiſche, und Schelling für die philoſophiſche Fakultät. Auch für die medieiniſche Fakultät, fuhren ſie fort, ſei ein Ausländer gerufen worden, aber ſie wiſſen nicht, woher, und wie er heiße. Begreiflich ſagte ich ihnen nicht, daß ich dieſer Ausländer ſei, und ſie ahneten auch nicht, daß ich einer von den berufenen fremden Profeſſoren ſei. So kam ich, von ihnen unerkannt, Abends in Würzburg an, und als ich ſie bei'm Abſchied fragte, in welchem Gaſthof ſie mir auszuſteigen riethen, nannten ſie mir den Gaſthof zum Kleebaum, und ich folgte ihrem Rath um ſo

lieber, da mir auch der Poſtillon dieſen Gaſthof vor andern empfohlen hatte.

So ſtieg ich alſo in dem Gaſthof zum Kleebaum ab, und ließ mir, um ungeſtört arbeiten zu können, ein nach dem Hof gelegenes Zimmer anweiſen, in welchem ich mich ganz wohl befand. Gewöhnlich ſpeiſte ich an der table d'hôte, und machte da allerlei intereſſante Bekanntſchaften, namentlich mit zwei Brüdern von Zobel, beide geiſtlichen Standes, aber ſehr verſchieden von einander, der eine ein feiner, eleganter Mann, der andere ohne Façon und ein großer Eſſer. Das Eſſen im Gaſthof war gut, noch beſſer der Wein, doch war er mir, da ich den ſchwächern Neckarwein gewohnt war, zu ſtark, und ich durfte daher nur wenig trinken. Eben ſo ging es mir auch mit dem geſalzenen Weizenbrod, da ich das ungeſalzene Dinkelbrod gewöhnt war. Uebrigens dauerte mein Aufenthalt in dem Gaſthof nicht lange. Das adelige Seminarium, in welchem ich die mir zugedachte freie Wohnung erhalten ſollte, war aufgehoben, das Haus wurde geräumt, die Einrichtung deſſelben für mich, Paulus und Schelling war angeordnet, und die Anordnung bald ſo weit vollzogen, daß wir unſere Wohnungen beziehen konnten.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich gleich nach meiner Ankunft in Würzburg Beſuche bei den Profeſſoren machte, mit welchen ich in der Folge zuſammen leben ſollte. Außer Siebold, dem Vater, kannte ich keinen, weder ſeine zwei Söhne, von welchem der ältere Profeſſor der Chirurgie, der jüngere Profeſſor der Geburtshülfe war, noch einen andern der Profeſſoren von der Fakultät. Den alten Siebold beſuchte ich zuerſt. Mit Vergnügen erinnerte er ſich unſerer frühern Bekanntſchaft, freute ſich, daß wir nunmehr Kollegen ſeien, und ſeine erſte Frage an mich war, ob ich die vielen Stelzfüße geſehen hätte, die in Würzburg zu ſehen ſeien, zum Beweis, wie ſehr die Chirurgie in Würzburg blühe. Wie von Siebold wurde ich auch von ſeinen beiden Söhnen, wie überhaupt von allen Profeſſoren der Fakultät, Döllinger, Pickel, Heilmann und Thomann freundlich empfangen, nur der letztere ſchien etwas verlegen, ohne Zweifel, weil er der einzige war, der an mir einen Rival vermuthen konnte.

Bald nach mir waren auch Paulus und Schelling in Würzburg angekommen, und ihre Ankunft war mir um ſo erwünſchter, da ich, ungeachtet der Freundſchaftsverſicherungen meiner Kol-

legen, doch im Grunde noch Niemand in Würzburg hatte, an den ich mich mit Vertrauen hätte anſchließen können, als dieſe Landsleute. Sie ſind Würtenberger, und die Würtenberger mögen in der Welt zuſammen kommen, wo ſie wollen, ſo begegnen ſie ſich als Freunde, und halten als ſolche zuſammen, und meiſtens feſter, als in dem Vaterland ſelbſt.

Da der Graf von Thurheim bei meiner Ankunft in Würzburg ſich eben mit ſeiner Familie in Bamberg befand, wo er wegen Geſchäften länger verweilen mußte, ſo wollte ich nicht ſäumen, ihn dort zu beſuchen, und ich war eben im Begriff, dahin zu reiſen, als ich einen Brief von ihm erhielt, worin er mich einlud, ungeſäumt nach Bamberg zu kommen und Schelling mitzubringen, weil er über die vorzunehmenden Einrichtungen der Univerſität ſich mit uns zu beſprechen wünſchte. Eine lange Reihe von Jahren war verfloſſen, ſeit ich ihn nicht mehr geſehen hatte, aber ſeine Geſinnungen gegen mich waren unverändert dieſelben geblieben, deren ich mich, als ſein Mitzögling in der Akademie zu Stuttgart zu erfreuen gehabt hatte. Er empfing mich als ſeinen alten Jugendfreund, und eben ſo freundlich empfing mich auch ſeine Gemahlin. Sie benahm ſich gegen mich, als ob ſie mich ſchon längſt gekannt hätte. Das Wohlwollen des Grafen gegen mich war auch auf ſie übergegangen, und gleich bei'm Eintritt in ihr Zimmer ſagte ſie mir, daß auch ſie mich ſehr gern in Würzburg ſehe, indem ſie mich längſt als einen der geliebteſten Freunde ihres Gemahls kenne, wie denn auch ſein erſtes Wort nach der Uebernahme der Univerſitäts-Kuratel geweſen ſei, nun müſſe auch ſein alter Jugendfreund nach Würzburg berufen werden.

Schon vor meinem Beſuch in Bamberg hatte ich erfahren, daß der Graf von Thurheim den Plan habe, die Univerſität von Würzburg nach Bamberg zu verlegen; allein es war noch nichts verlautet, ob die Regierung den Plan genehmigt habe oder nicht. Schelling war ſehr dafür, ich, eben ſo fremd in Würzburg, als in Bamberg, konnte darüber nicht urtheilen. Indeſſen hatte mir Schelling die Sache ſo plauſibel vorgeſtellt, und mich insbeſondere auf das vortreffliche allgemeine Krankenhaus in Bamberg, welchem das Julius-Spital in Würzburg in jeder Beziehung weit nachſtehe, aufmerkſam gemacht. Aber wie wir nach Bamberg kamen, war die Sache bereits entſchieden, die Verlegung der Univerſität nach Bamberg war von der Regierung verworfen worden, die Univer-

ſität ſollte einmal für allemal in Würzburg, wo ſie fundiert ſei, bleiben, und es kam nun blos darauf an, wie die von der Regierung beſchloſſenen neuen Einrichtungen bei der Univerſität auf das zweckmäßigſte auszuführen ſeien. Im Allgemeinen war der Plan zu denſelben von der Regierung vorgezeichnet, der Graf von Thurheim hatte blos die Details zu beſorgen, und dazu ſollten Schelling und ich mitwirken. So unerfahren in Univerſitätsangelegenheiten, wie ich damals noch war, konnte ich wenig dabei thun, dagegen fand ſich der ungleich erfahrenere Schelling ganz an ſeinem Platz, und es iſt unläugbar, daß ihm auch in dieſer Beziehung die Univerſität ſehr viel zu danken gehabt hat.

Unſer Aufenthalt in Bamberg dauerte zwei Tage, und wir waren täglich bei dem Grafen von Thurheim zu Tiſch. Schon am erſten Tag war Marcus eingeladen, und ich war ſehr erfreut, den Mann, zu deſſen Ruhm mir Schelling ſo vieles geſagt hatte, perſönlich kennen zu lernen. Ich fand Alles wahr, was Schelling geſagt hatte, einen Mann von Geiſt, von großem praktiſchen Talent, und einen ſehr angenehmen Geſellſchafter. Ich beſuchte mit ihm das Krankenhaus, deſſen Einrichtung ganz ſein Werk war, und ich mußte geſtehen, daß das Julius-Spital in Würzburg weit hinter ihm zurückſtehe. Weniger, als das Krankenhaus ſelbſt, gefiel mir ſein Verfahren am Krankenbette, und beſonders ſein Krankenexamen, welches er gemeinſchaftlich mit dem Medicinalrath Kilian, der kürzlich von Jena nach Bamberg berufen worden, vornahm. Es kam mir viel zu umſtändlich vor, und bei aller Umſtändlichkeit führte es doch zu keinem um ſo ſicherern Reſultat. Zum Beweis will ich nur ein einziges Beiſpiel anführen. Es war ein Landsmann von mir, welcher eben erſt in das Krankenhaus war aufgenommen worden, ein geborener Würtenberger, mit welchem das gemeinſchaftliche Krankenexamen vorgenommen wurde. Die Form der Krankheit ſchien mir nicht im mindeſten zweifelhaft. Es war eine rheumatiſche Bruſtentzündung, und kein Zeichen vorhanden, woraus man hätte auf eine damit verbundene Affektion der Lunge, oder auch nur des Rippenfells, ſchließen können. Indeſſen ſollte das Daſein oder Nichtdaſein dieſer Verbindung auf das gewiſſeſte ausgemittelt werden, und es wurde dabei ſo weitläufig zu Werk gegangen, daß das Examen beinahe eine Stunde dauerte, ohne daß die beiden Kliniker ins Klare kommen konnten. Haben ſie, wie es mir

ſchien, bei dieſer Weitläuftigkeit die Abſicht gehabt, den großen Ruf, in welchem ſie als Kliniker ſtanden, oder zu ſtehen glaubten, auch vor mir zu bewähren, ſo haben ſie ihre Abſicht nicht erreicht. So weitläuftig darf kein Krankenexamen ſein, und wenn man es gar pro forma ſo weitläuftig macht, ſo iſt es thöricht und lächerlich. Der Gehülfe der beiden Kliniker, ein alter, am Krankenbette grau gewordener, geſchickter derber Mann, der ſich über das lange, zu keinem Reſultat führende Examen ärgerte, aber bisher ſtillſchweigend zugehört hatte, ſagte auf einmal ganz trocken: „Es iſt Mittageſſenszeit, meine Herren, wir wollen jetzt aufhören, nach Tiſch will ich den Kranken allein vernehmen, und ſchon herauskriegen, was ihm fehlt.“ Wirklich examinierte Nachmittags der Gehülfe den Patienten allein, und wie er am Abend den beiden Klinikern über den Erfolg des Examens referierte, ſo waren ſie einverſtanden, daß die Krankheit eine einfache rheumatiſche Bruſtentzündung ſei. — Indeſſen bin ich weit entfernt, Marcus ſein großes praktiſches Talent hiermit ſchmälern zu wollen, und wenn er glaubte, daß es keinen größern Kliniker gebe, als ihn, ſo nehme ich es ihm nicht übel. Um ſo mehr aber verdenke ich ihm, daß er, im Glauben an ſeine Vorzüglichkeit, die Hauptperſon war, welche den Grafen von Thurheim zu der Idee, die Univerſität von Würzburg nach Bamberg zu verlegen, veranlaßt hat. Er wollte Profeſſor der Klinik an der Univerſität werden, und weil er wegen ſeiner anderweitigen Verhältniſſe nicht von Bamberg wegziehen konnte, ſo ſollte die Univerſität zu ihm nach Bamberg kommen. Marcus iſt längſt todt, und ich enthalte mich, noch von andern Intriguen zu ſprechen, welche er, nachdem ihm ſeine Abſicht fehlgeſchlagen, gegen die Univerſität, und inſonderheit auch gegen mich, geſpielt hat.

Nach meiner Zurückkunft nach Würzburg war die Freude meiner Kollegen groß, als ſie von mir vernahmen, daß die Univerſität nicht nach Bamberg verlegt werde. Sie wären alle ſehr ungern dahin gezogen, beſonders aber die Sieboldſche Familie, die in Bamberg nicht mehr, wie Richter ſie nannte, die Academia Sieboldiana geweſen wäre. Auch ich ſelbſt war froh, daß die Univerſität in Würzburg blieb. Stand das Julius-Spital in Würzburg auch weit hinter dem allgemeinen Krankenhaus in Bamberg zurück, ſo fehlte es doch in jenem eben ſo wenig an Kranken aller Art, als in dieſem. In dem einen, wie in dem andern, konnte der kliniſche Unterricht

gleich gut gegeben werden, und es war kein Grund vorhanden, warum Thomann von Marcus hätte verdrängt werden ſollen. Thomann war ein ſehr guter Kopf, und am Krankenbette ſo gewandt, als Marcus, und wenn ihm vorgeworfen worden, daß er der Erregungstheorie huldige, ſo trifft dieſer Vorwurf auch Marcus, der ebenfalls ein Erregungstheoretiker war, nur daß er, was Thomann auch vielleicht gethan hätte, ſich als einen Anhänger der Schellingſchen Naturphiloſophie bekannte, die eben ihren Kulminationspunkt zu erreichen im Begriff war.

Da die Vorleſungen auf der Univerſität erſt mit dem Monat December ihren Anfang nehmen ſollten, ſo hatte ich hinlänglich Zeit, mich zu denſelben vorzubereiten. Ich that dies ſchon in meinem Gaſthof zum Kleebaum, aber mit mehr Muße konnte ich es in meiner neuen Wohnung thun, deren Einrichtung bald ſo weit gediehen war, daß ich ſie wenigſtens für meine Perſon beziehen konnte. Ich verließ alſo den Gaſthof, und kam blos noch als Koſtgänger dahin. Aber in dem großen Gebäude, das ich bezogen hatte, war ich ganz allein, blos der Thorwart wohnte darin, und dieſes Einſamſein in einem ſo großen alten Gebäude hatte wirklich etwas Schauerliches. Indeſſen befand ich mich ganz behaglich in demſelben, ich ſchlief auch recht gut, nur wurde ich öfters aufgeweckt von der am Eingang in die Thorwartswohnung befindlichen Glocke, und da dieſe gerade ſo tönte, wie meine Hausglocke in Ludwigsburg, ſo glaubte ich bei'm erſten Erwachen immer, ich ſei in Ludwigsburg, und oft ſtand ich auf, um zu hören, wohin ich gerufen werde. Nur ein einziges mal wurde ich ernſtlich erſchreckt. Ein ſonderbares Geräuſch in dem Schlott meines Schlafzimmers weckte mich aus dem Schlaf. Im erſten Augenblick dachte ich an Diebe; aber der feſt verſchloſſene Eingang in das Gebäude machte das Eindringen eines Diebes unmöglich. Ich ſtand auf, machte Licht und leuchtete hinauf in den Schlott. Es war ein junger Thurmfalke, welcher in den Schlott hinabgefallen war. Ich machte mich ſeiner habhaft, ſetzte ihn in mein Arbeitszimmer und am andern Morgen entließ ich ihn zu ſeinen Kameraden, welche auf dem Thurm der nahe gelegenen Neubau-Kirche hauſeten.

Den größten Theil des Tages brachte ich mit der Vorbereitung zu meinen hiernächſt zu beginnenden Vorleſungen zu. Meine Mußeſtunden benutzte ich zu Beſuchen bei meinen Landsleuten Paulus und Schelling, welche noch in ihren Gaſthöfen wohnten, und bei

meinen Kollegen, welche näher kennen zu lernen mir eine Hauptangelegenheit war. Von dem Vater Siebold habe ich ſchon geſprochen. Er hatte ſich, ſeit ich ihn in Ludwigsburg geſehen, auffallend alt gemacht, und beſonders ſchienen mir ſeine Geiſteskräfte merklich nachgelaſſen zu haben; nur wenn er auf die operative Chirurgie zu ſprechen kam, wurde ſein Geiſt lebendiger, obſchon er jetzt keine Operation mehr verrichtete. Er hatte dies ſeinem ältern Sohn Barthel überlaſſen, ſo wie dieſer auch ſeine Stelle als Profeſſor der Anatomie vertrat. Barthel war ein ſehr guter Kopf, und als Chirurg ein würdiger Sohn ſeines Vaters, nur ſchien er mir etwas bequem, nicht ſehr geneigt, in ſeiner Kunſt große Fortſchritte zu machen, und etwas roh in ſeinen Sitten. Sein jüngerer Bruder Elias, Profeſſor der Geburtshülfe, war ein minder guter Kopf, aber ausgezeichnet geſchickt in ſeinem Fach, dabei fleißig in ſeinen Studien, angenehm im Umgang, überall beliebt, und beſonders gern geſehen von den Damen, bei denen er ſich durch ſeine ſchöne Geſtalt, ſein feines artiges Betragen, ſo wie durch die Eleganz ſeines Anzuges, in Gunſt zu ſetzen wußte.

Profeſſor der allgemeinen Therapie und Klinik, und dirigierender Arzt am Julius-Spital, war Thomann, ein kleines, hageres, ſchwächliches, kränkliches Männchen, aber ein Mann von Geiſt, von ausgebreiteten Kenntniſſen, und ein tüchtiger Kliniker. Nur war er, wie Barthel Siebold, etwas bequem, und ließ daher ſeine Zuhörer nicht ſelten am Krankenbette eigenmächtiger handeln, als ſich geziemte. Dem äußern Anſehen nach war er gut gegen mich geſinnt, aber weil auch ich Therapie las, ſo betrachtete er mich als ſeinen Rival, doch kamen wir immer gut mit einander aus, nicht nur weil er ſelbſt ein guter Menſch war, ſondern auch weil ich in dem Julius-Spital immer für ihn vikariierte, wenn er daſſelbe, was öfters geſchah, Kränklichkeit halber nicht beſuchen konnte.

Von den Profeſſoren Pickel und Heilmann kann ich wenig ſagen. Der erſte war Profeſſor der Chemie und Pharmacie, der andere Profeſſor der Botanik. Beide waren tüchtige Lehrer in ihren Fächern, und auch wackere brave Männer. Mit Pickel war ich oft zuſammen, hörte oft, was ihm viel Freude machte, ſeinem Harfenſpiel zu, und wohnte auch mehrere Wochen vor meinem Abgang von Würzburg bei ihm im Hauſe. Er hat mir und meiner Frau viele Gefälligkeiten erwieſen, und mit Vergnügen vernahm ich von Zeit

zu Zeit, daß er noch lebe, und in ſeinem hohen Alter ſich noch immer wohlbefinde.

Weit der vorzüglichſte unter den Profeſſoren der medieiniſchen Fakultät, die ich in Würzburg antraf, war Döllinger, Profeſſor der Phyſiologie und Pathologie. Ich hatte ihn nur ein Paar mal geſprochen, und fand gleich an ihm einen Mann von eben ſo ausgezeichneter Gelehrſamkeit, als großer Geiſteskraft. Sein Vortrag war vortrefflich, und er hatte daher immer ein zahlreiches Auditorium. Seiner Vorzüge ſich bewußt, ſchmeichelte er Niemand, gegen Jeden ſprach er ſich gerade zu aus, wie er dachte, ſchonte keines Menſchen Schwächen, tadelte Alles, was er tadelnswerth fand, bald ernſt bald ſpottend, und deshalb hatte auch ſein Lob mehr Gewicht, als das Lob eines Andern. Er war es daher auch vorzüglich, mit dem ich näher bekannt zu werden ſuchte, und ich darf mir ſchmeicheln, daß er ein wahrer Freund von mir ward, und es noch iſt.

Inzwiſchen war meine Wohnung ſo weit fertig geworden, daß ich ſie nun mit meiner ganzen Familie beziehen konnte, und ich ließ dieſe daher ungeſäumt nach Würzburg kommen. Meine Frau hatte Alles zur Abreiſe vorbereitet gehabt, und ſchon in den letzten Tagen des Novembers traf ſie mit unſern Kindern in Würzburg ein, nachdem ein Paar Tage zuvor die Fuhrleute mit den Meubeln und andern Effekten, welche wir nach Würzburg mitzunehmen beſchloſſen hatten, angekommen waren. Wie groß unſere Freude war, uns geſund und wohlbehalten wieder beiſammen zu ſehen, brauche ich nicht zu ſagen. Gleich nachdem wir uns herzlich begrüßt hatten, führte ich meine Frau durch die Zimmer unſerer Wohnung. Die Wohnung wollte ihr nicht gefallen, ſie fand ſie nicht nur zu geräumig für unſer Bedürfniß, ſondern auch unbequem. Indeſſen fügte ſie ſich, gleich mir, in die Umſtände, und wir konnten dies auch um ſo eher, da der dem Seminarium-Gebäude zunächſt gelegene ſchöne und große, aber noch unausgebaute Borgiasbau ausgebaut, und zu Wohnungen für mich, Paulus und Schelling eingerichtet werden ſollte, wozu die Vorkehrungen wirklich bereits getroffen waren. In unſerer Wohnung war uns die obere Etage in dem Hauptgebäude des Seminariums, Paulus die untere, und Schelling die ſeinige in einem Nebengebäude deſſelben angewieſen. Schelling war ſchon eingezogen, als

meine Familie in Würzburg ankam, Paulus zog wenige Tage nach uns in die ſeinige, und ſo waren nun die drei ſchwäbiſchen Familien in einem Hauſe beiſammen. Schon dieß war Aufforderung genug, daß wir auch treulich als Landsleute zuſammenhalten ſollten. Wir Männer kannten uns bereits hinlänglich, um das unter uns geknüpfte freundſchaftliche Verhältniß fortzuſetzen; meine Frau kannte blos die Frau Schellings, aber die Bekanntſchaft war in Ludwigsburg, wo ſie ſich zum erſten mal ſahen, blos im Vorübergehen gemacht, und ein näheres Verhältniß mit ihr mußte ſich erſt bilden. Paulus Frau kannte ſie noch gar nicht, aber wie ſie dieſe zum erſten mal ſah, ahnete ſie ſchon, daß ſie bald vertrautere Freundinnen werden würden, und dieſe Ahnung hat ſie nicht getäuſcht. Beide Frauen wurden je länger deſto vertrauter mit einander, und gewiß trug dies viel dazu bei, daß meine Frau beruhigter über die Trennung von den Ihrigen, zufriedener mit ihrer neuen Lage, und gleichgültiger gegen die Unbequemlichkeiten unſerer Wohnung wurde. Sie ſah, daß ſie auch in Würzburg eine Freundin gefunden hatte, an welche ſie ſich eben ſo anſchließen konnte, als an diejenigen, welche ſie in dem Vaterland zurückgelaſſen hatte.

Aber um ſo weniger wollte ſich ein gleiches Verhältniß zwiſchen meiner und Schellings Frau bilden. Dieſe wollte die Rolle einer Dame ſpielen; wie Schelling der erſte Mann auf der Univerſität ſei, ſo wollte ſie die erſte Frau ſein. Sie wollte alle vornehme Geſellſchaften beſuchen, ſie wollte Geſellſchaften bei ſich geben, und in beiden als die Frau des erſten Philoſophen in Deutſchland, und in ihrer eigenen Perſon als eine der geiſtreichſten, gebildetſten und gelehrteſten Frauen glänzen. Sie hatte daher ihre ohnehin ſchönere Wohnung auf das ſchönſte und geſchmackvollſte eingerichtet, mit Meubeln der neueſten Art ausſtaffiert, und überhaupt alle Vorkehrungen getroffen, um, wie man zu ſagen pflegt, ein Haus in Würzburg zu machen. Indeſſen trug ſie doch Bedenken, ſich vor andern Profeſſorsfrauen auf eine zu auffallende Art auszuzeichnen, und ſie wünſchte daher, daß vorzüglich meine Frau ihrem Beiſpiel folgen möchte. So oft ſie dieſe beſuchte, gab ſie ihr ihren Wunſch zu erkennen, nicht indem ſie dieſelbe zur Nachahmung ihres Beiſpiels direkt aufforderte, ſondern indirekt, indem ſie mit Nichts, was ſie bei uns ſah, zufrieden war, Alles

mit Gleichgültigkeit anſah oder tadelte, und zur Begründung ihres Tadels unſere Profeſſorswürde zum Vorwand nahm. Meine Frau, gewohnt, in allen Verhältniſſen ſich gleich zu bleiben, nahm von dieſen Anſinnungen keine Notiz. Sie befand ſich ganz wohl bei der einfachen Einrichtung, welche ſie auch in Würzburg in ihrem Hausweſen getroffen hatte, ſo wie auch ihre Freundin Paulus, welche darin ihr ganz gleich geſinnt war. Daß ſich auf dieſe Weiſe kein freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen beiden Frauen bilden konnte, iſt leicht zu erachten, und wie ſie ſelten in Geſellſchaft zuſammen kamen, ſo ſahen ſie ſich auch nur zuweilen im Hauſe, während Schelling und ich ſtets auf einem freundſchaftlichen Fuß mit einander ſtanden, ſo wie ich auch in der Folge ſeine Vorleſungen beſuchte.

Am erſten December hatten die Vorleſungen angefangen, und ich begann nun auch die meinigen. Ich hielt ſie in meiner Wohnung, und hatte dazu ein von meinen Wohnzimmern entferntes, zunächſt an meinem Studierzimmer gelegenes großes Zimmer eingerichtet. Mein Penſum war ſpecielle Therapie, weil aber die ſpecielle die generelle Therapie, und dieſe Pathologie vorausſetzt, ſo mußte ich, als Einleitung, den Anfang meiner Vorleſungen mit beiden letztern machen. Anfangs meldeten ſich zu meinen Vorleſungen nur acht Studenten; allein dieſe geringe Zahl meiner Zuhörer war mir leicht erklärlich, indem die meiſten Studierenden ſpecielle Therapie ſchon bei Thomann gehört hatten, und die ſie noch nicht gehört hatten, Anſtand nahmen, die Kollegien eines Profeſſors zu beſuchen, ehe ſie ihn als Docenten hatten kennen lernen. Indeſſen ſchienen meine Zuhörer mit meinen Vorträgen zufrieden zu ſein, und was ich als Beweis davon anſah, war, daß ſich bald noch mehrere meldeten, ſo daß ſich noch in demſelben Semeſter die Zahl meiner Zuhörer auf funfzehn belief. Sie ſahen, daß ich mir Mühe gab, und was ihnen beſonders wohl zu gefallen ſchien, war die praktiſche Tendenz, die ſie überall bei meinen Vorträgen wahrnahmen. Meine Zuhörer waren durchaus wackere junge Leute, und die Anhänglichkeit, die ſie an mich zeigten, gewann ihnen auch mein Wohlwollen, und erhöhete meinen Eifer, ihnen nützlich zu ſein, mit jedem Tage mehr.

Ich hatte ſchon einige Wochen geleſen, als der Graf von Thurheim, nachdem er ſeine Geſchäfte in Bamberg geendigt

hatte, mit ſeiner Familie wieder nach Würzburg zurückkam. Er war kaum in ſeiner Wohnung abgeſtiegen, ſo ließ er mir ſeine Ankunft melden, und bald darauf erſchien er ſelbſt. Hier ſah ihn zum erſtenmal meine Frau, auf welche ſeine ſchöne Geſtalt, ſein einnehmendes Betragen, und ſeine geiſtreiche Unterhaltung den angenehmſten Eindruck machten. Bald darauf lernte ſie auch ſeine Gemahlin kennen, und auch dieſe benahm ſich ſo artig und wohlwollend gegen ſie, daß ſie leicht vergeſſen konnte, ſie befinde ſich einer vornehmen Dame gegenüber. Faſt alle Abende brachten der Graf und die Gräfin bei uns zu. Der Graf bewies ſich ſtets als meinen alten Jugendfreund, und die Gräfin gewann mit jedem Tag meine Frau lieber, ſo daß es ihr bald ein Bedürfniß ward, mit ihr zuſammen zu ſein.

Dieſes freundſchaftliche Verhältniß der gräflichen Familie mit der meinigen verdroß natürlicherweiſe viele der andern Profeſſoren, am meiſten aber verdroß es Schelling und ſeine Frau, die erwartet hatten, daß ſie zu den Beſuchen, welche der Graf und die Gräfin Abends bei uns machten, eingeladen würden. Da dieſe mit uns allein ſein wollten, ſo konnte ich begreiflich Niemand einladen, allein das entſchuldigte mich bei Schelling und ſeiner Frau nicht. Sie wurden beide kälter gegen uns, nur äußerlich bezeigten ſie ſich freundſchaftlich, wie zuvor, und wir konnten uns dieſen Kaltſinn um ſo eher gefallen laſſen, da unſer Verhältniß mit der gräflichen und der Paulusſchen Familie immer inniger wurde.

Man könnte denken, daß ich die Verbindung, in welcher ich mit dem Kurator der Univerſität, und dem General-Landes-Kommiſſär, als dem erſten Staatsbeamten in Würzburg, ſtand, auf jede Weiſe zu meinem Vortheil benutzt haben werde. Aber das geſchah in keinem Fall. Ich wollte nichts weiter als Profeſſor auf der Univerſität ſein, und wie ich es ſchon bei Uebernahme meines Profeſſorats zur Bedingung gemacht, nie in den akademiſchen Senat zu treten, und noch viel weniger zum Prorektor erwählt zu werden, verlangte ich nie mehr, als was ich verlangen mußte, um meinem Profeſſorat ſo vorſtehen zu können, wie es meinem Begriff von einem Univerſitäts-Profeſſor gemäß war. Dahin ging mein ganzes Beſtreben, und dazu benutzte ich allein meine nähere Verbindung mit dem Kurator der Univerſität.

Ich habe ſchon geſagt, daß mein Penſum die ſpecielle Therapie war. Ich hatte dieſelbe bereits während eines Semeſters geleſen.

Aber ich hatte bald erkannt, oder vielmehr ich wußte es ſchon voraus, daß die ſpecielle Therapie ohne ein Klinikum eben ſo wenig mit Nutzen vorgetragen werden könne, als die Arzneimittellehre ohne Vorzeigung der Arzneikörper, die Geburtshülfe ohne Phantome, und ohne Schwangere und Gebärende. Ich wünſchte daher ein Klinikum, und bat den Grafen von Thurheim, als Kurator der Univerſität, mir für ein ſolches zu ſorgen. Der Graf ſah die Richtigkeit meiner Gründe ein, und ſprach darüber mit Thomann. Als Primararzt an dem Julius-Spital, der ausſchließend die innerlichen Kranken in demſelben zu behandeln hatte, war er auch der einzige Lehrer der Klinik, und mein Verlangen konnte nur erfüllt werden, indem er mir einen Theil der Kranken im Spital zur Behandlung überließ. Thomann that dies gern, nicht allein aus Gefälligkeit gegen den Grafen, ſondern auch aus Gefälligkeit gegen mich, weil ich wegen ſeines öftern Uebelbefindens für ihn vikariieren mußte, und zugleich auch aus natürlicher Bequemlichkeit, welche ſich mit ſeiner Kränklichkeit vermehrte. So trat mir denn Thomann das Geſellen- und Dienſtboten-Inſtitut, welchem in dem Spital ein eigenes Lokal angewieſen war, ab, und zu meiner großen Freude war ich nun ſchon in dem nächſten Semeſter in den Stand geſetzt, meine Vorträge über die ſpecielle Therapie mit einem kliniſchen Unterricht zu verbinden.

Ich habe es immer für einen großen Fehler gehalten, daß, wenn nicht auf allen, doch auf den meiſten Univerſitäten, die Lehrer ſich zu wenig um das Selbſtſtudium ihrer Schüler bekümmern. Außer in den Hörſälen kommen die Studenten mit den Profeſſoren ſelten in Berührung. Der Profeſſor beſteigt ſeinen Katheder, ſpricht oder lieſt eine Stunde vor, macht dann das Buch zu, und geht ſeiner Wege. Der Studierende iſt alſo, außer den Kollegien, ganz ſich ſelbſt überlaſſen, er kann ſeine Privatſtudien treiben, wie er will, Niemand gibt ihm eine zweckmäßige Anleitung dazu, und er hat es lediglich ſeinem guten Glück zu danken, wenn er dabei den rechten Weg findet. Hierin ſollten ſich die Profeſſoren der Studenten billig mehr annehmen; ſie ſind ihnen dies ſchon ſchuldig für die großen Honorare, die ſie ſich von ihnen bezahlen laſſen. Aber ſo groß iſt ihre Sorgloſigkeit in dieſem Punkt, daß ſie nicht einmal darauf ſehen, in welcher Ordnung ſie die Kollegien beſuchen. Um die Privatſtudien gehörig zu ordnen, iſt es nicht genug, daß eine Encyklopädie der mediciniſchen

Wiſſenſchaften geleſen wird, und um zu bewirken, daß die Kollegien in der gehörigen Ordnung beſucht werden, nicht genug, daß die Regierungen gedruckte Lehrplane ausgeben. Denn wie käme es ſonſt wohl, daß mancher Studierende noch Chemie hört, nachdem er ſchon Phyſiologie und Pathologie gehört hat, und noch Experimental-Phyſik, wenn er ſchon Praktikant in der mediciniſchen und chirurgiſchen Klinik iſt?

Dieſen Fehler habe ich gleich bei'm Antritt meines Profeſſorats zu vermeiden geſucht. Schon in der Akademie in Stuttgart hatte ich geſehen, wie Lehrer mit ihren Schülern umgehen müſſen, wenn der Unterricht wahrhaft fruchtbar für letztere ſein ſoll. Dort war keine ſolche Abſonderung der Lehrer von ihren Schülern, wie auf andern Univerſitäten. Auch außer den Lehrſtunden kamen ſie vielfältig mit einander zuſammen, und ſtets werde ich es dankbar erkennen, was ich ihnen auch in dieſer Beziehung ſchuldig geworden bin. So wollte ich es nun auch in Würzburg mit meinen Schülern halten; ich wollte, ſo viel es ſich thun ließ, auch ihr Geſellſchafter ſein, forderte ſie auf, mich auf meinen Spaziergängen zu begleiten, das Theater mit mir zu beſuchen, und kehrte bald bei dieſem bald bei jenem ein, nicht blos um ihm einen Gegenbeſuch zu machen, ſondern hauptſächlich um zu ſehen, wie ſie ihre Wirthſchaft führten, ihre Selbſtſtudien trieben, welche Schriften ſie läſen, was ſie ſelbſt zu Papier brächten. So lernten ſie auch meine väterlichen Geſinnungen gegen ſie kennen, und wenn ſie mich auch als Lehrer weniger geachtet hätten, ſo achteten ſie mich doch um ſo mehr als ihren Freund, wovon ſie mir mehrere rührende Beweiſe gegeben haben. Nichts iſt gutmüthiger, als die Jugend, man darf ſich nur als ihren Freund erweiſen, um ſie in Gutem und Böſem zu Allem zu machen, was man will, da ſie hingegen, ſich ſelbſt überlaſſen, ihrem natürlichen Triebe folgt, der leider ſo oft zum Böſen führt.

So trieb ich nun mein akademiſches Leben fort bis zum Tode meines Kollegen Thomann, der im Jahr 1805 erfolgte. Er ſtarb plötzlich vom Schlag getroffen auf der Jagd, auf welche er ſich gegen meinen Rath begeben hatte. Er hatte mich nämlich in der gewöhnlichen samſtägigen Fakultätsſitzung erſucht, weil er ſich zwei Tage mit der Jagd beluſtigen wollte, ſo lange in dem Julius-Spital ſeine Stelle zu vertreten. Ich erwiederte, daß ich es zwar mit Vergnügen thun wolle, daß ich ihm aber doch rathe, bei dem ſtürmiſchen

und regneriſchen Wetter lieber zu Hauſe zu bleiben, weil er ſeiner ſchwächlichen Geſundheit nicht trauen dürfe. „Nicht doch, ſagte er, ich befinde mich vollkommen wohl, und das ſchlechte Wetter thut mir nichts, die Bewegung auf der Jagd, und die gute Luft, die ich im Walde athme, thut meiner ſchwachen Bruſt wohl, ſeien Sie daher wegen meiner ganz ohne Sorgen." Ich ließ es gut ſein, Thomann begab ſich noch an demſelben Abend auf die Jagd, ich vikariierte für ihn am Sonntag, und am Montag früh wurde ſein Leichnam nach Würzburg gebracht. Er ſtarb, wie ſchon geſagt, am Schlag, der ihn bei'm Hinüberſchreiten über einen kleinen Graben getroffen, und augenblicklich getödtet hatte.

Nun war die Frage, wer an die Stelle des Verſtorbenen kommen, ob ein Fremder berufen, oder ob einer von den einheimiſchen Profeſſoren als Primararzt am Julius = Spital und als Lehrer der Klinik angeſtellt werden ſollte. Als Lehrer der speciellen Therapie, und ſchon bereits im Beſitz eines Theils der Klinik, ſchien ich das nächſte Recht an die erledigte Stelle zu haben. Aber erſtlich ſtand mir entgegen, daß ich ein Proteſtant ſei, und zweitens hatte ich einen mächtigen Mitbewerber an Röſchlaub in Landshut, und einen noch mächtigern an Marcus. Allein mein Freund Thurheim kehrte ſich daran nicht. Er hatte mich als den Mann erkannt, der der Stelle gewachſen ſei, er ſchlug mich der Regierung unbedingt zu der Stelle vor, der Antrag des Grafen wurde genehmigt, und nach einigen Wochen ward mir die Stelle übertragen.

Freilich machte meine Beförderung zu dieſer wichtigen Stelle großes Aufſehen. Schon daß ein Fremder den Einheimiſchen vorgezogen worden, wurde höchlich mißbilligt, denn es iſt bekannt, daß die Würzburger etwas auf ſich halten. Aber noch weit mehr hatten ſie gegen den Proteſtanten einzuwenden. Noch nie war ein Proteſtant an dem Julius = Spital angeſtellt worden, ſo etwas, meinten die Würzburger, könne nur unter der Baieriſchen Regierung geſchehen, deren Verfügungen überhaupt nicht nach ihrem Sinne waren. Aber die Baieriſche Regierung bekümmerte ſich nicht um die Vorurtheile der Würzburger. Sie ſah bei der Beſetzung der erledigten Stellen blos auf die Qualifikation der Bewerber, nicht auf die Glaubenskonfeſſion, zu welcher ſie ſich bekannten. Indeſſen währte der Widerwille gegen meine Anſtellung als Primararzt an dem Julius = Spital nur eine zeitlang. Auch die Würzburger ſahen bald, daß ich die

Stelle ſo gut, als mein Vorfahr, ausfüllte, und ſelbſt der damals noch lebende Fürſtbiſchof Georg Karl beehrte mich mit ſeinem Zutrauen, indem er, was er zuvor nicht gethan hatte, ſeine Dienſtboten als Mitglieder des Dienſtboten-Inſtituts einſchreiben ließ, und jährlich 200 Fl. für ſie bezahlte.

Aber Thomann war nicht blos Primararzt an dem Julius-Spital und Profeſſor der Klinik; er war auch Mitglied des Medicinal-Kollegiums, und auch dieſe Stelle wurde mir übertragen. Ich hatte ſie nicht geſucht, und wollte ſie auch nicht annehmen. Allein das Verhältniß des Primararztes an dem Julius-Spital zu der Landes-Direktion nöthigte mich zu ihrer Annahme, jedoch machte ich dabei zur Bedingung, daß, außer mir, noch ein Medicinalrath angeſtellt werde, und ſchlug dazu den Stadtphyſikus D. Hoſch vor, nicht allein weil ich glaubte, daß der Phyſikus ſchon als ſolcher in das Kollegium gehöre, ſondern auch weil ich mir denſelben dadurch zum Freunde zu machen hoffte, woran mir um ſo mehr gelegen war, da ich ihn weit mehr, als einen der Profeſſoren, für meinen Widerſacher zu halten Urſache hatte. Auch dieſer Vorſchlag ging durch, und zwar hauptſächlich deswegen, weil ich jener erſten Bedingung noch eine zweite beifügte, nämlich die, daß ich auf die Medicinalraths-Beſoldung ein für allemal verzichtete.

So hatte ſich alſo meine Stellung in Würzburg ſo gut gemacht, als ich es irgend wünſchen konnte, es kam jetzt nur darauf an, ſie mit Ehre zu behaupten. Bei der geſchwächten Geſundheit meines Vorfahrs ſchien mir die Ausſicht auf die Erhaltung ſeiner Stelle nicht fern. Ich hatte daher ſchon, ehe ich ſie erhielt, den Plan entworfen, wie ich ſie bekleiden würde, und dieſen Plan wollte ich nun ausführen. Thomann las blos allgemeine Therapie, ich blos ſpecielle; nach meinem Plan konnte dies jetzt nicht mehr ſo ſein. Ein unzertrennliches Ganze ſollte nicht in Theile zerſplittert, noch viel weniger der eine Theil von einem andern Lehrer, als der andere, vorgetragen werden. Freilich wurde mein Penſum dadurch bedeutend größer; allein da ich immer der Meinung war, daß, wie alle Wiſſenſchaften, auch die Medicin nicht in ſo viele beſondere Wiſſenſchaften zerſplittert werden ſollte, ſo hielt ich es für Pflicht, meiner Anſicht gemäß zu handeln. Dieſe Zerſplitterung der Wiſſenſchaften nämlich macht auch eine verhältnißmäßige Menge von Lehrern nöthig; allein eben dieſe Ueberzahl von Lehrern halte ich für einen großen

Fehler auf den Univerſitäten. Man ſehe nur die Lektionskataloge der Univerſitäten an. Ein ganzes Heer von Wiſſenſchaften wird da aufgeführt, und es wimmelt von Lehrern, ordentlichen und außerordentlichen, alten und jungen, welche ſie vorzutragen ſtets fertig und bereit ſind. So war es auch zu meiner Zeit in Würzburg, die medicinische Fakultät zählte allein ein Dutzend, ſo auch die andern Fakultäten, und wenn man alle bei feierlichen Gelegenheiten und in ihre Uniformen gekleidet beiſammen ſah, ſo kam es einem vor, als ob man eine Kompagnie gelehrter Soldaten ſähe. Freilich ſind heutzutage die Anforderungen an die Studierenden groß; außer der Brodwiſſenſchaft, welcher ſie ſich widmen, ſollen ſie auch noch in andern Wiſſenſchaften zu Hauſe ſein. Allein ich frage, welches Maß von geiſtiger Verdauungskraft muß nicht ein Studierender haben, der ſich dieſen Vollauf von Speiſen wohl ſchmecken läßt, und ſich keine Indigeſtion zuzieht? Vormals, wo der Köche weniger waren, die Speiſen einfacher zubereitet, und ſparſamer aufgetiſcht wurden, war auch bei dem beſten Appetit die Gefahr einer Indigeſtion weniger groß. Jetzt aber, wo der Köche ſo viele, die Speiſen ſo fein zubereitet, und die Tafeln ſo reich beſetzt ſind, iſt es ſchwer, das auszuwählen, was zu einer gedeihlichen Geiſtesnahrung genügt, und doch verhält es ſich mit der geiſtigen Nahrung ganz, wie mit der leiblichen: nur das, was verdaut wird, nährt. Wohl kommt man, wie in allen Wiſſenſchaften, auch in der Medicin immer weiter, und es iſt zum Erſtaunen, wenn man ſieht, was in neuern Zeiten in der Anatomie, Phyſiologie, Pathologie, Pharmacie u. ſ. w. gethan worden. Aber den praktiſchen Arzt, deſſen Beſtimmung die Heilung der Krankheiten iſt, kann blos intereſſieren, was die Praxis von dieſen Fortſchritten gewinnt, und was war bis jetzt dieſer Gewinn? Wie vormals giebt es auch jetzt noch ausgezeichnete praktiſche Aerzte genug, die von der feinern Anatomie ſehr wenig wiſſen, die mit der jetzt in ſo hohem Anſehen ſtehenden ſpekulativen Phyſiologie und Pathologie kaum hiſtoriſch bekannt ſind, die in der Botanik, Mineralogie, Chemie u. ſ. w. nicht mehr gethan haben, als gerade nöthig iſt, um die in ihren Wirkungen erprobten Arzneikörper nach ihren äußerlichen Merkmalen richtig zu unterſcheiden, und bei Verordnung derſelben keine chemiſchen Schnitzer zu machen. Die Bereicherung des Arznei-Apparats mit neuen Arzneimitteln, die an ſich ſo erfreulichen Fortſchritte in der feinern und vergleichenden

Anatomie, die neuen Syſteme der Medicin, haben wahrlich die praktiſche Heilkunde kaum um ein Paar Schritte weiter gebracht. Wie jeder Studierende, muß ſich auch der Arzt für das Leben bilden. Um ſpekulierende Aerzte iſt es dem Staat nicht zu thun; er verlangt Aerzte, die Krankheiten zu heilen verſtehen, und zu ſolchen müſſen ſie ſchon auf der Univerſität gebildet werden. Allein das iſt es eben, woran es auf den Univerſitäten fehlt, und dieſem Fehler iſt nur dadurch abzuhelfen, daß für den Unterricht in den medicinischen Wiſſenſchaften weniger Lehrſtühle errichtet werden. Meines Erachtens wären vier ordentliche Profeſſoren, nämlich zwei für die Vorbereitungswiſſenſchaften, und zwei für die eigentliche Medicin, genug. Von den erſtern hätte der eine Naturgeſchichte, Phyſik und Chemie, der andere Anatomie, Phyſiologie und Pathologie, von den letztern der eine generelle und ſpecielle Therapie, nebſt materia medica, der andere Chirurgie und Geburtshülfe, beide in Verbindung mit kliniſchen Uebungen, vorzutragen. Freilich erhielten auf dieſe Art die Lehrer ſehr ſtarke Penſa; aber auch abgeſehen, daß es ſchon die Natur der Sache mit ſich bringt, daß Wiſſenſchaften, welche, wie Anatomie, Phyſiologie und Pathologie, im Grunde nur eine Wiſſenſchaft ſind, auch als eine vorgetragen werden, ſo wird das ſo groß ſcheinende Penſum ſchon um Vieles vermindert, wenn der Lehrer von dem Schatz ſeiner Kenntniſſe ſeinen Zuhörern nur ſo viel mittheilt, als ſie zum Selbſtſtudium bedürfen. Die Studenten auf der Univerſität ſind keine Kinder mehr, denen man Alles, was ſie lernen ſollen, eingießen muß. Die Hauptſache iſt, daß ſie zum Selbſtſtudium und zum Selbſtdenken angeregt werden, dazu aber bedarf es keinen detaillirten Vortrags der mediciniſchen Wiſſenſchaften. Das macht nur dicke Hefte, die vielmehr zeigen, was der Profeſſor weiß, als was der Studierende gelernt hat. Beſchränkt ſich hingegen der Lehrer blos auf eine allgemeine, alle Zweige der Wiſſenſchaft umfaſſende Darſtellung ihrer Lehrſätze, ſo überſehen die Zuhörer nicht nur den ganzen Umfang der Wiſſenſchaft leichter, ſondern ſie werden auch zum Selbſtſtudium und zum Selbſtdenken um ſo kräftiger angeregt, je weniger ins Detail gehend der Vortrag des Lehrers iſt. Zu detaillierte Vorträge verwirren vielmehr die Studierenden, als daß ſie ſie unterrichten. Der minder Fähige erſchrickt über die große Maſſe deſſen, was er lernen ſoll, und da er das Vorgetragene nicht zu verarbeiten vermag, ſo ſind ihm die Worte des

Lehrers Orakelſprüche, welche er mit gewiſſenhafter Glaubigkeit annimmt; dem Fähigern hingegen ſind ſie überflüſſig, weil er, überſieht er nur erſt das Feld, welches er zu bearbeiten hat, ſich bald ſein eigenes Syſtem bildet, welches nicht ſelten ein ganz anderes iſt, als das, welches ihm zum Muſter aufgeſtellt worden. Die akademiſchen Vorträge, wenn ſie ihren wahren Zweck erreichen ſollen, dürfen blos der Stoff ſein, welcher dem Studierenden zur eigenen Verarbeitung gegeben wird, und das Verdienſt eines akademiſchen Lehrers beſteht nicht ſowohl darin, daß er ſeine Gelehrſamkeit vor ſeinen Zuhörern auskramt, ſondern vielmehr darin, daß er ſie zum Selbſtdenken anregt, damit Jeder das Gehörte auf ſeine eigene Weiſe verarbeiten lerne. Von den vielen ausgezeichneten Aerzten, welche ich in meinem Leben kennen gelernt habe, weiß ich keinen, welcher das, was er war, den vielen Kollegien, die er auf der Univerſität gehört, zu danken gehabt hätte. Alle ſind es durch Selbſtſtudium, Selbſtbeobachtung und Selbſtdenken geworden, und ich bin überzeugt, daß, wenn jetzt der ausgezeichneten praktiſchen Aerzte weniger ſind, als vormals, ein Hauptgrund darin zu ſuchen iſt, daß man jetzt eine Wiſſenſchaft in ſo viele beſondere zerſplittert, daß man für jede beſondere Wiſſenſchaft einen eigenen Lehrer anſtellt, und daß man es den Studierenden zur Pflicht macht, die Vorleſungen aller dieſer Lehrer zu hören. Muß der Studierende vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend nichts als Vorleſungen hören, ſo kann er zwar, wenn er aufmerkſam iſt, und das Gehörte gehörig faßt, und in einem feinen guten Gedächtniß behält, ein gelehrter Arzt werden, aber ein ſelbſtdenkender Arzt wird er nicht, dazu laſſen ihm die vielen Kollegien weder die nöthige Zeit, noch die erforderliche Freiheit des Geiſtes.

Dieſen Grundſätzen gemäß ſuchte ich nun, da ich alleiniger Lehrer der Therapie war, meine Lehrvorträge einzurichten. Auf dem Katheder trug ich meinen Zuhörern blos die allgemeinen Grundſätze der Therapie vor; mit den Vorträgen über ſpecielle Therapie verband ich immer den kliniſchen Unterricht, weil ich überzeugt war, daß ohne dieſe Verbindung auch die beſten Vorträge über ſpecielle Therapie ohne Nutzen ſind. Die ſpecielle Therapie ſoll die Krankheiten kennen lehren, wie ſie in der Natur vorkommen, ihre Aufgabe iſt daher, die mancherlei Formen der Krankheiten zu ſchildern, von jeder Form die charakteriſtiſchen Erſcheinungen, wie ſie ſich gleichzeitig

und in ihrer Aufeinanderfolge entwickeln, anzugeben, die entfernten und nächſten Urſachen namhaft zu machen, ſodann die Indikationen zur Beſeitigung derſelben zu beſtimmen, und zuletzt die Mittel anzugeben, welche laut der Erfahrung zur Befriedigung dieſer Indikationen dienen. Allerdings kann Alles dieſes vom Katheder aus ſehr gründlich und ſchön vorgetragen werden, aber was nützt das dem Studierenden? Sei die Schilderung einer Krankheitsform noch ſo genau, am Krankenbette erſcheint ſie doch ganz anders. Der Studierende kann die Erſcheinungen einer Krankheitsform, wie ſie vom Katheder aus angegeben worden, vollkommen inne haben, aber am Krankenbette erkennt er dieſelbe nicht wieder. Hier in der Wirklichkeit findet er das Bild, welches er ſich in der Phantaſie von der Krankheit gemacht hatte, ganz anders, die wirklich wahrgenommenen Erſcheinungen, mit ſeinen imaginären Vorſtellungen von denſelben zuſammen gehalten, verwirren ihn, und vor den vielen Bäumen ſieht er, wie man zu ſagen pflegt, den Wald nicht mehr. Dies Alles wußte ich aus eigener Erfahrung zu gut, um nicht einzuſehen, daß die ſpecielle Therapie nur am Krankenbette vorgetragen werden kann, und ſo wollte ich ſie denn auch wirklich vortragen. Allein ehe ich meinen Vorſatz ausführen konnte, mußte ich vorher die Klinik ſelbſt anders einrichten, und dies geſchah nun auf folgende Weiſe.

Zum kliniſchen Unterricht war täglich nur eine einzige Vormittagsſtunde beſtimmt, weil die Studenten, um nicht die Zeit zu andern Vorleſungen zu verſäumen, nicht länger in dem Spital verweilen konnten. Nun befanden ſich aber gewöhnlich ſechszig bis ſiebenzig Kranke zugleich im Spital, und es mußten entweder die Kranken vernachläſſigt, oder der kliniſche Unterricht konnte bei denſelben nur im Vorbeigehen, und daher ſehr mangelhaft und unzulänglich gegeben werden. Dieſem Uebel abzuhelfen, gab es kein anderes Mittel, als für den kliniſchen Unterricht eine Auswahl der Kranken im Spital zu treffen, und für die zur Klinik ausgewählten ein eigenes Lokal in dem Gebäude einzurichten. Ich ſprach daher darüber zuvörderſt mit dem Adminiſtrator des Julius-Spitals, Hofrath Oehninger. Dieſer tüchtige Adminiſtrator war ein eigener Mann, den man zu behandeln wiſſen wußte, um ihn zu Etwas zu beſtimmen, was er nicht ſelbſt dem Spital zuträglich fand. Thomann hatte es ganz mit ihm verdorben, weil er auch

in administrativer Hinſicht etwas in dem Spital zu ſagen haben wollte. Das war meine Sache nicht. Ich wollte nicht über meinen Wirkungskreis hinausgehen, und weil ich die Tüchtigkeit des Hofraths Oehninger, als Administrators, erkannt hatte, ſo wollte ich keine Einrichtung in dem Spital bei der Landes-Direktion in Vorſchlag bringen, ohne zuvor Rückſprache mit ihm genommen zu haben. Dies geſchah auch jetzt. Ich entwickelte ihm die Gründe, warum ich ein eigenes Lokal für die Klinik haben wollte, er ging in die Gründe ein, gab ihnen ſeinen Beifall, und ſtatt mir entgegen zu wirken, beförderte er vielmehr die Realiſierung meines Plans auf das eifrigſte. Auf unſere gleichzeitigen Berichte an die Landes-Direktion fand auch dieſe meinen Plan vollkommen zweckmäßig, und alsbald erging an die Spital-Adminiſtration die Weiſung, ungeſäumt zur Ausführung deſſelben zu ſchreiten.

Da der Kranken, welche für den kliniſchen Unterricht, der nur eine Stunde dauerte, auszuwählen waren, nicht Viele ſein konnten, ſo bedurfte ich nicht mehr als vier Zimmer, für jedes Geſchlecht zwei, und noch zwei Kabinette zwiſchen beiden Zimmern, theils zum Baden, theils zur Aufnahme einzelner Kranken. Dieſe Lokalitäten waren bald ausgemittelt. Am ſchicklichſten dazu fand ich einige leicht zu räumende Zimmer in dem hintern Hauptgebäude des Spitals, und weil nicht viel zu bauen war, ſo waren ſie nach einigen Wochen dem Zweck gemäß eingerichtet.

Sobald die Einrichtung der Zimmer vollendet war, nahm ich auch die Auswahl der Kranken für die Klinik vor; aber zu gleicher Zeit änderte ich auch die bisherige Art meiner therapeutiſchen Kathedervorträge. Anſtatt daß ich bisher die Krankheiten nach den Kapiteln des zum Grunde gelegten Lehrbuchs abgehandelt hatte, richtete ich mich dabei nach den Kranken, die ſich in dem Klinikum befanden. Hatte ich z. B. in dem Spital einen Waſſerſüchtigen, welchen ich zum Klinikum geeignet fand, ſo verſetzte ich ihn dahin, und handelte auf meinem Katheder von der Waſſerſucht. Hatte ich einen Wechſelfieberkranken, einen Typhuskranken, einen Gelbſüchtigen in die Klinik aufgenommen, ſo handelte ich die Lehre vom Wechſelfieber, vom Typhus, von der Gelbſucht, ab. So hatten meine Zuhörer bei meinen therapeutiſchen Vorträgen nicht nur von jeder Krankheit ein wirkliches lebendiges Muſter vor ſich, ſondern ſie fanden ſich auch bereits in das öffentliche praktiſche

Leben eingeführt, wo bald dieſe bald jene Krankheit vorkommt, und wo die verſchiedenſten Krankheiten zugleich zu behandeln ſind.

Es konnte nicht fehlen, dieſe Verbindung des therapeutiſchen und kliniſchen Unterrichts mußte bei meinen Zuhörern Beifall finden, nicht allein ſchon an ſich, weil ſie einſahen, daß auf dieſe Weiſe weit mehr zu lernen war, als auf die bisher gewohnte, ſondern auch weil die Art, wie ich ſie dabei beſchäftigte, ihnen nicht minder zuſagte. Ich theilte nämlich meine Zuhörer in zwei Klaſſen, in Auskultanten und Praktikanten. Die Erſtern durften blos zuhören, und nur ſprechen, wenn ſie dazu aufgefordert wurden; den Letztern übergab ich die Behandlung der Kranken, und theilte jedem einen beſtimmten Kranken zu. Dieſen mußte er in meiner und aller andern Zuhörer Gegenwart examinieren, es durfte ihm keiner in das Krankenexamen einreden, und ich ſelbſt ſprach nur, wenn ich ihn auf etwas aufmerkſam zu machen hatte, was von ihm überſehen worden. War der Eine mit dem Krankenexamen fertig, ſo kam die Reihe an einen Andern, bis es bei allen Kranken zu Ende war. Nun begaben wir uns in den Hörſaal, hier mußten die Praktikanten wieder der Reihe nach, jeder über ſeinen Kranken, referieren, die Form der Krankheit beſtimmen, die in ihrem Verlauf erfolgten Veränderungen angeben, die Indikationen bilden, und die Mittel zu ihrer Befriedigung namhaft machen. Auch hier durfte, ſo lange der Referent ſprach, kein Anderer darein reden, ohne daß er dazu aufgefordert worden. Nur mir ſelbſt hatte ich das Recht dazu vorbehalten, und ich bediente mich dieſes Rechts erſt dann, wenn ich mit den Anſichten und Vorſchlägen des Referenten nicht einverſtanden war. War ich einverſtanden, ſo ſchrieb der Gehülfe die Recepte, und wir verließen den Hörſaal. Daß die Praktikanten über jeden ihrer Kranken ein Tagebuch führen mußten, verſteht ſich von ſelbſt, ſo wie auch, daß ſie dieſes Tagebuch jederzeit in die Klinik mit ſich bringen mußten. Gewöhnlich beſuchten ſie ihre Kranken noch einmal am Abend, und trugen die bei dieſen Abendbeſuchen gemachten Bemerkungen in ihre Tagebücher ein. Auch ich wohnte dieſen Abendbeſuchen bei, ſo oft ich Zeit hatte. Nach Beendigung derſelben verſammelten wir uns, wie am Vormittag, in dem Hörſaal, ſprachen über die fernere Behandlung der Kranken, und wenn einer geſtorben war, wurde die ganze Behandlungsart durch-

gegangen, die Urſache des Todes aufgeſucht, und wenn Fehler begangen worden, dieſe geradezu eingeſtanden. War nach dieſen Verhandlungen noch Zeit übrig, ſo forderte ich bald dieſen bald jenen der Zuhörer auf, ſich auf den Katheder zu begeben, und uns über einen ihm von mir angegebenen Gegenſtand einen Vortrag zu halten. Auch dieſe Uebung fand Beifall bei meinen Zuhörern, beſonders bei denen, deren Ehrbegierde dadurch geſchmeichelt ward, indem ſie auch hier ſich auszuzeichnen Gelegenheit fanden.

Indeſſen wurden durch dieſe Trennung des Klinikums von dem Spital weder die Auskultanten noch die Praktikanten von dem letztern ausgeſchloſſen. Sie konnten es beſuchen, ſo oft ſie wollten, und obſchon ich die Kranken in demſelben, als Spitalarzt, ſelbſt behandelte, was jederzeit nach beendigter Klinik geſchah, ſo übergab ich doch den ältern und geübtern Praktikanten gewöhnlich auch einzelne Kranke in die Kur, und erleichterte mir nicht nur dadurch mein Geſchäft, ſondern verſchaffte ihnen auch eine erwünſchte Gelegenheit, ſich weiter zu üben, und ſich deſto ſchneller zu praktiſchen Aerzten auszubilden. Daß der größte Theil meiner Zuhörer dieſe Gelegenheit zu ihrer Ausbildung eifrig benutzte, brauche ich nicht zu ſagen. Der Unfleißigen gab es nur Wenige unter ihnen, die Meiſten zeichneten ſich eben ſo ſehr durch ihren Fleiß, als durch ihre Fähigkeiten und Kenntniſſe aus, und beſonders muß ich dies von denjenigen rühmen, welche von andern Univerſitäten nach Würzburg gekommen waren, und von welchen mehrere daſelbſt bereits abſolviert hatten. Sie kamen vorzüglich der kliniſchen Anſtalten wegen nach Würzburg, und wenn ich in der Folge von ſo Vielen, ſowohl dieſer Fremden, als der einheimiſchen Studierenden, vernahm, daß ſie im Civil- und im Militärſtand zu den erſten Stellen befördert worden, und ſich als praktiſche Aerzte und Staatsbeamte gleich rühmlich auszeichneten, ſo kann man es mir nicht verdenken, daß ich ſtolz darauf bin, ſie zu meinen ehemaligen Schülern zu zählen.

Habe ich mir auf dieſe Weiſe um meine Zuhörer einiges Verdienſt als Lehrer zu erwerben geſucht, ſo lag mir nicht weniger daran, ihnen auch als Freund nützlich zu ſein, nicht allein indem ich bei dem häufigen Umgang, den ich auch außer dem Hörſaal mit ihnen pflog, ſie von manchem abhielt, was für ihre ſittliche Bildung hätte nachtheilig ſein können, ſondern auch indem ich ihnen zu einem beſſern Fortkommen nach ihrem Abgang von der Univerſität behülflich

zu ſein ſuchte. Aus eigener Erfahrung mit den Schwierigkeiten bekannt, welche der Arzt bei Eröffnung ſeiner Laufbahn zu überwinden hat, hielt ich es für Pflicht, wenigſtens für diejenigen meiner Schüler, die ſich durch Fleiß, Kenntniſſe und ein tadelloſes ſittliches Betragen mir beſonders empfohlen hatten, zu thun, was ich in meiner Stellung vermochte. So befand ſich z. B. unter meinen Zuhörern einer, Namens Eichrodt aus Karlsruhe, ein in jeder Beziehung vorzüglicher junger Mann, der im Begriff war, die Univerſität zu verlaſſen, und ſich nach Hauſe zu begeben. Er kam, um ſich von mir zu verabſchieden, und ich bat ihn, vor ſeiner Abreiſe noch einmal zu mir zu kommen, weil ich ihm noch einen Auftrag zu geben hatte. Er kam, und ich übergab ihm einen Brief an ſeinen Landesherrn, den damaligen Markgrafen von Baden, Karl Friederich, mit der Weiſung, ihm denſelben, wenn er ihm von ſeinem Vater in der Audienz vorgeſtellt werden würde, zu übergeben. Dies geſchah, der Markgraf nahm meine Empfehlung des jungen würdigen Mannes ſehr gnädig auf, wies ihm ein bedeutendes Reiſegeld an, und nach ſeiner Zurückkunft von der Reiſe ſtellte er ihn als Mitglied des Medicinal-Kollegiums in Karlsruhe an. — Solche Empfehlungen gab ich auch noch andern meiner Zuhörer nach ihrem Abgang von der Univerſität, und ich habe nicht gehört, daß eine ohne Erfolg geblieben wäre.

Ich habe ſchon geſagt, daß ich mit der Primararztſtelle in dem Julius-Spital auch die Stelle eines Mitgliedes des Medicinal-Kollegiums erhielt. Das Medicinal-Kollegium hatte ſeine Sitzungen gewöhnlich nur einmal in der Woche, und in der Regel am Montag Vormittags. Meinen Vorbereitungen zu denſelben widmete ich den Sonntag, wo ich keine Vorleſungen zu halten hatte. Die Gegenſtände, über welche mir das Referat übertragen war, waren lediglich praktiſcher Art, und betrafen die in der Stadt und auf dem Lande ausgebrochenen Epidemien und Epizootien, die Anordnung der dagegen zu treffenden Maßregeln, und überhaupt die Handhabung der geſetzlichen Sanitätspolicei im Lande. Da Epidemien und Epizootien ſelten vorkamen, und, wie die Policei in der Stadt und auf dem Lande überhaupt, auch die Sanitätspolicei gut gehandhabt wurde, ſo hatte ich in beiden Beziehungen als Medicinalrath wenig zu thun, und eben ſo wenig auch als Mitglied des Medicinal-Kollegiums, als der Behörde, von welcher das praktiſche Examen der Kandidaten

der Medicin vorgenommen wurde. Dieſe praktiſchen Prüfungen kamen nicht oft vor, weil jedesmal mehrere Kandidaten zuſammen kommen mußten, wenn ſie abgehalten werden ſollten, und ſie fanden daher nur ein Paar mal im Jahr ſtatt. Sie beſtanden, wie jetzt, theils in einem mündlichen Examen, theils in der ſchriftlichen Beantwortung mehrerer den Kandidaten vorgelegter Fragen, nur waren ſie bei der letztern weniger ſtreng bewacht, als jetzt. Da es bei dieſen Prüfungen blos auf das Praktiſche ankam, ſo beſchränkte ich mich auch einzig und allein auf dieſes, denn über das Theoretiſche waren die Kandidaten von den Profeſſoren der Fakultät vor ihrer Promotion zu Doktoren der Medicin hinlänglich geprüft worden, und was die ſchriftlichen Beantwortungen der ihnen vorgelegten Fragen betrifft, ſo muß ich geſtehen, daß ich die Antworten ſelten las. Ich ſchickte ſie, wie ich ſie empfangen hatte, ſogleich meinem nächſten Kollegen zu, in der Ueberzeugung, daß ich über ihre Qualifikation viel richtiger nach dem urtheilen könne, was ich als ihr Lehrer an ihnen gefunden, als nach Aufſätzen, welche ſie in einer beſtimmten Zeit, und entblößt von allen Hülfsmitteln, niedergeſchrieben hatten.

Waren die Kandidaten in dem Examen tüchtig befunden worden, ſo erhielten ſie auch von der Regierung ohne Weiteres die Erlaubniß, als ſelbſtſtändige praktiſche Aerzte aufzutreten. Natürlich wollten die meiſten Eingebornen ihre praktiſche Laufbahn in Würzburg eröffnen, und allerdings ſchien auch wenigſtens den geborenen Würzburgern desfalls nichts entgegen zu ſtehen. Allein auch abgeſehen, daß die Zahl der prakticierenden Aerzte in Würzburg im Verhältniß zur Bevölkerung der Stadt ohnehin ſchon zu groß war, als daß neu eintretende ihr Fortkommen in derſelben hätten finden können, ſo fehlte es dagegen deſto mehr an tüchtigen Aerzten auf dem Lande. Dieſes bedenkend, ſtellte ich in dem Medicinal-Kollegium den Antrag, nur eine beſtimmte Anzahl prakticierender Aerzte in Würzburg zuzulaſſen, die überzähligen aber auf das Land zu weiſen, wo ſie ſo lange bleiben ſollten, bis eine Stelle in der Stadt erledigt werden würde. Der Vorſchlag wurde von dem Medicinal-Kollegium angenommen, es wurde ein Verzeichniß der Ortſchaften angefertigt, wo ein angehender Arzt ſein Fortkommen finden könnte, und beſchloſſen, den angehenden Aerzten, ſtatt ihnen die Eröffnung ihrer praktiſchen Laufbahn in Würzburg zu geſtatten, zwiſchen jenen Ortſchaften die Wahl zu laſſen. Die Landes-Direktion genehmigte den

Vorſchlag, dem Mangel an tüchtigen Aerzten auf dem Lande wurde abgeholfen, die jungen Aerzte, die ſich dahin begaben, konnten nicht nur von dem Erwerb ihrer Praxis leben, ſondern ſie hatten auch die ſchönſte Gelegenheit, ſich zu praktiſchen Aerzten auszubilden, und konnten, wenn ſie nicht auf dem Lande bleiben wollten, früher oder ſpäter bei eintretenden Vakaturen in die Stadt ziehen.

Schon als einem Fremden würde es mir ſchwer geworden ſein, als praktiſcher Arzt eine Rolle in Würzburg zu ſpielen; auch waren der tüchtigen und geſuchten Aerzte in der Stadt genug, als daß ein Verlangen nach mehreren hätte Statt finden ſollen. Allein ich wollte weder, noch konnte ich auch als praktiſcher Arzt in Würzburg auftreten. Nicht nur hatte ich als Profeſſor zu wenig Zeit dazu, ſondern ich hatte auch als Arzt an dem Julius-Spital und Lehrer der Klinik, Gelegenheit genug, mich in der Praxis fortzuüben. Indeſſen konnte ich mich doch nicht ganz aller Privatpraxis entziehen. Mehrere Familien, wie die Thurheimiſche, die Familie des Vice-Präſidenten von Leiden, des Direktors von Sicherer, der Profeſſoren Paulus und Schelling, und mehrere andere wollten mich zu ihrem Hausarzt haben, und ich konnte nicht umhin, ihrem Verlangen zu entſprechen. Auch konnte ich es nicht abſchlagen, wenn ich da und dorthin zu Konſultationen gerufen wurde, welche in Würzburg viel häufiger veranſtaltet werden, als in andern größern Städten. So war ich denn, zwar in einem beſchränkten Kreiſe, auch in Würzburg praktiſcher Arzt; allein eben weil ich als ſolcher keine Rolle ſpielen wollte, hatte ich auch nicht nöthig, um die Gunſt des Publikums zu buhlen, welche zu gewinnen der Arzt ſo oft in die Lage geräth, bei ſeinen Ordinationen, ſtatt ſtreng nach ſeiner Ueberzeugung zu handeln, Manches nachgeben muß, was derſelben entgegen iſt, und was er ſo oft Urſache hat zu bereuen.

Außer meinem Handbuch der praktiſchen Heilkunde habe ich als Profeſſor in Würzburg nichts drucken laſſen, und ich geſtehe gern, daß es mich oft gereut hat, auch dieſes gethan zu haben, nicht allein weil ich mich darin zu den Grundſätzen der Erregungstheorie bekannte, welche die immer mehr emporkommende Schellingſche Naturphiloſophie bereits zu ſtürzen drohte, ſondern auch und hauptſächlich, weil es ein Werk der Eile war, indem einerſeits die Regierung verlangte, daß jeder Profeſſor über ſein eigenes Lehrbuch leſen ſollte, und andrerſeits meine Zuhörer, um des Nachſchreibens überhoben zu ſein,

ſobald wie möglich, meine Hefte gedruckt zu haben wünſchten. So geſchah es, daß ich mit Abfaſſung des Handbuchs beſchleunigte, ſo viel ich konnte, und die Folge davon war, daß ich weder meine Kollektaneen gehörig ordnen, noch in dem, was ſie enthielten, das Meinige von dem Fremden gehörig ausſcheiden konnte. Mein Handbuch ward daher ein zuſammengetragenes Werk von eigenem und fremdem Gut, und wenn es von mehreren Recenſenten als eine Kompilation dargeſtellt worden, ſo kann ich ihnen dieſes Urtheil um ſo weniger verdenken, da ich es ſelbſt dafür hielt. Das Einzige, was mich wegen der Herausgabe derſelben entſchuldigen könnte, war, daß ich mich ſeiner blos bei meinen Katheder-Vorleſungen bediente, wobei ich nie unterließ, meine Zuhörer auf die Einſeitigkeit der Erregungstheorie aufmerkſam zu machen, dagegen aber am Krankenbette immer nach dem empiriſch-rationellen Syſtem handelte, welches ich mir als praktiſcher Arzt auf den Grund meiner vieljährigen Erfahrung gebildet hatte, worüber ich alle meine ehemaligen Zuhörer zu Zeugen aufrufen darf. Wäre ich länger in Würzburg geblieben, ſo würde ich ein ganz anderes Handbuch der praktiſchen Heilkunde geſchrieben haben, ein Handbuch, worin ich weder der Erregungstheorie, wie Röſchlaub, noch der Naturphiloſophie, wie Marcus, gehuldigt hätte, ein rein auf Erfahrung gegründetes Handbuch, unbekümmert um das Urtheil, welches die Spekulanten aller Art darüber hätten fällen mögen.

So viel von meinem akademiſchen Leben in Würzburg. Ich gehe nun zu meinem geſelligen über, und das Erſte, was ich hier zu berichten habe, iſt die Ferienreiſe, welche ich im Herbſt 1804 über München nach Stuttgart gemacht habe. Die Reiſe von Würzburg nach München machte ich mit dem Grafen von Thurheim, und wie vergnügt ich auf derſelben mit dieſem hochverehrten Freund war, brauche ich nicht zu ſagen. Ich hatte München zuvor nie geſehen, um ſo mehr freute ich mich des Anblicks dieſer bedeutenden, und ich ſetze hinzu, auch ſchönen Stadt. Indeſſen intereſſierte mich die Stadt ſelbſt weniger, als die Merkwürdigkeiten, welche da zu ſehen waren, die Gemäldegallerie, die große Bibliothek, die Naturalienſammlung, vorzüglich aber der engliſche Garten, der mich ſo lebhaft an die ſchönen Anlagen in Stuttgart und Ludwigsburg erinnerte, und den ich daher alle Morgen beſuchte. Ich verweilte nur einige Tage in München, denn ich verlangte, ſobald wie möglich,

mein Vaterland wieder zu ſehen, meine Freunde in Stuttgart und Ludwigsburg zu beſuchen, und einige Wochen lang ganz Würtenberger zu ſein. Von München reiſte ich über Augsburg und Ulm, und um nicht in Ulm, welches damals noch eine Feſtung war, aufgehalten zu werden, fuhr ich noch ein Paar Stunden weiter, und übernachtete in einem Chauſſeehaus, was auch noch Viele andere Reiſende damals thaten. Hier fand ich zum erſten mal wieder ſchwäbiſches Brod, meine Freude darüber war groß, denn ich hatte mich noch nicht ganz an das Würzburger gewöhnt. Ich ließ mir daſſelbe herrlich ſchmecken, ſo daß ich mir beinahe eine Indigeſtion zuzog. In Göppingen, wo ich Mittag hielt, wurde ich in dem Gaſthof, in welchem ich abgeſtiegen, über alle Erwartung gut bewirthet. Mir fiel dieß auf, aber als ich nach der Zeche fragte, erfuhr ich, daß der Wirth der Sohn des Waldhornwirths in Ludwigsburg war, deſſen Hausarzt ich geweſen, und deſſen freundſchaftliche Geſinnungen gegen mich auch auf den Sohn fortgeerbt hatten.

Gleich am folgenden Tag nach meiner Abreiſe nach München war meine Familie nach Stuttgart abgereiſt, und ſie war daſelbſt ſchon einige Tage vor meiner Ankunft angekommen. Wie von meiner Frau und Kindern, wurde ich auch von meinen Aeltern und Schweſtern auf das herzlichſte bewillkommt und aufgenommen. Die Freude, den Sohn und Bruder wiederzuſehen, konnte nicht größer ſein, als wenn wir viele Jahre getrennt geweſen, und ich von Amerika gekommen wäre. Nicht minder groß war auch die Freude in Ludwigsburg, wo wir mit der Mutter meiner Frau und ihren Geſchwiſtern wieder zuſammen kamen. Auch unſere vielen Freunde und Freundinnen, ſowohl in Ludwigsburg als in Stuttgart freuten ſich unſeres Wiederſehens, und wir dürfen wohl ſagen, daß die Tage, welche wir an beiden Orten zubrachten, zu den ſchönſten unſeres Lebens gehörten. Nicht nur alle unſere alten Freunde fanden wir wieder ganz ſo gegen uns geſinnt, als wenn wir nie von ihnen getrennt geweſen wären, ſondern ich gewann auch neue Freunde und Gönner, beſonders in Stuttgart, zu welchen ich vorzüglich den berühmten ehemaligen Profeſſor in Göttingen, und damaligen Würtenbergiſchen Geheimenrath S p i t t l e r zähle. Ich wurde mit ihm durch ſeinen Schwager Eiſenbach, einen ſchon früher genannten lieben Freund von mir, bekannt, und ich hatte um ſo mehr Urſache, mich dieſer Bekanntſchaft zu freuen, da er ein großes Vertrauen zu mir zu haben

ſchien. Er war Kurator der Univerſität Tübingen, und eine ſeiner Hauptangelegenheiten war die Errichtung eines Klinikums, woran es daſelbſt noch gefehlt hatte. Er wollte darüber auch meine Meinung hören, und ich mußte ihm verſprechen, eine Reiſe mit ihm nach Tübingen zu machen. Aber leider mußte die Reiſe unterbleiben, weil ihn dringende Geſchäfte in Stuttgart zurückhielten, und ſpäterhin die Zeit meines Urlaubs zu Ende ging.

Nun hatte ich nur noch wenige Tage, die ich im Vaterland zubringen durfte, und da ich meinen Urlaub weder verlängern konnte noch wollte, ſo war der Tag zur Abreiſe bereits beſtimmt, als unſere beiden Kinder, die Tochter in Ludwigsburg, der Sohn in Stuttgart, zu gleicher Zeit von dem Scharlachfieber befallen wurden. Natürlich konnte ich ihre Behandlung nicht ſelbſt übernehmen, die Behandlung meines Sohnes in Stuttgart übernahm mein Freund Plieninger, meiner Tochter in Ludwigsburg mein jüngerer Schwager, praktiſcher Arzt daſelbſt, und ich reiſte wieder eben ſo allein nach Würzburg zurück, wie ich nach Stuttgart gekommen war.

So befand ich mich nun auch jetzt wieder allein in Würzburg, nur mit dem Unterſchied, daß ich jetzt kein Fremdling mehr daſelbſt war, wie bei meiner erſten Ankunft. Die Paulusſche Familie, die in demſelben Hauſe mit uns wohnte, nahm mich auch ganz als Hausgenoſſen auf. Wie meine eigene Frau beſorgte Madame Paulus meine häuslichen Angelegenheiten. Alle Abende war ich bei der Familie zu Tiſch, Mittags ſpeiſte ich entweder bei dem Grafen von Thurheim, oder bei einem andern Freund. Ich hatte keine Sorge, als daß meine Frau mit den Kindern bald zurückkommen möchte, allein da dies nicht eher geſchehen konnte, als bis nichts mehr für die Kinder zu befürchten war, ſo verzögerte ſich die Rückreiſe bis tief in den November. Endlich kam ſie doch wohlbehalten mit den Kindern in Würzburg an, und, was mich ſehr erfreute, begleitet von ihrer jüngſten Schweſter, welcher ihre Mutter auf unbeſtimmte Zeit bei uns zu bleiben erlaubt hatte.

Ich habe ſchon geſagt, daß der zunächſt an das Seminarium ſtoßende Borgiasbau zu Wohnungen für mich, Paulus und Schelling eingerichtet werden ſollte. Die Einrichtung war bei meiner Zurückkunft nach Würzburg ihrer Vollendung nahe, und als meine Frau ankam, war ſie bereits ſo weit vollendet, daß wir die Wohnung in den nächſten Tagen beziehen konnten. Dies geſchah; die

erſte Etage des Gebäudes bezog ich, die zweite Paulus, und die dritte ſollte Schelling beziehen. Allein er zog es vor, in ſeiner bisherigen Wohnung zu bleiben, und er that wohl daran, weil dieſelbe nicht nur ſehr ſchön war, ſondern auch weil er zunächſt an ſeinen Wohnzimmern einen Hörſaal hatte, dergleichen er in Würzburg keinen ſchönern hätte finden können, und der auch groß genug war, die Menge der Zuhörer zu faſſen, welche ſich zu ſeinen Vorleſungen drängten. Statt Schelling zogen ſodann der außerordentliche Profeſſor der Medicin D. Paulus, der Schwager meines frühern Hausgenoſſen Paulus, und der an der philoſophiſchen Fakulät angeſtellte Profeſſor Fiſcher in die dritte Etage des Borgiasbaues.

Unſere Wohnung war ſehr geräumig, eine lange Reihe von Zimmern ſtand zu unſerer Verfügung, und die Schwierigkeit war nur, ſo viele Zimmer, um ſie benutzen zu können, zu meublieren. Allein da unſere Bekanntſchaften in Würzburg immer größer, und die Beſuche unſerer Freunde bei uns immer zahlreicher wurden, ſo thaten wir, was wir konnten, nicht nur zur Meublierung, ſondern auch zur Verſchönerung unſerer Wohnung, indem wir mehrere Zimmer auf unſere Koſten tapezieren oder malen ließen. Hätte ich ahnen können, daß ich ſie ſobald wieder würde verlaſſen müſſen, ſo hätte ich freilich dieſen Aufwand nicht gemacht. Indeſſen reuete mich derſelbe nicht. Die Freunde, die uns beſuchten, befanden ſich wohl in den geräumigen gut meublierten Zimmern, und ihr Wohlgefallen an der Wohnung, und ihre Freude, uns darin bequem und behaglich zu ſehen, entſchädigte uns hinlänglich für den gemachten Aufwand. Beſonders war der Graf von Thurheim und ſeine Gemahlin mit unſerer Einrichtung zufrieden, welche uns beinahe alle Abende mit ihrer Tochter, der hernachmaligen Gemahlin des Fürſten Karl von Wrede, des älteſten Sohnes des als Feldherr und Staatsmann gleich berühmten Marſchalls, beſuchten.

Zu den vielen neuen Freunden, welche wir in Würzburg gewonnen hatten, zähle ich vorzüglich den Vice-Präſidenten der Landes-Direktion Freiherrn von Leiden, den Oberjägermeiſter Freiherrn von Zyllnhardt, den Direktor von Schilcher, den Direktor von Sicherer und ſeine Frau, eine Gräfin von Thörring, eine Frau von Hutten, den Receptorats-Direktor von Lurz, und den Adminiſtrator des Julius-Spitals Hofrath Oehninger. Bei dem Vice-Präſidenten von Leiden war ich nicht nur

Hausarzt, ſondern auch Hausfreund, eben ſo auch bei den Direktoren von Schilcher und von Sicherer, deſſen Frau die meinige zu ihren liebſten Freundinnen zählte. Mit dem Oberjägermeiſter von Zyllnhardt, einem der bravſten Männer in Würzburg, knüpfte ich bald einen innigern Freundſchaftsbund, ſo wie meine Frau mit der Frau von Hutten, die bis zu ihrem Tod eine immer gleich treue Freundin blieb. Mit der Frau Gräfin von Thörring, welche mit dem Oberjägermeiſter von Zyllnhardt in demſelben Hauſe wohnte, wurde ich zuerſt durch dieſen bekannt. Sie war eine eben ſo geſcheidte als brave Frau, welche ſehr viel auf die meinige hielt, und uns faſt alle Wochen einmal beſuchte, jedoch immer unter der Bedingung, daß auch im ſtrengſten Winter das Zimmer nur wenig geheizt werden durfte. Ueberhaupt hatte ſie viele Eigenheiten, unter andern auch die, daß ſie ſich immer ſchwarz kleidete. Aber wir konnten dieſe Eigenheiten leicht überſehen, da ſie ſich bei allen Gelegenheiten als eine wahre Freundin von uns betrug. — Mit dem Receptorats-Direktor von Lurz ſtand ich zwar in keinem beſondern freundſchaftlichen Verhältniß, aber ich achtete ihn doch, ſeiner vielen Wunderlichkeiten ungeachtet, als einen braven Mann, und weil ich viel mit ihm zu verkehren hatte, ſo war es mir lieb, ihn zum Freund und Gönner zu haben, wie er ſich denn auch bei jeder Gelegenheit als einen ſolchen gegen mich bezeigte. Eben ſo ſtand ich auch mit dem Adminiſtrator des Julius-Spitals, Hofrath Oehninger, auf keinem beſonders vertrauten Fuß, allein da ich mit ihm in manchfacher amtlicher Verbindung ſtand, ſo lag mir viel daran, ihn zum Freund zu haben, und ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er mir nicht nur zu allen Veränderungen, welche ich in dem Julius-Spital beabſichtigte, willfährig die Hand bot, ſondern auch nach meinem Abgang wohlgeſinnt gegen mich blieb, da er mich nicht nur bis zu ſeinem Tod alle Jahre mit einigen Flaſchen Steinwein erfreute, ſondern mir auch nachrühmte, daß ich dem Julius-Spital während meiner Direktion deſſelben auch in ökonomiſcher Rückſicht viel genützt habe.

Aber nun kam eine Epoche, welche ich zu den intereſſanteſten rechne, die ich erlebt habe, der neue Krieg, welcher im Jahr 1805 zwiſchen Frankreich und Oeſterreich ausgebrochen war. Der Churfürſt von Baiern, deſſen Armee bisher immer gegen Frankreich gefochten hatte, hatte ſich für Frankreich erklärt. Die Oeſterreicher hatten die Baieriſche Grenze überſchritten, und waren im Begriff, in

München einzurücken. Der Churfürſt mit ſeiner Familie, ſeinen Miniſtern, und einem großen Theil ſeines Hofs, verließ München, und begab ſich nach Würzburg, um ſich hier zu verweilen, bis die Oeſterreicher ſeine Reſidenz wieder verlaſſen hätten. Der Einzug des Churfürſten in Würzburg war ſtill, die Würzburger, ohnehin öſterreichiſch geſinnt, und unzufrieden, daß er zum erſten mal auf der Flucht nach Würzburg komme, betrugen ſich ganz gleichgültig bei ſeinem Einzug, der große Platz vor dem Schloß war beinahe leer von Menſchen, blos die öffentlichen Behörden waren zum Empfang des Churfürſten im Schloß verſammelt. Aber der Churfürſt kehrte ſich nicht daran. Gleich am andern Tag durchwandelte er, wie in München, die Straßen ohne Begleitung, grüßte jeden Vorübergehenden freundlich, begab ſich in Kaufläden, kurz, überall zeigte er ſeine einnehmende Popularität. Natürlich gefiel dies den Würzburgern, und wie ſie ſeinen Einzug in die Stadt mit Gleichgültigkeit angeſehen hatten, ſo frohlockten ſie jetzt über ſeine Anweſenheit. Dieſe veränderte Stimmung der Würzburger machte dem Churfürſten große Freude, und er bezeigte ihnen auf alle Weiſe, daß er ſich wohl in ihrer Mitte befinde. Er ging alle Tage in der Stadt herum, beſah Alles, was zu ſehen war, und ſo kam er dann auch in das Julius-Spital. Ich war eben im Begriff, es zu verlaſſen, als er eintrat. Als Dirigent des Spitals ſtellte ich mich ihm vor, führte ihn dann überall im Spital herum, durch die Krankenzimmer, in die Kirche, in den botaniſchen Garten, in die Anatomie, in das chemiſche Laboratorium, und zuletzt auch in die Wohnungen der Pfründner. Mit Allem bezeigte er ſeine Zufriedenheit, und welchen Antheil er an den Kranken, und an den betagten und gebrechlichen Pfründnern und Pfründnerinnen genommen, mag folgendes Beiſpiel beweiſen. Unter den Pfründnerinnen befand ſich auch eine kurz zuvor aufgenommene Weibsperſon, welcher von Geburt an die untern Extremitäten fehlten, welche aber außerdem ganz geſund war. Der Churfürſt bezeigte Mitleid mit dieſer gebrechlichen Perſon, beſchenkte ſie mit einigen Thalern, und wie er weiter gehen wollte, ſagte ihm der anweſende Pfarrer des Spitals, daß dieſe armſelige Kreatur zwar wohl verſorgt ſei, daß ſie aber vollkommen glücklich ſein würde, wenn auch ihre arme Mutter eben ſo verſorgt wäre. „Das wird wohl keine Schwierigkeit haben, erwiederte der Churfürſt, man muß mir deßhalb nur eine ſchriftliche Anzeige machen, und das kürzeſte

wird ſein, wenn Sie, Herr Pfarrer, morgen früh mir die Anzeige ſelbſt bringen, jedoch muß ich zuvor fragen, ob die Mutter der Unglücklichen ein Landeskind iſt?" — „Das iſt ſie, erwiederte der Pfarrer, denn ſie iſt eine Bambergerin." Indigniert, die Güte des Churfürſten ſo mißbraucht zu ſehen, trat ich vor und ſagte: „Dem iſt nicht alſo, Euer Churfürſtliche Durchlaucht, die Mutter des Mädchens iſt keine Bambergerin, ſie iſt am Rhein zu Hauſe. Ueberdieß iſt ſie auch nicht ihre Mutter, ſondern eine weitläuftige Anverwandte derſelben, welche ſie bisher ums Geld hat ſehen laſſen, und weil ſie nichts mehr mit ihr erwerben kann, ihre Aufnahme in das Julius-Spital von der Landes-Direktion ausgewirkt hat. Endlich gehört auch das unglückliche Mädchen ſelbſt nicht in das Julius-Spital, ſondern es ſind für ſolcherlei Perſonen andere Anſtalten in der Stadt, und es war ein Verſehen von der Landes-Direktion, daß ſie das nicht bedacht hat. Sage Du ſelbſt, fuhr ich, mich an das Mädchen wendend, fort, iſt es nicht ſo, daß das Weib, welches Dich nach Würzburg gebracht, nicht Deine Mutter, ſondern blos eine Anverwandte von Dir, und keine Bambergerin, ſondern eine Rheinländerin iſt?" — „So iſt es," erwiederte die Weibsperſon, und der Churfürſt ärgerlich über den zudringlichen Pfarrer, nahm die Aufforderung zur Beibringung der verlangten Anzeige zurück, der Pfarrer ſtand beſchämt und ſchweigend, und ich konnte mich nicht enthalten, ihm in Gegenwart des Churfürſten die Lehre zu geben, daß man großen Herren die Wahrheit ſagen müſſe, weil ſie, wenn ſie ihnen unſerer einer nicht ſage, dieſelbe unmöglich erfahren können.

Dies geſchah am Vormittag. Am Abend beſuchte mich, wie gewöhnlich, Graf Thurheim. Er war kaum in das Zimmer getreten, ſo frug er mich, was ich denn heute früh mit dem Spitalpfarrer gehabt habe? Ich antwortete, weiter nichts, als daß ich ihm ein wenig durch den Sinn gefahren ſei, weil ich das Lügen nicht leiden könne. Er wiſſe Alles, erwiederte der Graf, der Churfürſt habe es heute Mittag an der Tafel erzählt, und ich habe mich dadurch bei ihm in großen Kredit geſetzt. Sie ſeien ein Mann, ſagte er, auf den man ſich verlaſſen könne, und auf ſolche Männer halte er etwas. „Das freut mich, antwortete ich, und ich hoffe, daß mich der Churfürſt noch weiter von dieſer Seite kennen lernen ſoll; ich bin ein Fremdling in Würzburg, und nur die Achtung meiner Vorgeſetzten

und der Schutz des Churfürſten können mich gegen den Neid und den Widerwillen der Würzburger ſicher ſtellen."

Das Intereſſe des Churfürſten an dem Julius-Spital theilte ſich auch ſeiner Gemahlin, den Prinzeſſinnen, und mehr oder weniger dem ganzen Hof mit. Wen er ſprach, gegen den pries er das Spital, und wer es noch nicht beſucht hatte, wurde von ihm dazu aufgefordert. Schon einige Tage nachher, nachdem der Churfürſt das Spital zum erſtenmal beſucht hatte, beehrte auch die Churfürſtin daſſelbe mit einem Beſuch. Ich war eben in Begleitung einiger meiner Zuhörer aus dem Spital weggegangen, und wollte über den Schloßplatz nach Hauſe gehen, als ich den Churfürſten mit ſeiner Gemahlin aus dem Schloß heraustreten ſah. Der Churfürſt erkannte mich von fern, und winkte mich zu ſich. Die Studenten entfernten ſich, ich folgte dem Wink, und erwartete, ihm meine Ehrfurcht bezeigend, ſeine Befehle. „Wie ich an Ihrer Begleitung ſehe, ſagte er, ſo kommen Sie von dem Julius-Spital her, aber ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müſſen wieder dahin zurück, und meiner Frau das Spital zeigen, das iſt, fuhr er fort, der Dirigent des Spitals, der wird Dich überall darin herumführen, ein braver Mann, und noch dazu ein Schwabe, Dein Landsmann." Die Churfürſtin bezeigte überall, wohin ich ſie führte, ihr Wohlgefallen, und insbeſondere über den ſchönen botaniſchen Garten, und das reichhaltige anatomiſche Präparaten-Kabinet. Während ſie ſich in dem letztern aufhielt, hatte in dem in daſſelbe führenden Zimmer ein großes, einem Sarg ähnliches, zinnernes Behältniß die Aufmerkſamkeit des Churfürſten erregt, und auf deſſen Frage, was das ſei? antwortete der alte Siebold, an den die Frage gerichtet war: „Das iſt ein Sarg, Euer Churfürſtliche Durchlaucht, in welchem die Theile, die zu Präparaten gemacht werden ſollen, um ſie vor Fäulniß zu bewahren, in Branntwein gelegt werden," und um den Churfürſten einen anſchauenden Begriff davon beizubringen, befahl er dem Anatomiediener, den an einem Flaſchenzug hängenden Deckel des Sargs in die Höhe zu ziehen. „Nicht doch, Herr Geheimerrath, ſagte ich, in dem Sarge liegen mehrere Theile, die, wenn der Deckel aufgehoben wird, Geſtank verbreiten, und in dem Präparaten-Kabinet iſt die Churfürſtin, welche hier wieder durchpaſſieren muß." — „Zugelaſſen, zugelaſſen," rief der Churfürſt. Gleich darauf kam die Churfürſtin aus dem Kabinet zurück, und ich führte ſie weiter.

Ein Paar Tage darauf beehrten auch die Prinzeſſinnen Auguſte und Charlotte das Julius-Spital mit ihrem Beſuch. Die Ehre, ſie in demſelben herumzuführen, wurde mir wiederum zu Theil. Ich zeigte ihnen Alles, wie der Churfürſtin; auch ſie betrachteten Alles mit Wohlgefallen, beſonders aber gefiel ihnen die einfache ſchöne Kirche, und der botaniſche Garten. Es blühete damals gerade eine Pflanze, welche der Gärtner als die ſeltenſte und koſtbarſte in dem ganzen Garten angab. Ich weiß nicht mehr, wie er die Pflanze nannte, die Blüthe beſtand aus mehreren weißen Blumen von der Größe der Aurikeln, und ihr Wohlgeruch übertraf noch ihre Schönheit. Der Gärtner, ſich nicht begnügend mit dem Lob der Pflanze, erzählte auch, daß ſie noch von dem Fürſtbiſchof Franz Ludwig angeſchafft worden, und was ſie gekoſtet habe. Die Prinzeſſinnen hörten ihm mit Aufmerkſamkeit zu, und er würde noch lange fortgefahren haben, wenn ich ihn nicht unterbrochen hätte. „Aber lieber Herr Wolf, ſagte ich, wozu alles dieſes Gerede? Schneiden Sie die Blume ab, und überreichen Sie ſie der Prinzeſſin,“ auf die Prinzeſſin Auguſte zeigend. Der Gärtner beſann ſich, die Prinzeſſin proteſtierte gegen das Abſchneiden. Allein es half nichts, der Gärtner mußte die Blume abſchneiden, er thats, und ich überreichte ſie der Prinzeſſin mit den Worten: „Jetzt iſt die ſchöne Blume an ihrem rechten Platz, ſchöner konnte ſie an keinem andern verblühen.“ Die Prinzeſſin war etwas verlegen, aber ſie nahm die Blume wohlgefällig aus meiner Hand, und nie werde ich das holde Lächeln vergeſſen, mit welchem ſie dieſelbe an ihren Buſen ſteckte. Zuletzt führte ich die Prinzeſſinnen in mein Auditorium, ein geräumiges gewölbtes Zimmer mit mehreren Reihen wohl angebrachter Subſellien, und dieſen gegenüber mit einer um mehrere Stufen erhöhten Lehrkanzel verſehen, und mit den in Lebensgröße in Oel gemalten, und in vergoldete Rahmen gefaßten Bildniſſen der Fürſtbiſchöfe, von dem Fürſtbiſchof Julius, dem Stifter des Spitals, an bis zu dem damals noch lebenden Fürſtbiſchof Georg Karl ausgeziert. Ich nannte den Prinzeſſinnen die Namen der Fürſtbiſchöfe, welche die Bilder vorſtellten, und bemerkte zuletzt, daß, um die Reihe der um das Julius-Spital verdienten Fürſten voll zu machen, nur noch ein Bildniß fehle, und auf die Frage, welches ich meine? antwortete die Prinzeſſin mit der liebenswürdigſten Beſcheidenheit: „Das Bildniß meines Vaters.“ — „Sie konnten es leicht errathen, ſagte ich ihr,

auch iſt das Bildniß längſt beſtellt, und in Arbeit, und damit Sie auch die Stelle wiſſen, wohin es kommt, es kommt an den meinem Katheder gegenüber ſtehenden Pfeiler, damit ich es bei meinen Vorleſungen immer vor Augen habe, und mich bei ſeinem Anblick ſtets meiner Pflicht erinnere." — „Das werden Sie nicht nöthig haben," erwiederte ſie, freundlich lächelnd, aber gewiß ſehr vergnügt darüber, daß die ſchöne Reihe ſo vieler guten und edlen Fürſten mit dem Bildniß ihres Vaters geſchloſſen werden ſoll.

So hatte ich nun als Dirigent des Julius=Spitals die bedeutendſten Perſonen aus der Begleitung des Churfürſten kennen gelernt, indem ſie alle nach und nach daſſelbe beſuchten. Aber näher bekannt wurde ich mit einigen als Arzt und Lehrer an der Univerſität, und unter dieſen nenne ich vorzüglich den Miniſter von Montgelas und ſeine Gemahlin, die geheimen Referendäre von Zentner, von Riegel und von Schenk. Der Miniſter von Montgelas hatte, um beſtändig in der Nähe des Churfürſten zu ſein, in der dem Reſidenzſchloß zunächſt gelegenen Wohnung des Grafen von Thurheim einige Zimmer bezogen, ſeine Gemahlin hingegen wohnte mit ihrem damals einzigen Kinde, einer Tochter von ungefähr zwei Jahren, in dem Rainacher Hofe. Sie wollte das Julius=Spital ſehen, und ein Billet von dem Vice=Präſidenten von Leiden beſtimmte mir den Tag und die Stunde, wenn ich ſie dahin abholen ſollte. Ich fand mich zu der beſtimmten Zeit bei ihr ein, wurde auf das höflichſte von ihr aufgenommen, und ſie wollte nur noch auf ihren Gemahl warten, der auch mitgehen wollte. Allein dieſer kam nicht, und wir begaben uns daher ohne ihn in das Spital. Ehe wir weggingen, zeigte ſie mir ihr Töchterchen, um mich wegen deſſelben um Rath zu fragen. Das Kind war mit einem Nabelbruch behaftet, und hatte zwar eine Bandage, aber ich fand dieſe nicht zweckmäßig genug, und verſprach ihr, für eine beſſere zu ſorgen, auch eines meiner eigenen Kinder ſei mit dieſem Uebel behaftet geweſen, es hätte mir keine Bandage etwas getaugt, endlich hätte ich ſelbſt eine angegeben, welche von meiner Frau verfertigt worden, und ihren Zweck ſo gut erreicht habe, daß der Schade ſchon nach ein Paar Monaten gehoben geweſen, wahrſcheinlich habe meine Frau die Bandage noch, und ſie werde mit Vergnügen nach dem Muſter derſelben eine gleiche für das Kind verfertigen, nur müſſe ſie zuvor das Maß an dem Kinde nehmen. Die Frau Miniſterin nahm das

Anerbieten wohlgefällig auf, lud meine Frau gleich auf den folgenden Tag zu einem Frühſtück bei ihr ein, wo ſie die Bandage ungeſäumt zu verfertigen, und ſie zum erſten mal ſelbſt anzulegen verſprach. Meine Frau erfüllte ihr Verſprechen, die Bandage wurde angelegt, ſie paßte vollkommen, und es war kein Zweifel, daß das Uebel bald gehoben werden würde.

Indeſſen war Napoleon in München angekommen. Die Miniſterin, begierig den großen Mann zu ſehen, reiſte gleich nach erhaltener Nachricht von ſeiner Ankunft dahin ab, und der Miniſter, der ſeine Tochter nicht allein laſſen wollte, bezog bis zur Rückkunft ſeiner Gemahlin den Rainacher Hof. Da ich das Kind gewöhnlich alle Morgen beſuchte, ſo ſah ich auch dabei den Miniſter, der ſonſt ſehr ſchwer zugänglich war, öfter, und ich freute mich dieſer nähern Bekanntſchaft mit ihm um ſo mehr, da ich manches Gute für die Univerſität bewirken konnte, was außerdem wahrſcheinlich unterblieben wäre. Er war bis zu dieſer Zeit noch nicht in dem Julius-Spital geweſen, aber er hatte mir zugeſagt, daſſelbe zu beſuchen, ſobald er ein Paar freie Stunden haben würde. Dies geſchah zufällig bei einem Spaziergang, welchen er mit dem geheimen Referendar von Riegel machte. Sie gingen eben durch die Allee vor dem Julius-Spital, als mich der letztere aus demſelben heraustreten ſah. Riegel mußte den Miniſter hierauf aufmerkſam gemacht haben, denn ſie gingen beide auf mich zu, und der Miniſter ſagte, er habe jetzt eben eine Stunde Zeit, das Spital zu ſehen, ich möchte ihn in demſelben herumführen, doch ſolle ich dafür ſorgen, daß wir allein ſeien, weil er Niemand ſprechen wolle. Ich befahl daher dem Thorwart, Niemand von der Anweſenheit des Miniſters in dem Spital etwas zu ſagen, und Niemand, der nicht Geſchäfte in dem Spital habe, einzulaſſen. Der Befehl wurde von dem Thorwart pünktlich befolgt, der Miniſter bekam Niemand zu ſehen, und wir durchwanderten das Spital ungeſtört. Der Miniſter beſah Alles mit der größten Aufmerkſamkeit, bezeigte überall ſeine Zufriedenheit, beſonders aber gefiel ihm die Kirche, von welcher er ſagte, daß er nie eine ſo einfache, und doch ſo ſchöne Kirche geſehen habe.

Nächſt der Bekanntſchaft mit dem Miniſter intereſſierte mich vorzüglich die Bekanntſchaft mit dem geheimen Referendar von Zentner, welchen ich ſchon durch den Grafen von Thurheim als

einen der vorzüglichſten Staatsbeamten in Baiern kannte. Ich hatte ihn zwar ſchon einige mal geſehen, aber näher bekannt mit ihm wurde ich erſt aus Gelegenheit einer Unpäßlichkeit, gegen welche er meine Hülfe in Anſpruch nahm. Seine nähere Bekanntſchaft entſprach meiner Erwartung vollkommen. Ich fand an ihm einen eben ſo angenehmen und wohlwollenden, als geiſtreichen und vielfältig unterrichteten Mann, und je öfter ich mit ihm zuſammenkam, deſto mehr beſtätigte ich mich in dieſem Urtheil über ihn. Er war ein ſehr vertrauter Freund des Grafen von Thurheim, und wenn dieſer, wie faſt täglich, Abends zu mir kam, brachte er gewöhnlich auch ihn mit, und ſo entſtand bald ein wahrhaft freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen uns, welches auch, als er Miniſter geworden, unverändert blieb, und bis zu ſeinem Tode fortdauerte.

Auch mit dem geheimen Referendar von Riegel kam ich auf Anlaß einer ihn betroffenen Unpäßlichkeit in nähere Bekanntſchaft. Er war in hohem Grade hypochondriſch, und ein Anfall ſeiner gewohnten Krämpfe bewog ihn, mich deshalb um Rath zu fragen. Er wurde bald von ſeinen Krämpfen befreit, und da er ſo gefällig war, mir zu erlauben, ihn auch in geſunden Tagen zu beſuchen, ſo benutzte ich dieſe Gelegenheit, näher bekannt mit ihm zu werden, ſo oft ich es für ſchicklich hielt. So ſah ich denn auch ihn öfters, und ich darf mir ſchmeicheln, daß auch er, wie der Herr von Zentner, Würzburg als mein Freund verlaſſen hat.

Mit dem geheimen Referendar von Schenk wurde ich durch ſeinen Sohn bekannt, der in Würzburg Medicin ſtudierte, und auch bei mir Vorleſungen hörte. Der junge Schenk war einer der fleißigſten Studierenden, mit vielen Fähigkeiten begabt, von dem beſten Herzen, und untadelhaften Sitten. Natürlich war das Lob, welches ich dem Sohn geben konnte, dem Vater höchſt erfreulich, und es konnte nicht fehlen, da er erfuhr, daß ich ſeinen Sohn jener Eigenſchaften wegen beſonders auszeichnete, daß er mich als den Freund ſeines Sohnes anſah, und mich als ſolchen auch ſeiner Freundſchaft würdigte.

Der Aufenthalt des Churfürſten in Würzburg dauerte einen vollen Monat, und es verging keine Woche, wo er das Julius-Spital nicht ein- oder zweimal beſuchte. Er kam gewöhnlich allein, und immer in den Stunden, wo er wußte, daß er mich in

dem Spital treffen würde. Unvermuthet trat er in das Krankenzimmer, worin ich mich eben mit meinen Schülern befand, durchging mit mir die andern, umgeben von den Studenten, fragte nach dem Befinden faſt jedes einzelnen Kranken, und hatte ſich jeden ſo gut gemerkt, daß er bei dem nächſten Beſuche ſich ſelten über ſeine Krankheit irrte. Es war ein höchſt erfreulicher Anblick, den Landesherrn an den Leiden ſeiner armen kranken Unterthanen ſo theilnehmend, und von Bett zu Bett von den Studenten begleitet zu ſehen. Aber auch er ſelbſt gefiel ſich in dieſer Begleitung; er ſagte mir mehrmals, daß es ihm vorkomme, als wäre er ſelbſt ein Student, der Kranke behandeln lernen müſſe. Zum Beweis ſeiner großen Theilnahme an den Leiden der Kranken will ich nur einen Fall anführen. Ein Handwerksmann, der in ſeinen Zimmern arbeitete, hatte das Unglück, daß ihm ein ſchwerer Hammer auf einen Vorderfuß fiel. Der Vorderfuß war heftig gequetſcht, ſo daß der Beſchädigte weder gehen noch ſtehen konnte. Der Churfürſt ließ ihn ſogleich in das Julius-Spital ſchaffen, und zugleich ſchickte er einen Hofbedienten zu mir, mit dem Befehl, für die Heilung des Kranken auf das beſte zu ſorgen. Als äußerlichen Kranken hatte ihn der Profeſſor der Chirurgie und Oberwundarzt des Spitals Barthel von Siebold zu behandeln. Er nahm ihn daher ſogleich in die Kur, und auf mein Verlangen zog er auch ſeinen Vater bei. Beide Siebolde ſtimmten für die Amputation des Fußes, nicht allein wegen der Heftigkeit der Quetſchung, ſondern auch weil der Patient ſchon bei Jahren, und ein ſtarker Trinker war. Auch ich war dieſer Anſicht, aber als die Frage von der Stelle war, an welcher die Amputation gemacht werden ſollte, war ich anderer Meinung. Sie wollten die Amputation unmittelbar über den Knöcheln machen, ich rieth, den Fuß unter dem Knie abzuſchneiden, weil die Gefahr des Brandes in dieſer weitern Entfernung von dem verletzten Theil weniger groß ſei. Allein ich wurde überſtimmt, die Amputation wurde über den Knöcheln gemacht. Aber ſchon am dritten Tag zeigte ſich die Wunde brandig, und nun ſollte eine zweite Amputation unter dem Knie gemacht werden, wozu ich jetzt nicht mehr ſtimmen konnte; ich rieth vielmehr, ſie jetzt über dem Knie zu machen. Allein auch hier mußte ich den beiden von mir völlig unabhängigen Chirurgen nachgeben. Die Amputation wurde unter dem Knie gemacht, aber bald zeigte

ſich die Wunde auch hier brandig, und es ſollte nun zur Amputation über dem Knie geſchritten werden. Dieſe dritte Amputation litt ich nicht mehr. Der Kranke, ſagte ich, iſt nun ein innerlicher, er hat ein typhöſes Fieber, der Brand iſt nicht mehr örtlich, er iſt jetzt allgemein, der Kranke iſt ohne Zweifel verloren, und ich gebe ſchlechterdings nicht zu, daß er zum dritten mal amputiert wird. Wirklich ſtarb der Kranke wenige Tage darauf an dem typhöſen Fieber zum großen Bedauern des Churfürſten, der natürlich ſehr ungehalten über die beiden Sieboldе war, als ich ihm auf ſein Verlangen den Vorgang ausführlich erzählte.

Hatte ich mich ſchon vorher bei dem Churfürſten in Kredit geſetzt, ſo konnte es nicht fehlen, er mußte durch dieſen Vorgang bedeutend vermehrt werden. Davon erhielt ich bei mehreren Gelegenheiten die überzeugendſten Beweiſe; auch iſt es natürlich, daß die günſtige Meinung, welche der Churfürſt von mir gefaßt hatte, mir auch überhaupt mehr Achtung in Würzburg verſchaffte. Ich wurde, was vorher nicht der Fall war, auch in allgemeinen Univerſitäts=Angelegenheiten zu Rath gezogen, und zumal bei Beſetzung der erledigten Profeſſorate. So wurde z. B. nach dem Abgang des Profeſſors der Anatomie Fuchs, welcher wieder nach Jena, woher er berufen worden, zurückkehrte, als ſein würdigſter Nachfolger der Profeſſor der Phyſiologie und Pathologie Döllinger von mir in Vorſchlag gebracht, und dazu ernannt, ſo daß er nun alle drei Penſa vereinigte. Von allen Kompetenten war er gewiß der würdigſte, und wenn ich ſonſt kein Verdienſt um die Univerſität gehabt hätte, als daß ich ihn zu der Stelle empfohlen, ſo würde dieſes einzige ſchon groß genug geweſen ſein, um ſagen zu können, daß ich mich um dieſelbe verdient gemacht habe.

Schon während der Anweſenheit des Churfürſten in Würzburg hatte die Stadt franzöſiſche Einquartierung bekommen, an welcher auch die Profeſſoren der Univerſität zu tragen hatten. Zugleich ſollte in der Umgegend der Stadt ein großes franzöſiſches Lazareth eingerichtet werden, wozu das ehemalige Kloſtergebäude in Unterzell am Main, eine Stunde von Würzburg, gewählt worden. Das Gebäude war eben verkauft worden, aber zum Glück war der Verkauf noch nicht ratificiert, und das Gebäude disponibel geblieben. Nun war zwiſchen dem franzöſiſchen Geſandten, welcher dem Churfürſten nach Würzburg gefolgt war, dem Staatsrath Otta, und

der von dem Churfürſten niedergeſetzten Kommiſſion, Kriegs-Separat genannt, die Uebereinkunft getroffen worden, daß bis zur Herſtellung des Lazareths in Unterzell die kranken Franzoſen einſtweilen in den Krankenanſtalten in der Stadt untergebracht werden ſollen. Ich wußte nichts von dieſer Uebereinkunft, und weil ich nichts mit dem Lazareth zu thun hatte, ſo erhielt ich auch von derſelben keine Notiz. Aber zu meinem Erſtaunen traf ich an einem Morgen drei kranke Franzoſen in dem Julius-Spital, und auf die Frage, wie dieſe ſo unerwartet in das Spital gekommen, erhielt ich die Antwort, es ſei auf Befehl des Kriegs-Separats geſchehen. Das Kriegs-Separat, aus dem Vice-Präſidenten, den drei Direktoren und einigen Räthen der Landes-Direktion zuſammengeſetzt, und als Präſident des Kollegiums der General-Landes-Kommiſſär Graf von Thurheim, hielt ſeine Sitzungen gewöhnlich am Morgen, und ſo wie ich das Julius-Spital verlaſſen hatte, eilte ich ſogleich in das Schloß, und in das Zimmer, wo ich das Kriegs-Separat noch beiſammen fand. Ich ſagte demſelben, wie erſtaunt ich war, kranke Franzoſen in dem Julius-Spital zu ſehen, und proteſtierte nicht nur gegen jede weitere Aufnahme ſolcher Kranken, ſondern verlangte auch, daß die bereits aufgenommenen, ſobald als möglich, wieder entfernt werden möchten. Natürlich erfuhr ich nun die mit dem franzöſiſchen Geſandten getroffene Konvention mit der Bemerkung, daß bei derſelben das Julius-Spital nicht habe ausgenommen werden können, daß aber die darin befindlichen Franzoſen, ſo wie das Lazareth in Unterzell eingerichtet ſei, ungeſäumt dahin verſetzt werden ſollen. Ich ließ mir dieſe Zuſage vor der Hand gefallen; aber da ich am folgenden Tag die Zahl der kranken Franzoſen um vier vermehrt, und am dritten bereits auf zehn geſtiegen ſah, ſo begab ich mich abermals vor das Kriegs-Separat, und wiederholte meine Bitte um Entfernung dieſer Kranken nachdrücklicher, indem ich zugleich bemerkte, daß es mit der Einrichtung des Lazareths in Unterzell viel zu langſam hergehe, um nicht fürchten zu müſſen, daß zuletzt das Julius-Spital von kranken Franzoſen überſchwemmt werde. Ich erhielt von dem Kriegs-Separat denſelben Beſcheid, wie das erſte mal; aber ich beruhigte mich damit nicht mehr, und als ich auf die Frage, ob denn dem Uebel nicht abzuhelfen ſei? eine verneinende Antwort erhielt, verließ ich das Zimmer mit den Worten: „Nun wohlan! wenn mir

das Kriegs-Separat nicht helfen kann, ſo bleibt mir nichts übrig, als daß ich mir ſelbſt helfe.“ Der Präſident lachte, und das ganze Kollegium lachte mit. Aber feſt entſchloſſen, nicht nachzulaſſen, als bis ich meinen Zweck erreicht haben würde, begab ich mich zu dem franzöſiſchen Geſandten, um ihm meine Noth vorzuſtellen. Ich fand einen großen, ſchönen, freundlichen Mann, zu welchem ich ſogleich Zutrauen faßte, und trug ihm geradezu und offen vor, was ich verlange; um ihn aber von der Nothwendigkeit, dem Uebel abzuhelfen, vollkommen zu überzeugen, bat ich ihn, daß er ſich ſelbſt in das Julius-Spital begeben, und mir die Stunde beſtimmen möchte, wann ich ihn dort erwarten ſollte. Der Geſandte ſchien ſich für die Sache zu intereſſieren, und verſprach mir, gleich am folgenden Morgen um neun Uhr ſich in dem Julius-Spital einzufinden. Er kam, wie er verſprochen hatte, zur beſtimmten Zeit. Zuerſt führte ich ihn in die Zimmer, wo die kranken Franzoſen lagen, deren bereits ſchon einige zwanzig waren. Dann führte ich ihn in den botaniſchen Garten, in die Anatomie, in das chemiſche Laboratorium u. ſ. w., und nachdem ich ihm Alles gezeigt hatte, ſagte ich: „Sie haben geſehen, Excellenz, wie viel kranke Franzoſen bereits in dem Spital ſind, und es iſt kein Zweifel, daß ſich ihre Zahl mit jedem Tage vermehren wird. Nun iſt aber das Julius-Spital kein gewöhnliches Spital, das blos zur Aufnahme Kranker dient, ſondern es iſt auch eine Univerſitäts-Anſtalt, die Krankenzimmer ſind eben ſo viele Lehrſäle für die Klinik, und da die wenigſten Studierenden franzöſiſch ſprechen, ſo muß der kliniſche Unterricht aufhören, wenn das Spital ein Lazareth für kranke Franzoſen wird. Aber das iſt noch nicht genug, fuhr ich fort; iſt das Julius-Spital ein franzöſiſches Lazareth, ſo werden ſich auch die franzöſiſchen Militärärzte eindrängen, und weit entfernt, daß es ihnen blos um die Behandlung der Kranken zu thun ſein wird, werden ſie auch gelegentlich die anatomiſche Präparaten-Sammlung beſuchen, wo ſie ſich leicht etwas, was ihnen gefällt, zueignen können, während die Rekonvaleſcenten in dem botaniſchen Garten nicht nur die ſchönen Blumen pflücken, ſondern auch manches andere verderben. Nun hat aber der Kaiſer Napoleon ausdrücklich befohlen, daß auch in feindlichen Ländern die Univerſitäten auf alle Weiſe geſchont werden ſollen, er wird alſo um ſo viel mehr darauf ſehen, daß die Univerſitäten in den Ländern ſeiner Alliierten verſchont werden, und es iſt daher ganz der Intention des Kaiſers gemäß, daß

das Julius-Spital in kein franzöſiſches Lazareth verwandelt werde.“ Der Geſandte theilte meine Anſicht ganz, und nachdem ich ihm geſagt hatte, daß es zur baldigen Befreiung des Julius-Spitals vorzüglich darauf ankomme, daß die Einrichtung des Kloſtergebäudes in Unterzell thätiger betrieben werde, als es bisher geſchehen, fügte ich die Bitte hinzu, das Nöthige deshalb ungeſäumt zu beſorgen. Wirklich erließ er ſchon am folgenden Tag an das Kriegs-Separat eine Note, worin er daſſelbe zur ſchleunigen Herſtellung des Lazareths in Unterzell aufforderte, und auch von ſeiner Seite alle die Gründe geltend machte, die ich für die Befreiung des Julius-Spitals von den Franzoſen ihm mündlich vorgetragen hatte. Der Graf von Thurheim, zwar etwas unwillig über den Schritt, den ich gethan hatte, konnte doch nicht umhin, ihn zu billigen. Er lobte den Eifer, mit welchem ich mich des Julius-Spitals angenommen, und das Kriegs-Separat, angetrieben von dem franzöſiſchen Geſandten, beſchleunigte die Herſtellung des Lazareths in Unterzell dergeſtalt, daß es nach ein Paar Wochen bezogen werden konnte. So hatte ich das Julius-Spital von der franzöſiſchen Einquartierung glücklich befreit, und wenn meine Freude darüber groß war, ſo war es die Freude des Adminiſtrators Oehninger nicht minder. Er hatte ſchon einmal den Fall erlebt, daß das Julius-Spital in ein Militär-Lazareth verwandelt worden, in ein Oeſterreichiſches, und er konnte mir nicht genug ſagen, wie viel es dem Spital gekoſtet habe. Größeres Verdienſt, verſicherte er mir, hätte ich mir um das Spital nicht erwerben können, ich habe ihm mehrere tauſend Gulden erſpart, und das Lob, welches er mir deshalb gab, widerhallte auch von vielen andern Orten her.

Nach der Zurückreiſe des Churfürſten nach München war es nun wieder ganz ſtill in Würzburg. Der Krieg hatte ſich in die Oeſterreichiſchen Staaten gezogen, und wir konnten nun unſere Geſchäfte wieder ganz ungeſtört treiben. Auch bekamen wir jetzt wieder Beſuche von fremden Gelehrten, herbeigelockt theils von dem Glanz, welchen die Univerſität unter der Baieriſchen Regierung überhaupt erhalten hatte, denn ſie war anerkannt als eine der erſten Univerſitäten Deutſchlands, theils von den an derſelben angeſtellten Männern, Paulus, Schelling und Andern, und was insbeſondere die Beſuche von fremden Aerzten betrifft, von den vorzüglichen Anſtalten für das mediciniſche Studium, indem nur wenige Univerſitäten mit der Würz-

burger hierin wetteifern konnten. Es würde überflüſſig ſein, alle die Gelehrten, welche unſere Univerſität von Zeit zu Zeit beſuchten, zu nennen. Ich ſpreche daher blos von den ausgezeichnetern, und von denen, deren Beſuche in meine Zeit fielen, und hier ſteht nun der berühmte Voß, der Vater, oben an. Ich ſah ihn zuerſt bei Paulus, und da er mehrere Tage in Würzburg verweilte, ſo ſah ich ihn auch anderwärts, bei Thurheim, Schelling, und auch einige mal bei mir. Die Stunden, welche ich in ſeiner Geſellſchaft zubrachte, zähle ich zu meinen angenehmſten in Würzburg. Er ſelbſt gefiel ſich vorzüglich in Geſellſchaft mit dem Grafen von Thurheim, den er öfters beſuchte, und der auch bei den Beſuchen, welche er bei Paulus und mir machte, meiſtens zugegen war. Er war ſehr erfreut, ſich auch über wiſſenſchaftliche Gegenſtände mit dem Grafen unterhalten zu können, und als einmal von der Behauptung ſeines Antagoniſten Wolf, daß die Werke des Homer mehrere Verfaſſer gehabt hätten, die Rede war, und Graf Thurheim ſeine Gründe dagegen entwickelte, erſtaunte er, auch einige unter denſelben zu finden, auf welche er, wie er ſagte, als ein Mann vom Handwerk nicht gekommen ſei. So gewann er denn eine ſehr hohe Achtung vor dem Grafen, und es iſt daher leicht erklärlich, daß er nicht ungeneigt war, in Baieriſche Dienſte zu treten, wenn ihm die Direktion des geſammten Schulweſens in Baiern angetragen werden würde. Wirklich hatte Thurheim bereits darauf bei dem Miniſterium in München angetragen, allein es erfolgte keine Antwort auf ſeinen Antrag, dagegen erſchien bald darauf der Wißmaieriſche von dem Churfürſten genehmigte Schulplan. Voß ſah ſich alſo getäuſcht, und es iſt ihm wohl nicht zu verdenken, daß er, um ſeiner Indignation Luft zu machen, den Wißmaieriſchen Schulplan in der Jenaer Litteraturzeitung, ſelbſt unter ſeinem Namen, auf eine ſo derbe Art durchgehechelt hat.

Nächſt Voß hatte ich bei Paulus noch mehrere andere intereſſante Männer kennen gelernt, wie den berühmten Ueberſetzer Shakſpeare's August Wilhelm Schlegel, und den gleich berühmten Ueberſetzer Arioſts, Taſſo's und Kalderon's Gries, weil ich ſie aber blos geſehen habe, ſo begnüge ich mich ſie blos zu nennen, und verweile um ſo länger bei einem andern, dem D. Schlotmann aus Römhild. Ich wohnte mit Paulus ſchon zuſammen, als ihn Schlotmann beſuchte, aber ich hatte ihn diesmal nicht geſehen, Paulus

hatte ſeines Beſuchs blos gegen mich erwähnt. Allein die Schilderung, welche er von dieſem ſonderbaren Mann machte, erregte meine Begierde, ihn perſönlich kennen zu lernen in hohem Grade. Nun hatte er mir unter andern Zügen, die ihn charakteriſierten, auch den angeführt, daß er ſich überall einfinde, wo etwas Merkwürdiges vorgehe. So habe er nicht nur den größten Theil von Deutſchland, ſondern auch mehrere andere Länder durchreiſt, und zwar jederzeit zu Fuß, und beinahe ohne Geld. Es verdroß mich, daß ich ihn nicht geſehen hatte, und, da er erſt vor wenigen Tagen Würzburg verlaſſen, ſobald keine Hoffnung hatte, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Es war gerade um die Zeit, als die Franzoſen unter Bernadotte über Ansbach in das Würzburgiſche eingedrungen waren, und auch in der Stadt erwartet wurden. Die Franzoſen kamen, und mir fiel ein, weil dies etwas Merkwürdiges ſei, daß auch Schlotmann kommen könne. Paulus zweifelte, weil er erſt vor kurzem da geweſen. Aber wir hatten kaum von ihm geſprochen, ſo ſtand er mitten unter uns. Schon ſein Aeußeres hatte etwas auffallendes. Ein großer, ſtarker Mann, mit großen blauen Augen, einer ſonderbar gebogenen Habichtsnaſe, blonden, in einen dicken ſo genannten engliſchen Zopf gebundenen Haaren, und in einem Aufzug, in welchem er mehr einem verdächtigen Landſtreicher, als einem anſäſſigen Doktor der Medicin glich, aber ein Mann von Geiſt, vielſeitigen Kenntniſſen, einem ſtupenden Gedächtniß, und höchſt intereſſant in Geſellſchaft. Beſonders intereſſant waren die Erzählungen von ſeinen Reiſen. Wo er war, hatte er Alles auf das ſchärfſte beobachtet, und es ſo in ſeinem Gedächtniß aufbewahrt, daß er ſich auch der geringſten Details erinnerte. So fragte ich ihn z. B. über Stuttgart nach Dingen, von denen ich unmöglich glauben konnte, daß ſie ihm bekannt ſeien, aber er wußte Alles ſo gut, als ich ſelber. Ich habe ſelten einen intereſſantern Sonderling geſehen, und ich freue mich, vorläufig ſagen zu können, daß mein Wunſch, öfter mit ihm zuſammen zu kommen, in der Folge zweimal erfüllt worden iſt.

Ein anderer Beſuch eines ausgezeichneten Mannes in Würzburg war der Beſuch des Profeſſors Samuel Vogel aus Roſtock. Er war, um ſeine geſchwächte Geſundheit wieder herzuſtellen, Willens, in das ſüdliche Frankreich zu reiſen; allein ſchon in Paris, wo er ſich etwas länger verweilen wollte, hatte ſich ſein Zuſtand ſo verbeſſert, daß er die Reiſe in das ſüdliche Frankreich aufgab, und die

ganze Zeit ſeines Urlaubs in Paris zuzubringen beſchloß. Wirklich kam er auf ſeiner Rückreiſe ganz geſund in Würzburg an, und da er einige Tage hier verweilte, ſo lernte ich ihn bald näher kennen, indem er täglich das Julius-Spital beſuchte. Ich erkannte ſogleich an ihm einen eben ſo liebenswürdigen Mann, als ausgezeichneten praktiſchen Arzt, und es that mir ſehr leid, daß er Würzburg ſobald verließ, da ich ſeines lehrreichen Umgangs länger zu genießen ſo ſehr gewünſcht hatte.

Nicht lange nach Vogel kam der berühmte Großbritanniſche Leibarzt Stiegliz aus Hannover nach Würzburg. Sein Aufenthalt daſelbſt war kürzer, als der Aufenthalt Vogels. Indeſſen war mir ſein einziger Beſuch im Julius-Spital hinlänglich, um auch an ihm einen der ausgezeichnetſten Aerzte zu erkennen. Das Spital gefiel ihm ſehr wohl, und eben ſo ſchien er auch mit der Art, wie ich die Klinik trieb, zufrieden zu ſein, wenigſtens ſagte er mir bei'm Abſchied, daß ich ja niemals von Würzburg weggehen ſoll, da ich nirgends anderswo eine ſo ſchöne und nützliche Stellung würde finden können.

Endlich erwähne ich noch eines ausgezeichneten Mannes, den ich in Würzburg kennen lernte, des Hofraths und Profeſſors Ferro aus Wien. Dieſer hielt ſich vorzüglich an die Siebold, und ich ſah ich ihn nur einmal bei der Amputation einer Bruſt, welche Barthel Siebold verrichtete. Siebold war überhaupt ein geſchickter Operateur, und Ferro pries mit Recht die Dexterität, die er bei der Operation bewies. Er machte ihm darüber ſehr ſchmeichelhafte Komplimente, aber noch ſchmeichelhafter machte ſie ihm ſein Vater. Er ſelbſt hatte ſchon ſeit längerer Zeit keine Operation mehr gemacht, aber ſelten fehlte er, wenn ſeine Sohn operierte. Auch diesmal war er zugegen, ſah mit großem Wohlgefallen der Operation zu, und wie er nach Beendigung derſelben ſeinem Sohn, ihn umarmend und küſſend, Glück wünſchte, rief er frohlockend aus: „Wie freue ich mich, Profeſſor Barthel, dieſes neuen Beweiſes, daß Deines Vaters alte chirurgiſche Seele in der Deinigen wieder auflebt!" Ferro lachte über die Eitelkeit des Vaters, aber er verzieh ſie dem alten Mann gern, weil er die Freude über die gelungene Operation mit ihm theilte.

Außer der ſchon früher erwähnten Reiſe in mein Vaterland machte ich, ſo lange ich in Würzburg war, keine mehr. Dagegen

erhielt ich mehrere Beſuche von meinen Anverwandten und Freunden, die ich in demſelben zurückgelaſſen hatte. So beſuchte mich zuerſt meine jüngſte Schweſter, welche zu unſerer allerſeitigen Freude einige Wochen lang bei uns blieb. Sie gefiel ſich wohl bei uns, und ihr Beſuch war uns um ſo erwünſchter und erfreulicher, da ſie meinen Aeltern und meinen zwei andern Schweſtern ſagen konnte, daß ſie ſich durch ſelbſteigenen Anblick überzeugt habe, es gehe uns in Würzburg wohl, und wir ſeien mit unſerer Lage zufrieden.

Bald nach der Abreiſe meiner Schweſter beſuchten uns drei meiner Schwäger, der Hofprediger Harpprecht und der D. Biſchof aus Ludwigsburg, und der Ober=Finanzrath Moſer aus Stuttgart. Der Beſuch war uns um ſo erfreulicher, da wir ganz unvermuthet von ihm überraſcht wurden. Sie verweilten nur ein Paar Tage bei uns, aber wir thaten Alles, um ihnen ihren Aufenthalt bei uns ſo angenehm, als möglich, zu machen, und ihre Zufriedenheit darüber ließ uns den Schmerz unſerer Trennung weniger fühlen.

Noch mehr, als der Beſuch meiner drei Schwäger, überraſchte uns der Beſuch zweier Freunde, von denen wir nie erwartet hatten, daß wir ſie in Würzburg ſehen würden. Es war der Beſuch meines lieben Freundes, des Konſulenten Mader von Heutingsheim, und eines andern alten Freundes, welchen ich ſchon früher hätte nennen ſollen, des Oberſtlieutenants Zech aus Ludwigsburg. Noch nie hatte Mader, ſeit er älter geworden, eine ſo weite Reiſe gemacht, und auch Zech war nichts weniger als reiſeluſtig. Aber eben darum legten wir auch einen deſto größern Werth auf ihren Beſuch, und unterließen nichts, was ihnen denſelben angenehm machen konnte. Wir führten ſie überall hin, wo etwas intereſſantes zu ſehen war, auch in den Hofkeller, welcher, auch ohne Rückſicht auf die köſtlichen Weine, die er enthielt, ihnen einen unerwartet ſchönen Anblick gewährte. Insbeſondere aber gefielen ſie ſich in dem Thurheimſchen Hauſe, wohin ſie nicht nur mit mir zu Tiſch geladen wurden, ſondern auch, ſowohl von dem Grafen, als von der Gräfin, auf das wohlwollendſte behandelt wurden. Ungern verließen ſie Würzburg, und mit Wehmuth ſahen wir ſie von uns ſcheiden.

Noch überraſchender, als der Beſuch Maders und Zechs, war der Beſuch, mit welchem mich bald darauf der Prinz Paul von Würtenberg, der Bruder des jetzt regierenden Königs, auf einer

Reiſe nach Hildburghauſen beehrte. Ich wußte nichts von ſeiner Ankunft in Würzburg, und hatte mich, wie gewöhnlich am Vormittag, in das Julius-Spital begeben. Bei'm Heraustreten aus einem Krankenzimmer in den Gang ſah ich einen großen, ſchönen jungen Mann mir entgegen kommen, von dem es mir ſchien, daß ich ihn kennen ſollte. Aber ich erkannte ihn nicht, bis er mir näher getreten war. ' „Kennen Sie mich noch? rief er mir zu, ich habe Sie in ihrer Wohnung beſuchen wollen, aber man hat mir geſagt, Sie ſeien um dieſe Zeit im Spital, und darum habe ich Sie hier aufgeſucht; kennen Sie mich noch?" — „O ja, erwiederte ich, ihm meine Ehrfurcht bezeigend, Sie ſind der Prinz Paul, und ich kann nicht ausdrücken, wie ſehr ich mich freue, Sie nach ſo langer Zeit wieder zu ſehen." Ich fragte ihn, ob er das Spital ſehen wolle? „Diesmal nicht," erwiederte er, aber wir unterhielten uns eine gute Weile, im Gang hin und hergehend, und als ich ihn beim Weggehen fragte, wie lange ſeine Anweſenheit in Würzburg dauern werde, und die Antwort erhielt, bis zum folgenden Morgen, lud ich ihn auf den Nachmittag zum Kaffee bei mir ein. Willfährig nahm er die Einladung an, und verweilte ſich mit ſeinen Begleitern, einem General und einem Hofkavalier, bei mir bis ſpät zum Abend. Der Stoff unſerer Unterhaltung war ſehr reichhaltig, und es mochte geſprochen werden, worüber es wollte, ſo zeigte er ſich überall als den geiſtreichen Mann, als welchen er ſich ſchon in ſeinem frühern Alter angekündigt hatte. Was mir aber ſeinen Beſuch beſonders ſchätzbar und erfreulich machte, war, daß er mir viel von meinem Vater ſprach, der das Regiment kommandierte, deſſen Inhaber er war. Ich wußte von meinem Vater ſchon vorher, daß der Prinz ſehr wohlwollend gegen ihn geſinnt ſei, daß er ihn öfter beſuche, und nie von ihm weggehe, ohne ihn zu fragen, ob er nicht einen Wunſch habe, welchen er erfüllen könne? Auch bei mir ſprach er ſeine wohlwollenden Geſinnungen gegen meinen Vater auf das unzweideutigſte aus, und wenn ich ihn vorher wegen ſeines Verſtandes verehrt hatte, ſo verehrte ich ihn nun nicht minder wegen ſeines guten Herzens, das man ihm vielfältig abgeſprochen hat.

Aber ich hatte noch einen intereſſantern Beſuch zu erwarten, als die eben erwähnten, einen Beſuch von Schiller, der mich auch in Würzburg wieder ſehen wollte. Er hatte mir ihn für gewiß verſprochen, allein ſein Verſprechen blieb unerfüllt. In demſelben Frühjahr,

wo er es erfüllen wollte, ſtarb er im Mai 1805, noch nicht volle fünf und vierzig Jahre alt. Was ich an ihm verlor, werde ich tief fühlen, ſo lange ich lebe. Was die Welt an ihm verlor, weiß Jeder, der ſeine Schriften kennt. Aber ſein Wirken im Reich des Schönen, Wahren und Guten hat mit ſeinem Tod nicht aufgehört. Sein Geiſt lebt fort in ſeinen Schriften, ſie werden geleſen werden, ſo lange in den Deutſchen der Sinn für das Schöne, Wahre und Gute nicht erſtorben iſt, und dieſe Zeit wird und kann nie kommen.

Mit meinen Freunden in Würzburg, deren ich immer mehrere gewann, blieb ich ſtets auf dem alten guten Fuß, und ſo auch mit meinen Zuhörern, die ich immer mehr an mich zu ziehen ſuchte, nicht um ihrer noch mehrere zu gewinnen, denn ich hatte ihrer ſehr viele, als vielmehr um ihnen nicht allein als Lehrer, ſondern auch als Freund nützlich zu ſein. So oft ich konnte, verſammelte ich ſie um mich, ich lud ſie abwechſelungsweiſe zu mir ein, ich beſuchte ſie abwechſelungsweiſe in ihren Wohnungen, ich forderte ſie auf, mit mir ſpazieren zu gehen, wo der gewöhnliche Ort, wohin wir gingen, die angenehm gelegene Aumühle war. Hier ſetzten wir uns, entfernt von der übrigen Geſellſchaft, zuſammen an einen großen Tiſch, tranken ein Glas Wein oder Bier, und unterhielten uns über wiſſenſchaftliche Gegenſtände. Eben ſo ſetzte ich mich auch öfters im Theater, ſtatt in die Thurheimſche Loge, wo ich einen eigenen Platz hatte, zu ihnen ins Parterre, und um ſie in ihrem Muthwillen nicht zu ſtören, hatte ich nichts dagegen, wenn ſie zuweilen einen ſchlechten Schauſpieler herausriefen. Selbſt im Hörſaal vergaß ich manchmal den Profeſſor, und ſuchte mich ihnen gleich zu ſtellen, indem ich mich in ihre Angelegenheiten, ja ſelbſt in ihre Herzensangelegenheiten, miſchte. So befand ſich z. B. unter meinen Zuhörern ein Schweizer aus Zürich, der bereits promoviert hatte. Er hatte ſich in ein Liebesverſtändniß mit der Tochter eines Schullehrers eingelaſſen, welche man für das ſchönſte Mädchen in Würzburg hielt. Abends bei'm Hineingehen in das Spital, wo ich noch eine Vorleſung zu halten hatte, ſah ich ihn mit ſeinem Mädchen in einem tiefen Geſpräch; ich ging vorüber, ohne ihn zu grüßen. Aber, obſchon auf dem Katheder ſtehend, fing ich doch meine Vorleſung nicht gleich an, ſondern erſt, nachdem der Liebhaber des Mädchens eingetreten war. „Ich habe nur auf Sie gewartet, Herr Doktor, ſagte ich, ich ſah, daß Sie im Begriff waren, die Vorleſung zu beſuchen, und

habe deshalb auf Sie gewartet.“ Er müſſe ſehr um Verzeihung bitten, erwiederte er, aber er ſei zufällig aufgehalten worden. „Das habe ich wohl geſehen, antwortete ich, aber es iſt unnöthig, daß Sie ſich entſchuldigen, denn ich habe den Fehler begangen, daß ich nicht auch bei dem ſchönen Mädchen ſtehen geblieben bin, ein Fehler, den mir alle meine Zuhörer gewiß verziehen hätten, wenn ich auch eine Stunde ſpäter gekommen wäre.“ Die ganze Verſammlung lachte, aber der betroffene Doktor freute ſich der Theilnahme des Profeſſors an dem Liebeshandel ſeines Schülers. Durch dieſe Theilnahme an ihren Angelegenheiten erwarb ich mir ihr Zutrauen auch in wichtigern Dingen, und indem ich demſelben bei jeder Gelegenheit zu entſprechen ſuchte, ſo verlor ich, ungeachtet ich zuweilen den Profeſſor vergaß, doch nie die Achtung, welche ſie mir, als ihrem Lehrer ſchuldig waren. — Endlich gewann ich mir auch dadurch die Gunſt meiner Zuhörer, daß ich nie einen von ihnen wegen unterlaſſener Bezahlung des ſchuldigen Honorars verklagte. So umging ich zwar die Verordnung, aber ich ſetzte dadurch die ärmern Studenten in den Stand, andere Lehrer, die mehr auf die Entrichtung der Honorare warteten, als ich, um ſo leichter befriedigen zu können; auch war ich überzeugt, daß die Uneigennützigkeit, welche ich ihnen dadurch bewies, manchen wohlhabenden Nichtbezahler, indem dadurch ſein Ehrgefühl erregt wurde, zur Entrichtung ſeines Honorars beſtimmt hat.

Unter dieſen Verhältniſſen lebte ich nun zufrieden mit meiner Lage, und unbeſorgt wegen der Zukunft. Der franzöſiſche Kaiſer hatte den Feldzug ſiegreich geführt, der kühne und gewagte Entſchluß der Baieriſchen Regierung, es mit Frankreich zu halten, war gerechtfertigt, und es war zu erwarten, daß auch Baiern an den Früchten des Sieges der Franzoſen ſeinen Antheil erhalten werde. Aber nun kam der Friede, der Kaiſer hatte verſprochen, Baiern groß zu machen, er hielt ſein Wort; allein eine Bedingung des Friedens war, daß Würzburg an den Churfürſten von Salzburg, den Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, abgetreten werden ſollte. Ich erfuhr dies zuerſt von dem Grafen von Thurheim, ich konnte es nicht glauben, und doch war es nur zu gewiß. Welchen Schrecken dieſe Nachricht uns fremden Profeſſoren verurſacht hat, kann man ſich leicht denken. Freilich hatten wir nicht zu fürchten, von der neuen Regierung weggeſchickt zu werden, in dem ſchlimmſten Fall

mußten uns wenigſtens Penſionen bewilligt werden; auch zeigte es ſich bald, daß unſere Furcht ohne Grund war. Sämmtliche Profeſſoren der Univerſität wurden im Namen des neuen Regenten von ſeinem Hof-Kommiſſär verpflichtet, und es war keine Rede von Entlaſſung eines fremden, im Gegentheil erhielten diejenigen, welche nicht bleiben wollten, Penſionen, welche ſie bis zu einer anderweitigen Anſtellung beziehen ſollten. Solchergeſtalt hätte ich ganz unbeſorgt in Würzburg bleiben können, und, wie ich nachher erfuhr, hätte es die großherzogliche Regierung auch gern geſehen, wenn ich geblieben wäre. Allein erſtlich war ich einer von denjenigen fremden Profeſſoren, welchen die Beibehaltung in Baieriſchen Dienſten vorläufig zugeſichert war, und da ich mich auf dieſe Zuſicherung verlaſſen durfte, ſo konnte ich, ohne gegen den Churfürſten von Baiern, der mir ſo viele Beweiſe ſeiner Gnade gegeben hatte, undankbar zu ſein, die Würzburgiſchen Dienſte nicht gegen die Baieriſchen vertauſchen. Zweitens wußte ich zwar wohl, daß ich nie mehr eine Stellung erhalten würde, wie die, welche ich in Würzburg verließ; allein da ich leicht vorausſehen konnte, daß ich bei allem Schutz, welchen ich von der großherzoglichen Regierung zu erwarten gehabt hätte, doch den geheimen Verfolgungen vieler meiner Kollegen mich nicht würde haben entziehen können, ſo vermochte mich weder dieſer Schutz der Regierung, noch das Angenehme meiner Stellung in Würzburg, in den großherzoglichen Dienſten zu bleiben. Schon als Proteſtant, zumal als proteſtantiſcher Primararzt am Julius-Hoſpital, konnte ich es nicht für rathſam finden; allein ich war auch ein Baier, und wie die Würzburger der Baieriſchen Regierung überhaupt nicht hold waren, ſo waren ſie es auch dem einzelnen Baier nicht, und es war leicht vorauszuſehen, daß ſie einen nach dem andern zu verdrängen ſuchen würden. So würde früher oder ſpäter die Reihe auch mich getroffen haben, und ſo ſchwer es mir auch fiel, meiner ſchönen Stelle zu entſagen, ſo brachte ich doch dieſes Opfer der ruhigern Exiſtenz gern, welche ich in Ansbach, wo ich als erſter Rath in dem Medicinal-Kollegium angeſtellt ward, zu erwarten hatte. Ich verlangte daher meine Entlaſſung, und erhielt ſie auch ſogleich. Allein da es einerſeits mit meinem Eintritt in das Medicinal-Kollegium in Ansbach keine Eile hatte, und ich es andererſeits für Pflicht hielt, meine Funktionen wenigſtens an der Univerſität bis zur Ernennung

meines Nachfolgers fortzuſetzen, dieſe aber ſich mehrere Wochen verzögerte, ſo blieb ich bis zu Ende des Semeſters in Würzburg.

Natürlich beeilte ich mich nun um ſo mehr, meine neue Stelle in Ansbach anzutreten; allein ehe ich Würzburg verließ, hatte ich noch einen kleinen Streit mit dem Univerſitäts-Receptorat auszugleichen, welches mir meine Beſoldung nicht länger, als bis zum Tag meiner Entlaſſung, ausbezahlen wollte. Mir, für meine Perſon, konnte dies gleichgültig ſein, denn von dem Tag an, wo die Bezahlung in Würzburg aufhörte, fing ſie in Ansbach an. Allein da ich noch mehrere Wochen nach meiner Entlaſſung meine Funktionen in Würzburg fortgeſetzt hatte, ſo war es natürlich, daß ich mich nicht in Ansbach dafür bezahlen laſſen wollte, ſondern was ich noch zu fordern hatte, von dem Receptorat verlangte. Das Receptorat wollte nicht darauf eingehen, und zur Begründung ſeiner Weigerung wies es mir ein Reſcript von der Univerſitäts-Kuratel vor, worin beſtimmt ausgeſprochen war, daß mir meine Beſoldung nur bis zum Tag meiner Entlaſſung ausbezahlt werden ſoll. Ich bat mir eine Abſchrift von dem Reſcript aus, und ſo wie ich ſie erhalten, erließ ich unmittelbar an den Großherzog eine Vorſtellung, worin ich ihn um die Entſcheidung dieſes Streites bat. Die Entſcheidung fiel, wie ich vermuthet hatte, zu meinem Vortheil aus, zugleich aber erging ein allgemeiner Befehl an die Univerſitäts-Kuratel, des Inhalts, daß, wenn ähnliche Streitigkeiten zwiſchen dem Receptorat und einem abgehenden Profeſſor vorkämen, ſie jederzeit zu Gunſten des letztern entſchieden werden ſollen.

Gleiche Billigkeit erfuhr ich von dem Großherzog im Betreff einer andern Forderung, welche ich an die Regierung machte. Ich hatte nämlich zur Verbeſſerung und Verſchönerung der mir angewieſenen Wohnung in dem Borgiasbau eine nicht unbedeutende Summe aus eigenen Mitteln aufgewendet, und bat daher bei der Regierung um Entſchädigung. Die Regierung legte mein Geſuch dem Großherzog vor, der Großherzog fand die Entſchädigung billig, auf ſeinen Befehl wurde die Wohnung von einigen Mitgliedern der Regierung eingeſehen, dieſe überzeugten ſich von der Wahrheit meiner Angaben, auf den Bericht der Regierung an den Großherzog wurde die verlangte Entſchädigung von dieſem dekretiert, und nachdem ich meine Forderung durch die beigebrachten Quittungen der Handwerksleute liquidiert hatte, erhielt ich dieſelbe nach wenigen Tagen bezahlt.

So gerecht und edel hat der Großherzog gegen mich gehandelt, und wenn nicht frühere Pflichten mich an Baiern gebunden hätten, ſo hätte ich mich glücklich preiſen können, in den Dienſten dieſes Fürſten zu ſtehen. Nur mit ſeinen Dienſten hätte ich die Baieriſchen vertauſchen mögen, und wenn ich hätte ahnen können, daß nach wenigen Jahren Würzburg wieder unter Baieriſche Herrſchaft kommen würde, ſo weiß ich nicht, ob ich nicht in Würzburg geblieben wäre, wiewohl ich geſtehen muß, daß ich jetzt nicht mehr Profeſſor daſelbſt ſein möchte.

Viertes Buch.

Ehe ich mit meiner Familie nach Ansbach zog, war ich zuvor zweimal allein da geweſen, theils um mich in der Stadt, in welcher ich künftig wohnen ſollte, umzuſehen, theils um den Grafen von Thurheim zu beſuchen, welcher das Fürſtenthum als Baieriſcher Hofkommiſſär übernommen hatte, und mit ſeiner Familie bereits in Ansbach wohnte. Bei dem letztern Beſuche war meine Hauptabſicht, eine Wohnung zu miethen, und meine Wahl fiel auf ein nicht weit von dem Eingang in den Hofgarten entferntes, dem Poſtmeiſter Haſſold zugehöriges Haus. Was mich zu der Wahl deſſelben beſtimmte, war theils eben dieſe Nähe des Hofgartens, theils die Nähe des Thurheimiſchen Hauſes, welches keine hundert Schritte davon entfernt war, theils weil ich das ganze Haus miethen, und, was beſonders meiner Frau ſehr lieb war, mit meiner Familie allein darin wohnen konnte. Solchergeſtalt war nun Alles zu unſerem Einzug in Ansbach vorbereitet, und da auch in Würzburg alle Vorkehrungen zu unſerem Abzug getroffen waren, ſo ſtand unſerer Abreiſe von da nichts mehr im Wege. An einem ſchönen Morgen reiſten wir von Würzburg ab, hielten in Uffenheim Mittag, und kamen am Abend in Ansbach an. Hier ſtiegen wir im Gaſthof zur Krone ab, blieben da, bis die Fuhrleute mit unſerem Hausrath angekommen waren, und am dritten Tage zogen wir, nachdem wir dem höflichen freundlichen Wirth eine unglücklich große Zeche bezahlt hatten, in unſere Wohnung ein.

Daß wir ſchon vor unſerem Einzug die Thurheimiſche Familie beſuchten, verſteht ſich von ſelbſt. Wir wurden von ihr auf das freundlichſte aufgenommen, und freuten uns beiderſeits, auch in Ansbach wieder beiſammen zu ſein. Wir waren in unſerer Wohnung bald eingerichtet, und fanden uns bequem und behaglich in derſelben. Aber in der Stadt ſelbſt wollte ſich meine Frau nicht gefallen, und eben ſo wenig auch ich. Die Stadt war noch voll von Franzoſen, auch in unſerer Wohnung befand ſich noch ein franzöſiſcher Artillerie-Major, welcher auf Koſten unſeres Hausherrn darin einquartiert war, und uns auch ſonſt nicht viel inkommodierte. Aber

die verdrüßlichen Geſichter der Ansbacher über die ungewohnte Einquartierung und die dadurch verurſachte Theurung der Lebensmittel machten meiner Frau den Aufenthalt in Ansbach ſehr unangenehm, und ob ſie ſchon auch mit ihrem Aufenthalt in Würzburg nicht ganz zufrieden war, ſo ſehnte ſie ſich doch oft wieder dahin zurück. Auf mich wirkten zwar dieſe Umſtände weniger widrig, theils weil vorauszuſehen war, daß die Einquartierung nicht mehr lange dauern würde, theils weil ich mich wieder mit der Thurheimiſchen Familie zuſammen gefunden hatte, was mir ſchon allein meinen Aufenthalt hätte angenehm machen können. Aber um ſo weniger gefiel ich mir in meiner amtlichen Stellung in Ansbach. Ich war zwar der erſte Rath in dem Medicinal-Kollegium daſelbſt, aber ich vermißte mein Julius-Spital in Würzburg, meinen Lehrſtuhl und meine Zuhörer. Schon in Würzburg hatte ich auf meine Medicinalraths-Stelle keinen großen Werth gelegt, weil ich geſehen hatte, wie beſchränkt und undankbar der Wirkungskreis eines Medicinalraths iſt. Ich hatte dort meine Geſchäfte als Medicinalrath blos als eine Nebenſache betrachtet; jetzt ſollten ſie die ganze Sphäre meiner Thätigkeit ausfüllen, und es iſt leicht zu erachten, daß mir dieſe Beſchränkung meine Stellung in Ansbach nicht angenehm machen konnte. Ich erklärte mich darüber offen gegen den Grafen von Thurheim, er konnte mir nicht unrecht geben, er ſah ſelbſt ein, daß ich nicht an meinem rechten Platze ſei; aber wie er überall Rath zu ſchaffen wußte, ſo geſchah es auch hier. Es war kein Zweifel, daß auch die Stadt Nürnberg demnächſt unter Baieriſche Herrſchaft kommen werde, und da es dort mehr für mich zu thun geben würde, als in Ansbach, ſo verſprach er mir, für meine Anſtellung daſelbſt zu ſorgen, und ich beruhigte mich bei dieſer Ausſicht um ſo mehr, da ich von der kleinern Stadt wieder in eine größere kommen würde.

Indeſſen verzögerte ſich die Beſitznahme von Nürnberg weit länger, als zu erwarten war, es ging ein Monat nach dem andern hin, bis ſie erfolgte, und da ich in Ansbach Muße genug hatte, auch noch auf eine andere Weiſe, als in dem Medicinal-Kollegium, thätig zu ſein, ſo hätte ich wohl auch als praktiſcher Arzt in Ansbach auftreten können. Allein ich that es nicht, weil ich, da ich bald nach Nürnberg zu kommen hoffte, es für unrecht hielt, eine Praxis zu beginnen, die ich früher oder ſpäter wieder aufgeben mußte, ſondern benutzte meine Muße theils zu wiſſenſchaftlichen Studien, theils

zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und namentlich zur Ausarbeitung der kleinen, dem Andenken meiner ehemaligen Zuhörer gewidmeten Schrift: Grundſätze der praktiſchen Heilkunde, welche ich im Jahr 1807 drucken ließ, ſo wie meine freien Stunden theils zu Spaziergängen in dem Hofgarten und in der Umgegend, theils zu Beſuchen bei meinen Kollegen und andern Perſonen, deren Bekanntſchaft mir der Graf von Thurheim verſchafft hatte. Als die intereſſanteſten derſelben nenne ich den als Präſidenten der vormaligen Preußiſchen Regierung hochgeachteten Geſandten von Hänlein, den in Ansbach privatiſierenden Geheimenrath Gervinus, welchen man mit Recht ein Repertorium aller an den Europäiſchen Höfen ſich ereignenden Vorfälle nennen konnte, und den durch ſeine vielſeitigen Kenntniſſe ausgezeichneten, und wegen ſeines beißenden, Niemand verſchonenden Witzes gefürchteten Regierungs-Direktor Lang, den berühmten Verfaſſer der Hammelburger Reiſe. Mit allen dieſen Männern habe ich manche angenehme Stunde in Ansbach zugebracht, und nie werde ich vergeſſen, wie vielen Dank ich ihnen dafür ſchuldig bin, daß ſie mir meinen Aufenthalt in Ansbach weniger langweilig gemacht haben.

So lebte ich beinahe vier Monate in Ansbach, bis endlich die Uebergabe der Stadt Nürnberg an die Krone Baiern erfolgte. Wie erfreut ich über dieſes Ereigniß war, läßt ſich denken; aber da ich nicht ſogleich in Nürnberg angeſtellt werden konnte, ſo wurde ich von dem Grafen von Thurheim vorerſt blos auf Kommiſſion dahin geſchickt, in der Abſicht, die daſelbſt beſtehenden öffentlichen Krankenanſtalten zu unterſuchen, und vorläufig den Plan zu einer den Anforderungen der jetzigen Zeit entſprechenden Einrichtung derſelben zu entwerfen. Da hiezu längere Zeit erfordert wurde, und, wie mir, auch dem Grafen von Thurheim mein Aufenthalt in Nürnberg ungleich nützlicher ſchien, als in Ansbach, ſo erlaubte er mir, mit meiner Familie dahin zu ziehen, ſobald ich wollte. Ich ſagte daher meine Wohnung auf, miethete eine in Nürnberg, und zu Ende des Julius reiſte ich mit meiner Familie dahin ab. Meine Wohnung in Ansbach hatte ich auf drei Jahre gemiethet, und der Miethzins betrug jährlich dreihundert Gulden. Ich hatte Niemand, der in meinen Akkord trat, aber der Poſtmeiſter Haſſold war ſo edel, ſich mit dem Miethzins für das laufende Quartal zu begnügen. Auch in Nürnberg miethete ich wieder ein ganzes Haus, wo ich allein mit

meiner Familie wohnen konnte, und in Allem, was ich ſonſt in Nürnberg vor der Ankunft meiner Familie bedurfte, wand ich mich an den Doktor Oſterhauſen, welchen ich zwar eben ſo wenig, als ſonſt Jemand, in Nürnberg perſönlich kannte, aber nach den Aufſätzen, die ich in einigen Zeitſchriften von ihm geleſen hatte, als einen Mann achtete, mit welchem ich in nähere Bekanntſchaft zu kommen wünſchte und hoffte. Ich werde in der Folge Gelegenheit haben, von dieſem an Geiſt und Herzen gleich ſchätzbaren Mann mehr zu ſprechen; jetzt bemerke ich blos, daß unter vielen andern Gefälligkeiten, die er mir erwies, auch die war, daß er eine Magd für uns gedungen hat, mit welcher meine Frau, ſo lange ſie in unſerem Dienſt ſtand, vollkommen zufrieden war, was zu einer Zeit, wo gute Dienſtboten immer ſeltener wurden, viel ſagen wollte.

Vor meinem Abzug mit meiner Familie von Ansbach nach Nürnberg wurde die Stadt von dem Grafen von Thurheim formell in Beſitz genommen, worauf er als Chef der Provinz zum erſtenmal daſelbſt erſchien. Ehe er ſich ſelbſt nach Nürnberg begab, hatte er den Regierungsrath von Lochner, als ſeinen Subdelegierten, dahin abgeſchickt, und ihm den Auftrag gegeben, dem Policei-Kommiſſär Wurm in Fürth die Einrichtung und Handhabung der Policei in der Stadt zu übertragen. Natürlich fiel die Berufung eines Fremden zu dieſem Geſchäft den Nürnberger Herren auf, und zwar um ſo mehr, da Wurm in Fürth nicht in dem beſten Ruf ſtand. Allein auch hier bewies der Graf von Thurheim, wie gut er ſeine Leute zu wählen wußte. Wurm hatte die Policei in Nürnberg zu ſeiner vollen Zufriedenheit eingerichtet, und als er in der Folge als wirklicher Policei-Direktor angeſtellt wurde, geſtanden alle verſtändige Bürger ein, daß dieſe eben ſo wichtige als ſchwierige Stelle keinem tüchtigern Mann hätte übertragen werden können. Menſchen von einer ſolchen Genialität und Thätigkeit, wie Wurm, ſind ſeltene Erſcheinungen. Als einen ſolchen lernte ich ihn bald näher kennen; ſo lange wir beiſammen waren, war er mir einer meiner liebſten Freunde. Ungeachtet ſeines öftern widrigen Humors, in welchen ihn ſeine Hypochondrie verſetzte, befand ich mich doch immer wohl in ſeinem Umgang, denn ſo verſtimmt er auch immer ſein mochte, war er doch immer geiſtreich und witzig, und tief fühlte ich, was ich verlor, als er Nürnberg verließ.

Die Anweſenheit des Grafen von Thurheim in Nürnberg dauerte

drei Tage. Er war im Gaſthof zum rothen Roß abgeſtiegen, wo ich mich ebenfalls einquartiert hatte. Wir ſpeiſten immer mit einander auf dem Zimmer, wo unſere Tiſchgenoſſen der oben genannte Regierungsrath von Lochner, der Sekretär des Grafen, der hernachmalige Stadt-Kommiſſär in Nürnberg Faber, und der Policei-Kommiſſär Wurm waren, der zur Freude des Grafen ſich auch ohne beſondere Einladung deſſelben an den Tiſch ſetzte. Nur an einem einzigen Mittag wohnten wir einem großen Gaſtmahl in dem Gaſthof zum Reichsadler bei, welches der Nürnbergiſche Handelſtand dem Grafen von Thurheim zu Ehren gab, und wozu auch die noch anweſenden franzöſiſchen Generale eingeladen wurden. Das Mahl war ſo ſplendid, daß der Graf ſelbſt bekannte, nie einem ſplendidern beigewohnt zu haben. Hier ſah ich zum erſtenmal den Kaufmann und Marktvorſteher Merkel, und ich freue mich, hier ſchon vorläufig den Mann zu nennen, an welchem ich in der Folge einen meiner liebſten Freunde in Nürnberg gewann, und bis zu ſeinem für die Stadt und die Seinigen viel zu frühen Tod behielt.

Nicht lange nach dieſem Beſuche des Grafen von Thurheim in Nürnberg holte ich meine Familie von Ansbach dahin ab, und ſobald wir uns in unſerer Wohnung eingerichtet hatten, trat ich mein bereits begonnenes Geſchäft wieder an. Ich unterſuchte ſämmtliche Verſorgungs- und Krankenanſtalten genauer, und nachdem ich mich von ihrem Zuſtand vollſtändig in Kenntniß geſetzt hatte, erſtattete ich meinen Bericht. Leider konnte derſelbe keineswegs günſtig für ſie ausfallen. Das Spital zum heiligen Geiſt ausgenommen, fand ich alle andere in einem ſo ſchlechten Zuſtand, daß ich auf ihre gänzliche Aufhebung antragen mußte. Dieſer Anſtalten waren nämlich überhaupt drei, das Krankenhaus, zu den hundert Suppen genannt, das Schau- oder Schauerhaus, und das außerhalb der Stadt gelegene St. Sebaſtian-Spital. Das Krankenhaus war hauptſächlich beſtimmt zur Aufnahme akuter Kranken, und ſowohl das Lokal, als die ganze Einrichtung, waren ſo ſchlecht, daß es unbegreiflich iſt, wie Kranke darin geheilt werden konnten. Von einer noch ſchlechtern Beſchaffenheit war das Schau- oder Schauerhaus, welches hauptſächlich zur Aufnahme chroniſcher Kranken beſtimmt war. Es war nicht ſowohl ein Krankenhaus, als vielmehr ein gemeinſchaftliches

Wohnhaus für einige arme Familien, denen es unter der Bedingung überlaſſen war, daß jede Familie einen oder zwei Kranke zu ſich nehmen, und verpflegen mußte. Etwas beſſer, als die beiden eben genannten, war das St. Sebaſtian-Spital, welches ausſchließend zur Aufnahme krätziger, ausſätziger, veneriſcher, und überhaupt ekelhafter Kranken diente, nicht allein wegen ſeiner günſtigen Lage außerhalb der Stadt, ſondern auch wegen des größern Raumes in demſelben, und der Möglichkeit, ihm eine beſſere Einrichtung zu geben. Selbſt das Spital zum heiligen Geiſt, ob es ſchon das einzige war, was den Namen einer öffentlichen Anſtalt verdiente, war gleichwohl in mehreren Beziehungen ſehr mangelhaft. Es war eigentlich kein Krankenhaus, ſondern vielmehr eine Verſorgungsanſtalt für alte, arme und gebrechliche Leute, aber auch als ein ſolches eben ſo wenig ſeinem Zweck gemäß eingerichtet, als zwei andere Verſorgungshäuſer, die Zwölfbrüder-Häuſer genannt, weil in jedem derſelben zwölf arme alte Bürger wohnten, welche darin verpflegt wurden.

Unter dieſen Umſtänden war natürlicherweiſe das Erſte, worauf ich antrug, die gänzliche Auflöſung jener drei Krankenhäuſer, und die baldige Herſtellung entweder eines einzigen allgemeinen Krankenhauſes, oder mehrerer einzelner in andern dazu tauglichen Gebäuden, und was das Spital zum heiligen Geiſt betraf, eine beſſere Organiſation deſſelben als Verſorgungsanſtalt. Der Plan zu dieſen Veränderungen wurde von mir entworfen, und als zweckmäßig erkannt. Aber erſtlich fehlte es zu ſeiner Ausführung an der Hauptſache, an Geld, und zweitens an Gebäuden, die zu Krankenhäuſern hätten eingerichtet werden können. Die Ausführung des Plans wurde daher aufgeſchoben, bis die Mittel dazu herbeigeſchafft ſein würden; allein dazu gehörte nicht nur Zeit, ſondern ihre Herbeiſchaffung wurde auch auf manche andere Art verzögert, ſo daß nun nichts weiter zu thun war, als in den beſtehenden Krankenhäuſern zu verbeſſern, ſoviel als möglich war.

Dies geſchah nun allerdings; allein ein ſo beſchränkter Wirkungskreis, wie mein jetziger, konnte mir natürlicherweiſe nicht gefallen, um ſo weniger, da ich mich eben ſo wenig, als in Ansbach, auch in Nürnberg auf eine Privatpraxis einzulaſſen Luſt hatte. Ich erwartete daher mit Sehnſucht die bevorſtehende neue Organiſation des Königreiches, von welcher ich in jedem Fall eine Er-

weiterung meines Wirkungskreiſes hoffen durfte, und die Zwiſchenzeit benutzte ich theils zu wiſſenſchaftlichen Studien, zu welchen mir zuvor nie ſo viel Muße geworden, theils zu Beſuchen in Ansbach bei meinem Freund und Gönner, dem Grafen von Thurheim, wo ich oft mehrere Tage, und einmal einen ganzen Monat, den ganzen Mai, in Triesdorf, wo er mit ſeiner Familie in den Sommermonaten wohnte, verweilte. Man kennt dieſen ſchönen Landſitz des vormaligen Markgrafen von Ansbach. Die gräfliche Familie bewohnte das ſogenannte Falkenhaus, weil es bequemer war, als das Schloß. Die Witterung war vortrefflich, der herrliche Park gewährte die angenehmſten Spaziergänge, die Ausfahrten in die Umgegend boten die anmuthigſten Ausſichten, es kamen faſt täglich Beſuche von Ansbach, und die wechſelnde Tiſchgeſellſchaft verſchaffte die mannichfaltigſte Unterhaltung. Faſt alle Abende ging ich mit dem Jäger des Grafen auf die Jagd in einem Eichenwald, wo es noch von den markgräflichen Zeiten her, als Ueberbleibſel der ehemaligen Falkenjagden, viele Reiher gab, deren mehrere ich mit einer Flinte ſchoß, welche mir der in Triesdorf wohnende franzöſiſche Oberſt Gaſton, der ſie von ſeinem ehemaligen Unterofficier, dem Marſchall Bernadotte, zum Geſchenk erhalten, geliehen hatte. Bernadotte diente nämlich als Unterofficier in dem Regiment, deſſen Oberſt Gaſton war. Gaſton war ausgewandert, Bernadotte erhob ſich in den Revolutionskriegen von einer Stufe zur andern, nach vielen Jahren kamen ſie wieder in Ansbach, wo Bernadotte ſein Hauptquartier hatte, zuſammen, und unter den vielen Beweiſen der Dankbarkeit, welche Bernadotte ſeinem vormaligen Vorgeſetzten gab, war auch dieſes ihm zum Andenken an jenes Verhältniß zum Geſchenk gemachte Schießgewehr, ein Meiſterſtück der franzöſiſchen Kunſt.

Solchergeſtalt brachte ich nun meine Tage, außer den wenigen, die ich meinen Berufsgeſchäften zu widmen hatte, theils mit Studieren, theils in ergötzlichem Müßiggang zu, bis zum Jahr 1808, wo das Königreich Baiern in funfzehn Kreiſe eingetheilt, und die Stadt Nürnberg zum Sitz einer Kreis-Regierung beſtimmt wurde. Zum General-Kommiſſär des Pegnitz-Kreiſes wurde Graf von Thurheim ernannt, ich zum Kreis-Medicinalrath, und ſobald die Regierung ſelbſt im Gange war, wurde auch wieder an die Herſtellung beſſerer Krankenanſtalten gedacht. Um die dazu

erforderlichen Mittel aufzubringen, wurden mehrere zu den Stiftungen für die Wohlthätigkeit gehörigen Gebäude, wie z. B. die vier außerhalb der Stadt gelegenen, vormals für Peſtkranke beſtimmten, ſogenannten Siehkobel, verkauft; allein da ein großer Theil der daraus gelöſten Gelder zur Central-Stiftungs-Adminiſtration in München eingeſchickt werden mußte, und ſchon im folgenden Jahr wieder ein neuer Krieg ausbrach, wo überhaupt an keine Unternehmung von Bedeutung zu denken war, ſo mußte die Herſtellung beſſerer Krankenanſtalten abermals verſchoben werden, und zwar um ſo mehr, da die damals ſtatt gehabte Oeſterreichiſche Invaſion den Grafen von Thurheim nöthigte, ſeine Stelle mit dem General-Kommiſſär des Rezat-Kreiſes, Freiherrn von Lerchenfeld, zu vertauſchen. Dieſe Invaſion wurde bewerkſtelligt von einem Oeſterreichiſchen Frei-Korps, welches den Abzug der Franzoſen benutzte, die Stadt Nürnberg zu brandſchatzen. Die Invaſion war mehrere Tage, ehe ſie Statt fand, befürchtet, und um ſie abzuwenden, ſollten auf Befehl des Miniſteriums die Nürnberger Bürger zur Vertheidigung der Stadt aufgefordert werden. Allein die Nürnberger waren zu ſehr Oeſterreichiſch geſinnt, als daß man hätte erwarten können, ſie würden der Aufforderung entſprechen. Nichtsdeſtoweniger gehorchte der Graf von Thurheim dem Befehl des Miniſteriums. Er ließ die Nürnberger Bürger an einem öffentlichen Platz, der ſogenannten Schütt, verſammeln, und hielt eine Rede an ſie, worin er ſie zur Vertheidigung der Stadt gegen die Oeſterreicher aufforderte. Die Nürnberger, die Oeſterreicher mehr erwartend, als fürchtend, gaben natürlich der Aufforderung kein Gehör. Schon voraus geneigt, an die Oeſterreicher gegen die verhaßten Baiern ſich anzuſchließen, bedurften ſie nur eines nähern Anlaſſes hiezu, und dieſen gaben einige Ausdrücke in der Rede des Grafen von Thurheim, und namentlich, daß das Oeſterreichiſche Korps, welches die Stadt bedrohe, ein aus verdorbenen Handwerkern und anderm Lumpengeſindel beſtehendes Frei-Korps ſei. Die Nürnberger hatten die Ausdrücke auf ſich bezogen, waren höchſt aufgebracht über den Grafen, der ſich erfreche, honette Nürnberger verdorbene Handwerker und ein Lumpengeſindel zu nennen, und warteten nur, um ſich für dieſen Schimpf an dem Grafen zu rächen, auf den Augenblick, wo die Oeſterreicher ankommen würden. Das Oeſterreichiſche Korps rückte an, eine Menge Men-

ſchen zog ihm entgegen, ſogar Frauenzimmer, von welchen mehrere ihre Blumenſträuße überreichten, und kaum hatte daſſelbe die Stadt beſetzt, ſo wurde der Graf von Thurheim aufgeſucht, aus dem Privathaus, in welches er ſich zu ſeiner Sicherheit begeben, herausgetrieben, von einem Schwall von Geſindel durch die Straßen verfolgt, mit Füßen getreten, angeſpieen, die Kordons von ſeinem Hut abgeriſſen, kurz, dergeſtalt mißhandelt, daß er wahrſcheinlich umgekommen wäre, wenn ihn nicht ein Oeſterreichiſcher Offiecier vor weitern Mißhandlungen geſchützt hätte. Gleichwohl bemächtigten ſich die Oeſterreicher ſeiner, und noch einiger anderer Baieriſcher Staatsbeamten, ſperrten ſie als Gefangene in einen außerhalb der Stadt gelegenen Garten, und führten ſie als Geißel nach Baireuth mit ſich fort. Aber die Freude der Nürnberger dauerte nicht lange. Ein franzöſiſches Korps unter dem Kommando des Generals Laroche hatte die Oeſterreicher bald vertrieben. Es kam zwiſchen den Franzoſen und ihnen zu einer Affaire, und die in die Stadt eingebrachten Kanonen verkündigten den Sieg der Franzoſen. So wurde es nun wieder ruhig in der Stadt, aber das Andenken an die Oeſterreichiſche Invaſion blieb den Nürnbergern noch lang im Gedächtniß. Die Stadt mußte an die Oeſterreicher eine Kontribution von funfzig tauſend Gulden bezahlen, welche noch jetzt unter dem Namen Vivatſteuer bekannt iſt, und es war merkwürdig anzuſehen, wie vor dem Rathhaus ein dort verſammelter Theil der Bürger die eingebrachten Oeſterreichiſchen Kanonen, und ein anderer die Wagen betrachtete, auf welche die funfzigtauſend Gulden aufgepackt wurden. Am folgenden Tag war auch der General Laroche in der Stadt angekommen. Er hatte ſich ſogleich über das Nähere des Aufſtandes erkundigt, um dem Kaiſer umſtändlichen Bericht zu erſtatten, und er war eben im Begriff, es zu thun, als ich ihn zufällig bei der in einem Garten außerhalb der Stadt wohnenden Gräfin von Thurheim antraf. Er war äußerſt aufgebracht über das Betragen der Nürnberger, und man kann ſich denken, was für einen Bericht er an den Kaiſer gemacht haben würde, wenn ich nicht zufälligerweiſe mit ihm zuſammen gekommen wäre. Ueberzeugt, daß es blos die Hefe des Volks war, welche ſich bei dem Aufſtand thätig erwies, daß kein rechtlicher Bürger Theil daran genommen, gelang es mir, auch ihn davon zu überzeugen. Sein Bericht ward ſchonender für die Nürnberger verfaßt, als er anfangs Willens war, und der Vorgang hatte keine weitere Folgen für die Stadt.

Daß der Graf von Thurheim nach ſeiner Zurückkunft von Baireuth, denn weiter war er von den Oeſterreichern nicht fortgeführt worden, ſeine Stelle weder behalten wollte noch konnte, iſt einleuchtend. Er vertauſchte ſie mit dem General-Kommiſſär des Rezatkreiſes von Lerchenfeld. Dieſen ſah ich zum erſtenmal in Nürnberg, aber ich war ihm ſchon empfohlen von dem Grafen von Thurheim, und ich fand bald an ihm einen Mann, der bei ſeinem regen Sinn für alles Gute, und dem Eifer, mit welchem er daſſelbe zu befördern ſuchte, auch der Krankenanſtalten in Nürnberg ſich thätig annehmen, und die Ausführung meiner Plane zu einer beſſern Einrichtung derſelben auf alle Weiſe befördern würde. Aber dieſelben Hinderniſſe, welche zur Zeit des Grafen von Thurheim vorhanden waren, beſtanden auch jetzt noch. Es fehlte noch immer an der Hauptſache, an Geld, und die Ausführung mußte abermals bis auf beſſere Zeiten verſchoben werden. Mein ganzer Wirkungskreis blieb daher, wie bisher, auf meine Medicinalraths-Stelle eingeſchränkt, und ob ich ſchon der einzige Medicinalrath bei der Regierung des Pegnitzkreiſes war, und alle einem ſolchen obliegende Geſchäfte zu beſorgen hatte, ſo war es mir doch unangenehm, ihnen meine Thätigkeit allein zu widmen, zumal da mehrere darunter waren, deren Beſorgung ſchon an ſich nicht erfreulich war. Ich rechne dahin die geſetzliche Einführung der Schutzpocken-Impfung, und die Aufſicht über die aus den landärztlichen Schulen hervorgegangenen und auch in den Städten angeſtellten Landärzte. Die geſetzliche Einführung der Schutzpocken-Impfung betreffend, ſo ſchien mir dieſe nicht nur ein unerlaubter Eingriff in die Perſonalrechte zu ſein, ſondern ich hielt ſie auch für zu voreilig, weil ich glaubte, daß wenigſtens ein Menſchenalter dazu gehöre, ehe man von einer abſoluten Schutzkraft der Kuhpocken gegen die Menſchenpocken ſprechen könne. Wirklich hat ſich auch dieſelbe in der Folge keineswegs ſo abſolut erwieſen, als man anfangs glaubte und behauptete. Eine Menge vaccinierter Individuen hat Menſchenpocken bekommen, die man zwar nicht für wahre Menſchenpocken hat anerkennen wollen, und daher zum Unterſchied von dieſen Varioloiden genannt hat, die aber doch wahre Menſchenpocken (Variolen) ſind, nur milder gemacht durch die vorhergegangene Impfung mit Kuhpockengift. So war es alſo klar, daß die Kuhpocken nicht abſolut vor den Menſchenpocken ſchützen; aber eben dieſe mildere Beſchaffenheit der Menſchenpocken iſt, da ſie

ſich nur bei vaccinierten Individuen zeigt, ein entſcheidender Beweis für die Schutzkraft der Kuhpocken, und wenn irgend die geſetzliche Einführung der Schutzpocken-Impfung gerechtfertigt werden kann, ſo war es jetzt erſt, früher war dieſelbe offenbar zu voreilig. — Aber nicht minder, als dieſe Voreiligkeit, war auch die Strenge zu tadeln, mit welcher das Impfgeſchäft getrieben werden mußte, der lächerlichen Zumuthung, daß die Impfärzte ſich für die Sicherheit der Vaccinierten vor den Menſchenpocken verbürgen ſollten, nicht zu gedenken. Wäre ich bei der Berathung des Schutzpockengeſetzes Mitglied des Ober-Medicinal-Kollegiums in München geweſen, ſo wäre daſſelbe wenigſtens in der Form, in welcher es erſchien, nicht durchgegangen. Aber als Kreis-Medicinalrath mußte ich thun, was mir von der Regierung befohlen war, und meine Pflicht forderte, ohne Widerrede zu gehorchen.

Auf eine gleich paſſive Weiſe mußte ich mich auch in Rückſicht auf die Landärzte verhalten, deren nicht wenige auch in den Städten angeſtellt worden, obſchon dies eine contradictio in adjecto iſt. Was gegen die landärztlichen Schulen überhaupt von Akermann und noch vielen andern Aerzten von Bedeutung geſagt worden, iſt bekannt, und was die Univerſalärzte, die von ihnen ausgegangen, — denn, obſchon ohne Doktorhut, ſind die Landärzte Aerzte, Chirurgen, Geburtshelfer, Apotheker in einer Perſon, — bei aller Seichtheit ihrer Kenntniſſe für arrogante, bei aller Beſchränkung ihres Wirkungskreiſes für verwegene, bei aller Subordination unter die wiſſenſchaftlich gebildeten Aerzte für anmaßende Subjekte, wenigſtens ihrer größern Anzahl nach, geworden ſind, ſieht man auch jetzt noch, ſowohl in den Städten als auf dem Lande. Aber ſie waren nun einmal da, man konnte nichts thun, als ſie abſterben laſſen, und es macht der Baieriſchen Regierung Ehre, daß ſie die landärztlichen Schulen wieder aufgehoben hat, wozu auch ich mir ſchmeicheln darf etwas beigetragen zu haben, indem ich ſpäter den Grafen von Thurheim, als Miniſter des Innern, auf die Unſtatthaftigkeit dieſer Schulen aufmerkſam machte.

Die Stelle eines Kreis-Medicinalraths iſt zwar eine angeſehene Stelle, denn die Medicinalräthe haben mit den Regierungsräthen gleichen Rang. Aber ſo wie die Regierungen ſelbſt mehr vollziehende als berathende Behörden ſind, indem alle Verordnungen über wichtigere Gegenſtände von den höhern Behörden ausgehen, ſo iſt

dies auch der Fall mit den Medicinalräthen. Sie haben in medicinischen Angelegenheiten blos zu begutachten, wie die auf den Antrag der oberſten Medicinalbehörde von dem Miniſterium erlaſſenen Verordnungen auszuführen ſeien, und ſie mögen von der Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit derſelben denken, wie ſie wollen, ſo dürfen ſie ſich darüber nicht ausſprechen. Daß auch in medicinischen Angelegenheiten allgemeine Verordnungen nur von der oberſten Staatsbehörde ausgehen, iſt Natur der Sache; aber es iſt ein großer Fehler, daß dieſe Verordnungen, ſtatt ganz allgemein zu ſein, auch zugleich ins Detail gehen, und auch in Rückſicht auf die einzelnen Beſtimmungen eine in allen Kreiſen gleich genaue Befolgung derſelben den Regierungen zur Pflicht machen. Nun ſind aber die Kreiſe, in welche das Reich eingetheilt iſt, wie ihrer geographiſchen Lage nach, auch in Rückſicht auf ihre anderweitigen Verhältniſſe ſehr verſchieden, und es können daher von den oberſten Staatsbehörden keine andern Verordnungen erlaſſen werden, als ganz allgemeine, weil ihre Ausführung nach den beſondern Verhältniſſen jedes einzelnen Kreiſes modificiert werden muß. Müſſen die Kreisregierungen die von den oberſten Staatsbehörden ausgehenden Verordnungen auch nach allen ihren einzelnen Beſtimmungen ausführen, ſo finden ſich überall Schwierigkeiten, und weil die Kreisregierungen die Verordnungen nicht eigenmächtig modificieren dürfen, ſo muß immer einer von zwei Fällen eintreten: entweder müſſen die Regierungen, um nichts ungeſchicktes zu verfügen, dieſelben gleichwohl eigenmächtig modificieren, oder ſie müſſen ihre, durch die leidigen Vielſchreibereien ohnehin ſo beſchränkte Zeit mit endloſen Anfragen und Einholung neuer Inſtruktionen verlieren, die nicht ſelten eben ſo wenig paſſen, als die Verordnungen ſelbſt.

Alles dies gilt insbeſondere von den Verordnungen, welche das Medicinalweſen in den Kreiſen betreffen. Auch dieſe müſſen, wenn ſie ihren Zweck erreichen ſollen, ganz allgemein ſein. Auch ſie müſſen nach den beſondern Verhältniſſen der einzelnen Kreiſe modificiert werden, und dieſe Modifikationen den Kreisregierungen anzugeben, muß den Kreismedicinalräthen übertragen werden, gewiß eine ungleich würdigere Aufgabe für ſie, als die Verordnungen an die Landgerichtsärzte auszuſchreiben, und über ihre Befolgung zu wachen. Beſtände in München ein Ober-Medicinal-Kollegium, welches nicht blos aus Münchner Aerzten zuſammengeſetzt wäre, ſondern auch

Aerzte aus den Provinzen zu Mitgliedern hätte, ſo würde die Sache ganz anders ſein. Die von demſelben beantragten Medicinal-Verordnungen würden nicht blos auf die Verhältniſſe des Iſarkreiſes und überhaupt Altbaierns berechnet, und eben deswegen auch in allen Kreiſen ausführbar ſein, was jetzt bei den ſo verſchiedenen Verhältniſſen in den Kreiſen unmöglich der Fall ſein kann. So würden zuverläſſig in Baiern keine landärztlichen Schulen eingerichtet worden ſein, wenn die Herren Ober-Medicinalräthe Haberl und Jacobi bedacht hätten, daß die Landchirurgen nicht überall ſo ſind, wie in Altbaiern. Nur in Altbaiern war es nothwendig, für das Landvolk durch Anſtellung beſſerer Subjekte zu ſorgen; in den andern Kreiſen war es an manchen Orten mit ungleich beſſern Barbiern und Badern verſehen, als die Landärzte waren, von denen ſie verdrungen wurden, oder wenigſtens verdrungen werden ſollten.

Aber das iſt noch nicht Alles. Die Verordnungen, welche auf Antrag der oberſten Medicinalbehörde an die Kreisregierungen ergehen, ſind nicht allein zu ſpeciell, ſondern ſie haben auch noch den Fehler, daß ſie auch in Rückſicht auf die einzelnen Beſtimmungen auf das ſtrengſte befolgt werden müſſen. So enthielt z. B. das Schutzpocken-Geſetz unter andern einzelnen Beſtimmungen auch die, daß die Impfärzte bei jedem einzelnen Individuen auch die Beſchaffenheit der Pocken, nicht allein ihrer Zahl, ſondern auch ihrer Form nach, in ihren Tabellen angeben ſollten. Allerdings thaten dies die Meiſten, Andere aber, die es nicht für nöthig hielten, thaten es nicht, ſie ſchrieben in ihren Tabellen blos: echte Pocken, ſchöne Pocken ꝛc. Dies war nun gegen das Geſetz, ſie wurden für ſtrafbar erkannt, und wenn es zum zweitenmal geſchah, die geſetzliche Strafe wirklich ausgeſprochen. So ſollte deshalb der D. Eichhorn in Nürnberg geſtraft werden, und wurde nur dadurch von der Strafe befreit, daß ich dagegen berichtete, dieſer D. Eichhorn ſei ein alter praktiſcher Arzt, der ſich nicht mehr in die neuen Formen zu finden wiſſe, auch ſei er derjenige, der ſich vor allen andern Nürnberger Aerzten um die Einführung der Schutzpocken in der Stadt verdient gemacht habe, und es würde höchſt auffallend ſein, ihn wegen Nichtbeobachtung einer bloſen Formalität zu ſtrafen. Sollen Verordnungen in medieiniſchen Angelegenheiten gegeben werden, ſo müſſen ſie auch ausführbar ſein; ſind ſie es nicht, ſo werden ſie entweder nicht befolgt, oder wenn ſie befolgt werden, ſo erreichen ſie nicht nur ihren Zweck nicht,

ſondern ſie ſind ihm vielmehr hinderlich. Nichts iſt leichter, als Verordnungen zu erlaſſen, aber es iſt nicht genug, daß ſie auf dem Papier ſtehen, ſie müſſen auch ausführbar ſein. Aber es ſcheint, daß dies oft das Wenigſte iſt, um was ſich die höhern Behörden, von welchen ſie ausgehen, bekümmern, obſchon ſie nach der Art aller ſtrengen Regenten, denen es mehr um das Befehlen, als um die Sache, zu thun iſt, die oft heilſame Nichtbefolgung derſelben, wenn nicht wirklich beſtrafen, doch in den derbſten Ausdrücken in ihren Reſcripten rügen.

Dieſe Erfahrungen habe ich als Medicinalrath vielfältig gemacht, und man kann ſich leicht denken, daß ſie keineswegs geeignet waren, mir meine Stelle angenehm zu machen. Indeſſen bekleidete ich dieſelbe meinen Pflichten gemäß, und ſuchte ſo viel gutes zu bewirken, als ich nach der Lage der Umſtände konnte. Aber mein Hauptſtreben ging immer auf die Ausführung meiner Plane hinſichtlich der Krankenanſtalten, das ſollte das Hauptverdienſt ſein, welches ich mir in Nürnberg erwerben wollte, und es iſt nicht meine Schuld, daß es mir bis auf den Augenblick, wo ich dieſes ſchreibe, nicht gelungen iſt. Aller wiederholten Anregungen ungeachtet blieb es immer bei'm Alten. Es wurden mir immer wieder dieſelben Schwierigkeiten entgegen geſtellt, und ſo dauerte es fort bis ins Jahr 1811, wo wiederum eine neue Kreis-Eintheilung vorgenommen, der Pegnitzkreis aufgehoben, und in Nürnberg ein eigenes Lokal-Kommiſſariat angeordnet wurde. Zum Chef des Kommiſſariats wurde der bei dem aufgehobenen Pegnitzkreis angeſtellt geweſene Finanzdirektor von Kraker ernannt, und ich ſollte als Medicinalrath bei der Regierung des Ober-Mainkreiſes in Baireuth angeſtellt werden. In ſo fern ich in Baireuth mit dem zum General-Kommiſſär des Ober-Mainkreiſes ernannten Grafen von Thurheim wieder zuſammen gekommen wäre, würde mir dieſe Anſtellung allerdings die angenehmſte geweſen ſein, und ich weiß, daß dies auch der Hauptgrund war, warum der Miniſter von Montgelas bei dem König auf meine Verſetzung dahin antragen wollte, er wollte mir und dem Grafen von Thurheim eine Gefälligkeit erweiſen, wie er mir ſelbſt ſagte. Allein da auch dem Komiſſariat in Nürnberg neben zwei andern Räthen auch ein Medicinalrath beigegeben werden ſollte, ſo ſah ich nicht ein, warum ich meiner Stelle ohne weitere Vortheile gegen eine andere vertauſchen ſollte, auch lagen mir mehrere meiner Freunde in Nürnberg an, doch

ja nicht von Nürnberg wegzugehen, und riethen mir ſo lange und ſo nachdrücklich zu, nach München zu reiſen, und dort meine Verſetzung nach Baireuth zu hintertreiben, daß ich nicht umhin konnte, mich zu dieſer Reiſe zu entſchließen. Bei meiner Ankunft in München fehlte zur Verwirklichung meiner Verſetzung nach Baireuth nur noch die Unterſchrift des Königs. Aber der Miniſter gab meinen Gründen dagegen Gehör; es wurde ein Anderer als Medicinalrath in Baireuth angeſtellt, und ich blieb in Nürnberg.

Mein damaliger Aufenthalt in München dauerte zwar nur einige Tage, aber er war mir in doppelter Rückſicht erfreulich, erſtlich weil ich den Zweck meiner Reiſe erreicht hatte, und zweitens weil ich nicht nur das Glück hatte, den König zu ſprechen, welcher ſich meiner von Würzburg her auf das gnädigſte erinnerte, ſondern auch weil ich meine alten Freunde und Gönner wieder ſah, und einige ſehr intereſſante neue Bekanntſchaften machte, namentlich mit dem berühmten Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften Jacobi, ſeinem Sohn, dem Ober-Medicinalrath Jacobi, und deſſen ſchönen und geiſtreichen Frau, der Tochter des allbekannten Wandsbecker Boten, des kindlichen liebenswürdigen Claudius, und mit dem großen Anatomen Sömmering, den ich zum erſtenmal in dem Jacobiſchen Hauſe ſah. Es war Abends in einer zahlreichen Geſellſchaft, die Geſellſchaft blieb ſpät bis in die Nacht beiſammen, Sömmering und ich verließen die Geſellſchaft zugleich, und weil ich fürchtete, ich würde den Weg zu meinem Gaſthof nicht allein finden können, ſo bot er ſich an, mich zu begleiten. Er brachte mich richtig an meinen Gaſthof, aber er ſelbſt verirrte ſich bei'm Nachhauſegehen in eine Nebengaſſe, und mußte zu ſeiner eigenen Wohnung durch einen Fremden geführt werden, — ein Vorfall, der uns bei unſerer nächſten Zuſammenkunft viel Spaß machte.

Meines Bleibens in Nürnberg nun gewiß, machte ich die Ausführung meiner Pläne hinſichtlich der Krankenanſtalten wieder zu meiner Hauptangelegenheit, und ich konnte dieſelbe um ſo mehr hoffen, da nicht allein der Kommiſſär ſelbſt, ſondern auch der Stiftungs-Adminiſtrator Bock auf das willfährigſte dazu die Hände boten. Allein beide konnten bei dem beſten Willen vor der Hand nicht mehr thun, als was die Umſtände erlaubten. Um eine durchgreifende Reform der Krankenanſtalten vorzunehmen, fehlte es, wie früher, auch jetzt an den erforderlichen Mitteln, und Alles, was geſchehen

konnte, war, daß in dem Spital zum heiligen Geiſt ein gro=
ßer geräumiger Boden zu Krankenzimmern eingerichtet, und zur Be=
ſtreitung der Koſten der Erlös aus allerlei entbehrlichen Sachen ver=
wendet wurde. Die Sachen wurden gut verkauft, die Einrichtung
des Bodens zu Krankenzimmern wurde vorgenommen, der Raum
reichte zu zehn Zimmern, in denen überhaupt funfzig Kranke Platz
hatten, und ſchon im Frühjahr 1813 konnten dieſelben bezogen wer=
den. So hatte nun die Stadt eine Krankenanſtalt, welche vor der
Hand wenigſtens das dringendſte Bedürfniß befriedigte, die erbärm=
liche Hundert=Suppen=Anſtalt, und das gleich erbärmliche
Schau= oder Schauerhaus entbehrlich machte, und eine zweck=
mäßigere Einrichtung des St. Sebaſtian=Spitals geſtattete.
Sobald nämlich die neue Krankenanſtalt fertig war, ſo wurden jene
zwei Krankenhäuſer geräumt, die heilbaren Kranken wurden in die
neue Anſtalt aufgenommen, die unheilbaren in das St. Sebaſtian=
Spital verſetzt, welches zuvor ebenfalls eine beſſere Einrichtung er=
halten hatte. Zugleich wurde auch die Beſorgung der hausarmen
Kranken, welche in ihren Wohnungen auf öffentliche Koſten behan=
delt wurden, und auch jetzt noch einen Hauptheil der Armen=Kran=
kenpflege in Nürnberg ausmachen, verbeſſert, ſtatt eines einzigen
Armenarztes wurden mehrere angeſtellt, die Beſoldung der Armen=
ärzte wurde fixiert, und überhaupt mehr Ordnung in dieſen wichti=
gen Theil der Armen=Krankenpflege gebracht. Indeſſen waren alle
dieſe Anordnungen blos proviſoriſch, es ſollte dadurch blos den drin=
gendſten Bedürfniſſen abgeholfen werden, und der Plan zu einer um=
faſſenden und durchgreifenden Reform der geſammten Verſorgungs=
und Krankenanſtalten war keineswegs aufgegeben. Im Gegentheil
wurden nicht nur von Seite des Kommiſſariats, ſondern auch vor=
züglich von dem Stiftungs=Adminiſtrator Bock, ſolche Vorkehrun=
gen dazu getroffen, daß kaum an der Realiſierung des Plans zu
zweifeln war.

Aber nun brach wieder ein neuer Krieg aus, der franzöſiſch=
ruſſiſche. Dieſer neue Krieg, und die im Jahr 1816—1817 ein=
getretene Theuerung machten die Ausführung des Plans abermals
unmöglich. So ſehr mir derſelbe auch am Herzen lag, ſo fügte ich
mich doch, in der Hoffnung auf beſſere Zeiten, in dieſe abermalige
Verzögerung mit Geduld, um ſo mehr, weil ich mir theils durch
die Uebernahme der ärztlichen Beſorgung der neuen Krankenanſtalt,

theils durch die Erweiterung meiner Privatpraxis meinen Wirkungskreis auf eine meiner Neigung gemäße Art erweitert hatte. In den erſten Jahren meines Aufenthalts in Nürnberg hatte ich mich nämlich auf keine Privatpraxis eingelaſſen, und ich konnte es auch nicht wohl thun, weil ich vorausſah, daß ich als Dirigent der nach meinem Plan eingerichteten Verſorgungs- und Krankenanſtalten genug zu thun haben würde, um noch zu andern Beſchäftigungen, als zu meinen amtlichen, Zeit übrig zu haben. Allein theils die von mehreren Seiten her an mich ergangenen Aufforderungen zur Privatpraxis, theils die aufs Neue wieder in eine ungewiſſe Ferne hinausgerückte Ausführung meines Plans, bewogen mich endlich, meine Privatpraxis weiter auszudehnen, als ich anfangs Willens war, und wenn ich die Zeitumſtände hätte benutzen wollen, ſo hätte ich ohne Zweifel der beſchäftigteſte Arzt in Nürnberg werden können. Die angeſehenſten und geſuchteſten Aerzte waren nämlich größtentheils betagte Männer, denen die Praxis beſchwerlich zu werden angefangen hatte, Einige hörten zu prakticieren auf, Andere wurden kränklich, einer ſtarb nach dem andern weg, und von den jüngern, die an ihre Stelle traten, hatte ich nichts zu fürchten. Allein ich hatte nie im Sinn, meine Praxis ſehr weit auszudehnen, nicht allein weil ich die öffentlichen Krankenanſtalten, als den Hauptgegenſtand meiner Thätigkeit, immer vor Augen hatte, ſondern auch weil mir die Stellung nicht gefiel, in welcher die Aerzte zu dem Publikum ſtanden. Nürnberg iſt eine Handelſtadt, und wie in allen Handelſtädten das Geld die Hauptſache iſt, ſo iſt dies auch in Nürnberg nicht anders. Man läßt den Arzt rufen, wenn man ihn braucht, und hat man ihn für ſeine Dienſte abgelohnt, ſo glaubt man, ihm nichts weiter ſchuldig zu ſein, oder wenn man ihm ein jährliches Honorar bezahlt, ſo erwartet man, daß er es durch öftere Beſuche abverdiene, wenn auch Niemand im Hauſe krank iſt, und ſieht ihn eben ſo für einen Lohnbedienten an, wie einen Handlungs-Kommis. Freilich denken nicht alle Kaufleute ſo, es giebt ihrer Mehrere, die ihren Arzt auch als ihren Hausfreund betrachten, aber dieſe machen nur die Ausnahme von der Regel. Die Mehrzahl benimmt ſich, wie ich geſagt habe, und da der Handelſtand den Ton in der Stadt angiebt, ſo folgen mehr oder weniger auch die andern Bürgerklaſſen ſeinem Beiſpiel. Sowohl in Würzburg als in Ludwigsburg hatte ich ein anderes Verhältniß der Aerzte zu dem Publikum geſehen, und ich konnte daher

das praktiſche Leben in Nürnberg nicht erfreulich finden. Dies war ſchon zu Anfang der Fall, in der Folge war er es noch mehr, da nicht nur der jüngeren Aerzte immer mehrere wurden, ſondern auch die Landärzte in der Stadt ihr Weſen zu treiben anfingen. Jene mußten von dem Ertrag ihrer Praxis leben, und um die Gunſt des Publikums zu gewinnen, waren ſie genöthigt, demſelben ganz zu Gefallen zu leben. Sie hofierten daher nicht nur dem Handelſtand als ſeine gehorſame Diener, ſondern ſie ſchmeichelten auch den andern Bürgerklaſſen, indem ſie auch ihren übertriebenſten und thörichtſten Anforderungen zu entſprechen ſuchten. Auf eine ſolche Art mich bei dem Publikum in Gunſt zu ſetzen, war mir unmöglich, und es iſt daher ganz natürlich, daß ich, wenn ich es auch gewünſcht hätte, nie zu einer ſehr ausgebreiteten Praxis in Nürnberg gekommen wäre. Die Maſſe des Publikums würde ſich weit eher an die gefälligern jüngern Aerzte, als an den minder gefälligen, ſeine Würde behauptenden, ältern Arzt gehalten haben. — Aber noch mehr, als dieſes nothgedrungene knechtiſche Betragen der meiſten jüngern Aerzte, verleideten mir die Praxis in Nürnberg die in der Stadt angeſtellten Landärzte. Nach ihrer Inſtruktion ſollten ſie zwar mehr Chirurgen, als Aerzte, ſein, ſie ſollten ſich nur mit Behandlung innerlicher Krankheiten leichterer Art befaſſen, und in ſchwerern Fällen ungeſäumt einen wiſſenſchaftlich gebildeten Arzt zu Hülfe rufen. Allein wie ſie ſich, gleich dieſen, Doktoren nennen ließen, ſo wollten ſie ihnen auch in der Ausübung ihrer Kunſt nicht nachſtehen, und ſo wie ſie ſolchergeſtalt ſich ſelbſt als Kollegen derſelben anſahen, ſo ſah ſie auch ein großer Theil des Publikums dafür an, ja Vielen, beſonders aus den geringern Volksklaſſen, war ein Landarzt lieber, als ein wiſſenſchaftlich gebildeter Arzt, theils weil er ihnen an Sitten gleicher war, theils weil ſie ihm für ſeine Dienſtleiſtungen, welche ſie mit Recht als Dienſte eines Handwerkers anſahen, weniger bezahlen durften. Weit entfernt alſo, bei dieſer Herabwürdigung des ärztlichen Standes nach einer ausgebreiteten Praxis zu ſtreben, war ich froh, daß es mir die Lage der Dinge ſelbſt verbot, und wirklich ſchon aus Scham, für einen Kollegen der Landärzte angeſehen zu ſein, würde ich meine Praxis ganz aufgegeben haben, wenn ſich mir eine ſchickliche Gelegenheit dazu dargeboten hätte.

Dieſe Gelegenheit ſchien ſich mir wirklich darzubieten, da jetzt der Zeitpunkt herangekommen zu ſein ſchien, wo ich an der Ausfüh=

rung meines Plans zur Verbeſſerung der öffentlichen Krankenanſtalten nicht mehr zweifeln zu dürfen glaubte. Der Krieg war nämlich geendigt, der Friede geſchloſſen, die deutſchen Fürſten hatten verſprochen, ihren Ländern zeitgemäße Konſtitutionen zu geben, und der König von Baiern war einer der erſten, der es that. Im Mai 1818 wurde die Konſtitution promulgiert. Die Freude im Königreich war allgemein, beſonders in Nürnberg, weil man hoffte, daß durch Einſetzung eines potenten Magiſtrats die vormalige Herrlichkeit der Stadt wieder hergeſtellt werden würde. Allerdings hatte Nürnberg durch die Konſtitution ſehr viel gewonnen, nicht nur an Selbſtmacht, ſondern auch an Einkünften. Die Befugniß, das Beſtehende überall, wo es nöthig ſchien, zu verbeſſern, allen Bedürfniſſen durch neue zweckmäßige Einrichtungen abzuhelfen, ward dem Magiſtrat durch die Konſtitution ertheilt. Ich glaubte nun, daß auch vorzüglich den Verſorgungs- und Krankenanſtalten ein neuer Glücksſtern aufgegangen ſei, und da ich ſah, mit welchem Eifer ſchon der zuerſt eingeſetzte Magiſtrat von jener Befugniß Gebrauch machte, was er zur Verbeſſerung des Schulweſens, zur Reinigung der Straßen und Brunnen, ja ſelbſt zur Verſchönerung der Stadt und ihrer Umgebungen durch Anlegung von Alleen ꝛc. that, ſo konnte ich nicht zweifeln, daß er auch ein vorzügliches Augenmerk auf die Verbeſſerung der Verſorgungs- und Krankenanſtalten richten würde. Allein ich betrog mich in meiner Erwartung.

Das Bedürfniß beſſerer und umfaſſenderer Verſorgungs- und Krankenanſtalten wuchs aber mit jedem Tage im Jahre, und ich ſah mich daher genöthiget, meine Anträge zu ihrer Verbeſſerung nicht nur von Zeit zu Zeit zu wiederholen, ſondern ihnen auch mehr Nachdruck zu geben. Dennoch ging ein Jahr nach dem andern hin, bis im Jahr 1824 der Kaufmann Scharrer zum zweiten Bürgermeiſter gewählt wurde. Dieſer eben ſo thätige als einſichtsvolle Mann hatte ſchon als Magiſtratsrath die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform der Verſorgungs- und Krankenanſtalten erkannt, er machte dieſelbe gleich nach dem Antritt ſeines Bürgermeiſteramts zu einem Hauptgegenſtand ſeiner Thätigkeit, und arbeitete gemeinſchaftlich mit mir den Plan zu derſelben aus. Einverſtanden mit mir, daß vor allem die Herſtellung eines allgemeinen Krankenhauſes nöthig ſei, wurde ein Platz außerhalb der Stadt dazu auserſehen, der Platz von dem ſich für alle das Gemeinwohl der Stadt betreffende Anſtalten

thätig intereſſierenden Marktvorſteher **Platner** aus eigenen Mitteln erkauft, von dem Bauinſpektor **Schmidter** der Riß zu dem Gebäude nach meiner Angabe verfertigt, die Koſten des Gebäudes, ſeiner Einrichtung und Unterhaltung von dem Bürgermeiſter **Scharrer** berechnet, und die Mittel zu ſeiner Dotierung angegeben. Wäre **Scharrer** Bürgermeiſter geblieben, ſo wäre zuverläſſig der Plan ausgeführt worden, denn wie zu ſo vielem andern, was während ſeines Bürgermeiſteramts trotz aller ihm in Weg gelegter Hinderniſſe zu Stande gekommen, war er auch dazu der Mann. Aber nachdem die ſechs Jahre, auf die er gewählt worden, vorüber waren, kam ein Anderer an ſeine Stelle, und ſo wie dieſer eingetreten, war auch von Erbauung eines Krankenhauſes keine Rede mehr. Die Schuld, daß es an Geld zur Erbauung eines Krankenhauſes fehlte, lag nicht an der Unzulänglichkeit der Renten der Stiftungen, ſondern an der Art ihrer Verwendung zu Almoſen. Allerdings hat in neuern Zeiten die Armuth in Nürnberg bedeutend zugenommen; allein, genau betrachtet, nicht ſowohl die Armuth, als vielmehr die Armen, und die Urſache dieſer Zunahme der Armen liegt ohne Zweifel in der Fehlerhaftigkeit der öffentlichen Armenpflege. Die Hauptaufgabe einer guten Armenpflege iſt, die Zahl der Armen zu vermindern, und dieſe Aufgabe kann nur gelöſt werden durch Herſtellung öffentlicher Beſchäftigungsanſtalten, die aber nicht zugleich Strafanſtalten ſein dürfen, wie die in Nürnberg beſtehende. Sie müſſen reine Beſchäftigungsanſtalten ſein, in welchen Jeder, der arbeiten will, auch Arbeit findet, und ſich nicht ſchämen darf, in ſie aufgenommen zu werden. Nur Arme, die durch ihre Arbeit nicht ſo viel erwerben können, als ſie zur nothdürftigen Erhaltung ihrer Familien bedürfen, haben gerechten Anſpruch auf Unterſtützung durch Almoſen, ſo wie diejenigen, die gar nicht mehr arbeiten können, zur Aufnahme in eine öffentliche Verſorgungsanſtalt. Almoſen an Müßiggänger, und aus Mitleiden an Scheinarme gegeben, die ſie ertrotzen oder durch ihre Wehklagen erſchleichen, helfen der Armuth nicht ab, ſie dienen vielmehr, die Zahl der Armen zu vermehren, und wenn man mir von täglicher Zunahme der Armuth in Nürnberg ſprach, ſo war ich immer der Meinung, daß die Rede blos von Zunahme der Armen, nicht der Armuth, ſein könne. Bei der täglich höher geſteigerten Induſtrie in der Stadt, und dem täglich ſich vermehrenden Verkehr kann es unmöglich Viele geben, die nicht Arbeit

finden, wenn ſie arbeiten wollen, und um die wahrhaft Armen von den ſcheinbar Armen zu unterſcheiden, iſt vor allen Dingen eine genaue Armen-Konſcription nöthig. So lange eine ſolche nicht hergeſtellt iſt, nützt auch der zahlreichſte Armenpflegſchaft-Rath nichts, weil es ihm an der Grundlage fehlt, worauf er ſein Urtheil über die Bedürftigkeit der um Almoſen Bittenden bauen muß; im Gegentheil je zahlreicher er iſt, deſto ſchlimmer iſt es, weil in Ermangelung jener Grundlage das Meiſte von der Gunſt der Armenpflegſchafts-Räthe abhängt, welche, wie die Erfahrung lehrt, ſehr oft Leuten zugewendet wird, die gar nicht zu den Armen gehören, und das ihnen gereichte Almoſen den Bier- und Branntweinwirthen, den Lotto-Kollekteuren, ja ſogar dem Theaterkaſſier zutragen.

Daß ich bei der täglich zunehmenden Unzulänglichkeit der beſtehenden Verſorgungs- und Krankenanſtalten meine Anträge, da ſie bei dem Magiſtrat nichts fruchteten, um ſo öfter und nachdrücklicher an die Kreis-Regierung gemacht, brauche ich eben ſo wenig zu ſagen, als daß auf jeden meiner Berichte die Regierung den Magiſtrat nachdrücklich zur möglichſt baldigen Herſtellung des fraglichen neuen Krankenhauſes aufgefordert habe. Aber auch dieſe Aufforderungen von Seite der Kreis-Regierung fruchteten nichts, der alte Grund, daß es an Geld fehle, wurde jederzeit wieder aufs neue hervorgehoben, und das Einzige, was geſchah, war, daß man jetzt etwas ernſtlicher die Wege aufzuſuchen anfing, auf welchen daſſelbe herbeizuſchaffen ſein möchte. — So ſtand es am Schluſſe des Jahres 1835, als wieder ein neuer zweiter Bürgermeiſter gewählt wurde. Die Wahl fiel auf einen Mann, zu welchem, wie die ganze Stadt, auch ich das größte Zutrauen hatte. Es war der zeitherige Marktvorſteher Johann Merkel, der würdige Sohn des erſten Marktvorſtehers und Aſſeſſors bei'm königlichen Handels-Appellations-Gericht Johann Wolfgang Merkel, deſſen ich ſchon früher erwähnte, und von dem ich in der Folge noch ausführlicher ſprechen werde, — ein eben ſo kenntnißreicher und thätiger, als rechtſchaffner Mann. Schon als Vorſtand des Kollegiums der Gemeinde-Bevollmächtigten hatte er ſich der ſtädtiſchen Verſorgungs- und Krankenanſtalten bei jeder Gelegenheit angenommen, und ich konnte daher mit Zuverſicht von ihm erwarten, daß er als Bürgermeiſter vollenden werde, was ſein früherer Vorgänger Scharrer ſo rühmlich begonnen hatte. Ich hatte bereits mein ſieben und ſiebenzigſtes Lebensjahr zurückgelegt,

und hätte wohl noch vor meinem Tode ein Werk ausgeführt ſehen mögen, das mir mehr, als alles andere, am Herzen lag, und dem zu lieb ich von keiner Gelegenheit, meine Stelle mit einer andern, wenn gleich vortheilhaftern und ehrenvollern, zu vertauſchen, Gebrauch machte. Ich hätte Kreis-Medicinalrath in Baireuth, Direktor der Krankenanſtalten in Bamberg, Mitglied des Ober-Medicinalkollegiums in München werden können; aber ich hatte meine Stelle in Nürnberg vorgezogen, und nur die Ausſicht auf baldige Herſtellung eines allgemeinen Krankenhauſes, und die dadurch möglich gemachte beſſere Organiſation des Spitals zum heiligen Geiſt, als Verſorgungsanſtalt, ließ es mich, ungeachtet der Verzögerung von einem Jahr zum andern, nicht bereuen, der Stadt jene Opfer gebracht zu haben.

Aber es iſt nun Zeit, daß ich auch Etwas von meinem geſelligen und häuslichen Leben in Nürnberg ſage, und billig ſpreche ich auch hier wieder zuerſt von meinem häuslichen. Meine Frau war bald in Nürnberg eingewohnt, ſie war froh, wieder in einer größern Stadt zu leben, und die freundſchaftlichen Verhältniſſe, in welche ſie nach und nach mit mehrern Familien gerieth, machten ihr den Aufenthalt in derſelben je länger je angenehmer. Meine Tochter war bereits herangewachſen, und die Zeit näher gekommen, wo wir ſie an einen wackern Mann verheurathet wünſchten. Dieſen fanden wir in dem königlichen Ober-Poſtamts-Sekretär Hänlein, einem wohlgeſtalteten, braven und tüchtigen jungen Mann aus einer der angeſehenſten Familien in Ansbach, und wir hatten keine Urſache, es zu bereuen, daß wir ihm unſere einzige Tochter zur Frau gegeben hatten. Allein er bekam an ihr auch eine Frau, welche von ihrer Mutter zu einer tüchtigen Hausfrau gebildet worden. Die Frucht ihrer Ehre waren drei Mädchen, geſund, wohlgebildet, begabt mit viel verſprechenden Fähigkeiten. Sie wuchſen freudig heran, und ſie ſo gedeihend und jugendlich heiter um mich zu ſehen, iſt die ſchönſte Freude meines Alters, und macht mich ſelbſt wieder jung.

Weniger Erfreuliches kann ich leider von meinem Sohn ſagen. Er war jünger, als meine Tochter, als Kind eben ſo gut geartet, wie ſie, und als Knabe wegen der ausgezeichneten Fähigkeiten, die er verrieth, eben ſo viel verſprechend, als durch ſeine Wohlgeſtalt ſich empfehlend. Er ſollte Jurisprudenz ſtudieren, und nachdem er

die Gymnaſial-Studien vollendet hatte, begab er ſich auf die Univerſität zu Altdorf. Hier gehörte er nach dem einſtimmigen Zeugniß ſeiner Lehrer zu den fähigſten, fleißigſten und wohlgeſittetſten Studenten, ja er wurde von denſelben als Muſter für die andern aufgeſtellt. Allein im Jahr 1809 wurde die dortige Univerſität aufgehoben, mein Sohn bezog mit andern daſelbſt Studierenden die Univerſität Erlangen, und mit der Veränderung des Orts wurde er ein ganz anderer Menſch. Er gerieth in ſchlechte Geſellſchaften, gewöhnte ſich das Trinken an, machte Schulden, und ob er ſchon ſeine Kollegien fleißig beſuchte, kam er doch in ſeinen Studien nicht ſo weit vorwärts, als er bei ſeinen Fähigkeiten hätte kommen können. Ich hatte von dem wüſten Leben, dem er ſich ergeben, lange nichts erfahren, ich hörte blos zufällig davon, und man kann ſich leicht denken, daß ich ihm darüber die ernſteſten eindringendſten Vorſtellungen machte. Betroffen von dieſen Vorſtellungen bezeigte er nicht nur Reue wegen des Vergangenen, ſondern er klagte ſich darüber auch ſelbſt an, und verſprach mit Thränen, dem unſeligen Hang zu entſagen. Allein dieſer Hang war bereits zu tief bei ihm eingewurzelt, als daß er hätte Wort halten können, auch blieb er ſeinen bisherigen ſchlechten Geſellſchaftern, die ſeine Gutmüthigkeit oder vielmehr ſeinen Leichtſinn je länger je mehr mißbrauchten, zu getreu, als daß ihn beſſere Geſellſchaften hätten anziehen können. Alles, was er über ſich vermochte, war, daß er ſich mehr zu Hauſe hielt, die Bierhäuſer etwas ſeltener beſuchte, und fleißiger ſtudierte; ſeine Neigung zum Trinken ganz zu bezwingen vermochte er nicht, weder auf der Univerſität, noch während ſeiner nachherigen verſchiedenen Anſtellungen im Staatsdienſt. Bei ſeiner guten Konſtitution hatte dieſe Leidenſchaft lange keinen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Geſundheit, auch betrieb er ſeine Amtsgeſchäfte dabei zwar läſſiger, aber doch ſo, daß ihm keine Verſäumniß zur Laſt gelegt werden konnte, weil ſeine Talente ſeine Läſſigkeit vergüteten. Allein um ſo ſtärker zeigte ſich ſpäterhin die verderbliche Wirkung derſelben. Er fing an Blut auszuhuſten, die Anfälle von Bluthuſten kamen öfter und ſtärker, und die Folge war eine unheilbare Lungenſchwindſucht, an welcher er im September 1825 ſtarb, in einem Alter von fünf und dreißig Jahren. Wäre er in Erlangen geblieben, der er in Altdorf war, was hätte er bei ſeinen Talenten leiſten können, und was würde aus ihm geworden ſein! Ich darf hieran nicht denken, ich muß vielmehr froh

ſein, daß er nicht länger gelebt hat, wenn ich bedenke, wozu ihn eine Leidenſchaft, die er nicht mehr zu überwinden vermochte, hätte führen können.

Es iſt leicht zu erachten, daß ich in der langen Reihe von Jahren, welche ich in Nürnberg durchlebte, in manche Verbindungen gekommen bin, die mir das Leben daſelbſt intereſſant und angenehm machten. Zuerſt erwähne ich hier die Verbindung, in welche ich, als Mitglied der Regierung, mit dem General-Kommiſſär, Freiherrn von Lerchenfeld, dem Nachfolger des Grafen von Thurheim, den Direktoren von Hettersdorf und von Kraker, und den Räthen Celle, von Laher und Freudel, und bei der Finanzkammer mit den Räthen Nagler, Roth und Luz, kam, vorzüglich aber des Wiederzuſammentreffens mit meinem vormaligen Würzburger Kollegen und Freund Paulus, der als Schulrath bei der Regierung angeſtellt ward, und an deſſen Frau auch die meinige ihre alte liebe Freundin wieder gefunden hatte. Nicht minder, als die Mitglieder der Regierung, gewann ich mir auch die meiſten Profeſſoren an dem Gymnaſium, beſonders den Rektor an demſelben, den in der Folge als Profeſſor der Philoſophie in Berlin ſo berühmt gewordenen Hegel, und den Profeſſor Helbe, nachmaligen Profeſſor in Erlangen, und an der Realſchule die Profeſſoren Schweigger, Schubert, Pfaff ꝛc. zu Freunden. So lange ich mit dieſen Männern zuſammen lebte, hatte ich die froheſten Tage in Nürnberg, und in ſo viele freundſchaftliche Verbindungen ich auch in der Folge mit andern wackern Männern gekommen bin, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich dieſer ſchönen Zeit noch immer mit Freude gedenke, und ſchmerzlich bedaure, daß ſie vorüber iſt.

Daß ich von den Aerzten in Nürnberg zuerſt den D. Oſterhauſen kennen lernte, habe ich ſchon geſagt. Bald lernte ich auch die andern, Bayer, Weiß, Eurich, Riederer, Schedelock, Eichhorn und beide Preu kennen. Ich fand an ihnen insgeſammt tüchtige Aerzte, und fleißige, thätige und größtentheils auch brave Männer; aber doch war mir Oſterhauſen immer der liebſte, nicht weil ich ihn für den gelehrteſten der Nürnberger Aerzte halte, denn gelehrt kann jeder werden, der viel lieſt und fleißig ſtudiert, ſondern weil ich an ihm einen der beſten Menſchen kennen lernte, die mir je vorgekommen ſind. Wir waren bald die beſten Freunde zuſammen, unſere Freundſchaft beſteht noch, und ſie wird

beſtehen, ſo lange wir leben. Nächſt meinem Freund Oſterhauſen war mir der liebſte Eurich, ein eben ſo braver Mann, als ein tüchtiger und, was ſo ſelten iſt, ein ſelbſtdenkender Arzt. Das Letztere war auch der jüngere Preu, der als Stadtgerichtsarzt in Nürnberg ſtarb, ein ausgezeichnet guter und mit vielen Kenntniſſen ausgerüſteter Kopf. Mit den übrigen Aerzten kam ich weniger in Berührung, und es bildete ſich daher auch kein näheres freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen ihnen und mir.

Das Gleiche war der Fall mit den in immer größerer Zahl in der Stadt auftretenden jüngern Aerzten. Anſtatt ſich an die ältern Aerzte anzuſchließen, machten ſie lieber ihren Weg für ſich, ſuchten ſich bei dem Publikum zu inſinuiren und geltend zu machen, auf welche Art ſie konnten, und ſo gelang es denn auch Mehrern, die ältern zu verdrängen, ſo daß ſie, gleich den Landärzten, wie man leider auch von den Aerzten zu ſagen pflegt, bald zu einer bedeutenden Kundſchaft gelangten. Daß auch ich zu dieſen ältern Aerzten gehörte, auf deren Verdrängung die jüngern ausgingen, obſchon ſie mich zuweilen zu Konſultationen rufen ließen, verſteht ſich von ſelbſt. Nur wenige von dieſen jungen Aerzten kultivirten das Verhältniß, in welches ſie als Beſucher der Krankenanſtalten während ihres praktiſchen Bienniums mit mir gekommen waren, und von dieſen nenne ich vorzüglich Merkel und Lochner, von denen ich gewiß bin, daß ſie meine Freunde bleiben werden, ſo lange ich lebe.

Mehr, als mit den Aerzten, kam ich in freundſchaftliche Verhältniſſe mit einigen Geiſtlichen, wie mit dem verſtorbenen Dekan Veillodter, dem Pfarrer Seyfried, und ſpäterhin mit den Pfarrern Seiler und Hilpert, und dem Hauptprediger Fikenſcher, ſo wie auch mit mehrern bürgerlichen Familien, von denen ich hier vor allen andern die Merkelſche nenne. Habe ich je einen Mann gekannt, von dem man ſagen konnte, er ſei ein ganzer Mann, ſo war es der Vater der Familie, Paul Wolfgang Merkel. Anerkannt als einer der erſten Kaufleute in der Stadt, war er auch anerkannt als ihr erſter Bürger. Reich an den vielſeitigſten Kenntniſſen, raſtlos thätig in ſeinem Beruf, und überall, wo Einſicht und kraftvolle Thätigkeit erfordert wurde, in Anſpruch genommen, war er auch ein Mann von dem edelſten Charakter, ein treuer Freund ſeiner Freunde, ein redlicher Berather jedes Rathsbe=

dürftigen, ein furchtloſer Vertheidiger und Schützer des gekränkten Rechts, ein zärtlicher Gatte, ein liebevoller Vater, kurz, Alles, was ein Mann ſein ſoll. Gleich nach meiner Ankunft in Nürnberg wurde ich mit ihm bekannt durch ſeinen Schwiegerſohn und meinen Landsmann, den damaligen ſtädtiſchen Konſulenten und jetzigen Präſidenten des proteſtantiſchen Ober-Konſiſtoriums in München, Roth. Mein Wunſch, mit ihm und ſeiner würdigen Familie in nähere Verbindung zu kommen, wurde bald erfüllt, mit Niemand kam ich öfter zuſammen, als mit ihm, ich wohnte zwölf Jahre lang in einem ſeiner Häuſer, ſo bequem und behaglich, als wenn ich Eigenthümer des Hauſes geweſen wäre, und ich freue mich, ſagen zu können, daß die freundſchaftlichen Geſinnungen des Vaters gegen mich auch auf ſeine Söhne fortgeerbt haben.

Nächſt Merkel hatte ich einen andern wahren Freund an dem Spitalverwalter Sörgel. Er war ſchon ein bejahrter Mann, als ich ihn kennen lernte, aber noch lebhaften Geiſtes und heitern Gemüths. Ich habe wenige ſo wohlwollende Menſchen geſehen, wie er war, und, was ſo ſelten iſt, ſein Wohlwollen war allgemein, wem er etwas Gutes erweiſen konnte, dem erwies er es, nicht aus Eitelkeit, ſondern weil er von Herzen wohlwollend war, kurz, er war ein echter alter Nürnberger, ein Mann aus der alten guten Zeit, wie er denn dieſe alte gute Zeit bei jeder Gelegenheit zu preiſen pflegte.

Solcher Freunde gewann ich nach und nach immer mehrere, und zwar nicht allein unter dem männlichen, ſondern auch unter dem weiblichen Geſchlecht. Von den erſtern nenne ich vorzüglich den ehemaligen Bürgermeiſter, jetzigen Direktor der polytechniſchen Schule, Scharrer, von dem ich ſchon an einem andern Ort geſprochen, den Bürgermeiſter Binder, wegen ſeiner Rechtlichkeit eben ſo achtungswerth, als wegen ſeiner Tüchtigkeit und Gewandtheit in Geſchäften, die Advokaten Kreitmeier, dem ich für die vielen mir und meiner Familie geleiſteten Dienſte beſondern Dank ſchuldig bin, und Touſſaint, beide allgemein anerkannt als geſchickte Advokaten und rechtſchaffene Männer, und noch mehrere Andere; unter den letztern vorzüglich die Frau Gräfin von Pückler, die Frau von Peterſon, jetzt Frau von Tutſchef, die Frau Legationsräthin von Hepp, und ein Fräulein von Kretſchmann, Tochter des berühmten vormaligen Coburgiſchen Miniſters von Kretſchmann.

Die Erſte war die Gemahlin des vormaligen Würtenbergiſchen Oberſtkammerherrn Grafen Friederich von Pückler, und wohnte mit ihrem Gemahl, ſeit er ſich vom Dienſt zurückgezogen hatte, in Nürnberg ſchon einige Jahre vor meiner Ankunft daſelbſt. Als Landsmännin hatte ich ſie ſchon früher gekannt, ich erneuerte dieſe Bekanntſchaft in Nürnberg, kam aber erſt in nähere Verbindung mit ihr, nachdem ſie Wittwe geworden war. Sie war in jeder Hinſicht eine treffliche Frau, und je näher man ſie kennen lernte, deſto mehr mußte man ſie achten wegen ihres männlichen Verſtandes und der Würde ihres Betragens, und lieben wegen ihres guten Herzens, welches ſich unverkennbar in ihrem Wohlwollen gegen Jedermann, ihrem höflichen freundlichen Benehmen auch gegen die Geringſten, und ihrer zuvorkommenden, in keinem Fall verweigerten Dienſtfertigkeit ausſprach. Sie ſtarb erſt vor einigen Jahren in einem Alter von ſechs und ſiebenzig Jahren, eben ſo betrauert nach ihrem Tode, als geſchätzt in ihrem Leben.

Die Zweite, die Frau von Tutſchef, iſt eine der geiſtreichſten und liebenswürdigſten Frauen, die ich kenne, und die Stunden, welche ich im Umgang mit ihr zubrachte, gehören zu den angenehmſten meines Lebens. Auch meiner Frau war ſie eine gleich liebe Freundin, und mit Wehmuth ſahen wir ſie, als ſie nach dem Tod ihres erſten Mannes, den ich ebenfalls zu meinen wahren Freunden zählen darf, nach München zog, von uns ſcheiden.

Die Dritte iſt die Wittwe des ehemaligen Legationsrath von Hepp, eines wegen ſeiner Herzensgüte allgemein geachteten Mannes. Sie iſt ſchon eine Frau von Jahren, aber noch eben ſo gefällig, als wie zu Lebzeiten ihres Mannes, eine treue Anhängerin ihrer Freunde und Freundinnen, artig gegen Jedermann, und wegen ihrer prunkloſen Wohlthätigkeit gegen die Armen allgemein geehrt und geliebt.

Das Fräulein Bertha von Kretſchmann kenne ich erſt ſeit einigen Jahren, und ich glaube, ſie richtig genug zu ſchildern, wenn ich ſage, daß ich ſie nie ſehe, ohne mich an das früher geſchilderte Fräulein von Gemmingen zu erinnern, welcher ſie an Geiſt und Herz gleich iſt. Seit der Auflöſung des Pegnitzkreiſes, wo Paulus nach Ansbach verſetzt wurde, und der Aufhebung der Realſchule, wo die an derſelben angeſtellten Profeſſoren Pfaff, Schubert, Schweigger u. ſ. w. die Stadt verließen, blieben

mir nur wenige Freunde, mit denen ich mich geiſtig unterhalten konnte, und auch mit dieſen, wie z. B. mit Oſterhauſen, kam ich, weil es ihnen ihre Geſchäfte und anderweitigen Verhältniſſe nicht erlaubten, ſelten zuſammen. Dieſen Mangel an geiſtiger Unterhaltung erſetzte mir Fräulein von Kretſchmann reichlich. Was nur irgend von einem gebildeten Frauenzimmer verlangt werden kann, beſaß ſie in vollem Maß. Ohne zu den gelehrten Frauenzimmern zu gehören, war ſie reich an Kenntniſſen aller Art, aber dieſe Kenntniſſe waren nicht eingelernt, wie bei andern, das Eingelernte war bei ihr zum Eigenthum geworden, ihre Anſichten über Geſchichte, Philoſophie, Religion u. ſ. w. hatten etwas Originelles, und nie unterhielt ich mich mit ihr über einen dieſer Gegenſtände, ohne für die Berichtigung und Erweiterung meiner eigenen etwas gewonnen zu haben. Daher gab ich ihr auch die meiſten meiner philoſophiſchen Aufſätze, ehe ich ſie ins reine ſchrieb, zu leſen, und nie erhielt ich ſie zurück, ohne daß ſie von den treffſichſten Bemerkungen begleitet geweſen wären.

So lieb mir auch alle dieſe Freunde und Freundinnen waren, und ſo wohl ich mich in ihrem Umgang befand, ſo kam ich doch nicht ſo oft mit ihnen zuſammen, als ich wünſchte. Nicht nur hatten ſie ſelbſt ihre Geſchäfte, denen ſie den größten Theil ihrer Zeit widmen mußten, wie meine Vorgeſetzten und Kollegen bei der Regierung, die Profeſſoren an dem Gymnaſium und an der Realſchule u. ſ. w., ſondern auch ich hatte die meinigen, vorzüglich aber hielt mich von freundſchaftlichen Beſuchen meine Praxis ab. Denn obſchon dieſe nie weit ausgebreitet war, ſo mußte ich ihr doch den größten Theil des Vormittags widmen, und die Nachmittagsſtunden benutzte ich zum Studieren, ſo daß ich ſelten dazu kam, die Abendgeſellſchaften zu beſuchen, wo ich mit meinen Freunden hätte zuſammen kommen können. Die häufigſte Gelegenheit, ſie zu ſehen, gaben mir die Kranken, die ich in ihren Familien zu behandeln hatte, allein Beſuche dieſer Art ſind vielmehr betrübend als erfreuend, und ich kann ſie daher nicht zu den freundſchaftlichen rechnen, von welchen hier die Rede iſt. Ueberhaupt beſchränkte ſich mein Umgang größtentheils auf meine Patienten, und was mir bei demſelben an freundſchaftlicher Unterhaltung abging, das erſetzte mir wenigſtens zum Theil der Gewinn an Menſchenkenntniß, den er mir verſchaffte. Niemand ſieht die Menſchen ſo,

wie ſie ſind, beſſer, als der Arzt. Sie legen, wenn ſie krank ſind, ihr Sonntagshabit ab, und erſcheinen im Schlafrock, wie vor ihren Bedienten, und der Arzt, der darauf ausgeht, die Gelegenheit ſie ſo zu ſehen, zur Vermehrung ſeiner Menſchenkenntniß zu benutzen, wie ich, geht nie leer aus. Wollte ich erzählen, was für Erfahrungen ich hier gemacht habe, ich würde nie fertig werden. So Viele, die ſich in geſunden Tagen als ſehr verſtändige Menſchen betrugen, und als ſolche allgemein erkannt waren, betrugen ſich ſo unverſtändig in ihren Krankheiten, daß es eine wahre Noth war, ihnen das Verſtändniß zu öffnen. So viele Andere, die in geſunden Tagen ſpotteten, wenn ſie hörten, dieſer oder jene Kranke betrage ſich kleinmüthig, ängſtlich, verzweifelnd, waren die weheleidigſten, kleinmüthigſten, ungeduldigſten Menſchen, wenn ſie erkrankten. So viele endlich, die in geſunden Tagen für die artigſten, höflichſten, freundlichſten Menſchen galten, waren in kranken gerade das Gegentheil, ungebärdig, grob, beleidigend, wie gegen ihre Umgebungen, auch gegen den Arzt. Von allen dieſen Gattungen von Kranken ſind mir ſehr viele vorgekommen, einer der merkwürdigſten aber iſt einer von der letzten Gattung, und ich kann um ſo weniger umhin, ſeiner zu erwähnen, da ich zuvor nie ſeines gleichen geſehen hatte. Es war ein bei der vormaligen Oeſterreichiſchen Regierung in den Niederlanden angeſtellter Baron, welcher, nachdem er zuvor in Wien, Prag und andern Orten als Penſionär gelebt hatte, nach Nürnberg gezogen war, — ein von Natur zwar hitziger, aber in ſeinem Benehmen der artigſte, höflichſte, wie in ſeinem Anzug der eleganteſte Herr; allein dies war er nur, ſo lange er geſund war. Sobald er zu kränkeln anfing, war er ein ganz anderer Menſch geworden, und wie ich ihn kennen lernte, war er der größte Egoiſt, den man ſich denken kann. Ungeachtet er ſchon tief in den achtzigen war, wollte er doch nicht begreifen, daß man in dieſem hohen Alter nicht mehr ſo geſund ſein könne, als zwanzig oder dreißig Jahre früher. Er meinte, es ſolle ihm gar keine Unpäßlichkeit zuſtoßen, und um auch die geringſte von ſich abzuhalten, verſchloß er ſich in ſein Zimmer, welches er auch in den wärmſten Sommertagen nicht verließ, und um den Zudrang jedes rauhen Lüftchens abzuwehren, ließ er ſelten ein Fenſter öffnen, ſelten das Zimmer reinigen, ſelten die Fenſtervorhänge waſchen, und eben ſo ſelten war er dahin zu bringen, ſeine Leibwäſche zu wechſeln. So benahm er ſich, auch wenn er ſich vollkommen

geſund fühlte; allein ſchon dieſes ſtete Lauern auf ſeine Geſundheit erlaubte ihm ſelten, ſich geſund zu fühlen, auch wurde er wirklich öfters von kleinen Unpäßlichkeiten befallen, und wenn eine ſolche eintrat, ſetzte ſie ihn in eine ſolche Sorge für ſein Leben, daß er nicht nur ſich unausgeſetzt an den Puls fühlte, auf jede kleine wirkliche oder eingebildete Veränderung, die er an ſich wahrnahm, mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit Acht gab, ſondern auch die gleiche Aufmerkſamkeit von mir verlangte, und damit ja nichts überſehen werde, ſogar ſeinen Leibſtuhl nie ausleeren ließ, bis ich ſeine Excremente geſehen hatte, und wenn dies auch erſt nach zwei Tagen geſchah. So lebte er im eigentlichen Verſtand in ſeinem Schmutz, und nur die Gewohnheit deſſelben konnte machen, daß er gleichwohl nie von einer bedeutenden Krankheit befallen worden. Fühlte er ſich ganz wohl, ſo war er zwar etwas heiterer, und, wie zufriedener mit ſich ſelbſt, auch freundlicher gegen ſeine Umgebungen; allein da er für nichts Sinn hatte, als für ſein eigenes Wohlbefinden, ſo nahm er auch gar keinen Antheil an den Leiden Anderer, ſo daß, wenn Jemand von ſeinen Umgebungen krank war, ja ſtarb, wie ſeine Frau, die er in hohem Grad zu achten und zu lieben ſchien, und einer ſeiner Freunde, der über dreißig Jahre lang nicht von ſeiner Seite gekommen, eben ſo gleichgültig war, als ungebärdig und böſe bei dem geringſten eigenen Uebelfinden. Er war ein wahrer Quälgeiſt ſeiner Umgebungen, ſelbſt ſeiner Tochter, die alle Freuden des Lebens ſeiner Pflege opferte. Er wollte ſchlechterdings nie krank werden, er wollte ſtets gleich geſund ſein, und da er nicht einſah, daß dies unmöglich ſei, betrug er ſich bei der geringſten Unpäßlichkeit wie ein ungezogenes Kind, dem man ſein Spielzeug nehmen will, und zwar nicht nur gegen ſeine Umgebungen, ſondern auch, wenn die Unpäßlichkeit nicht alsbald vorüberging, gegen mich, ſo daß ich mich mehrere Mal genöthigt ſah, ihm den Kopf auf eine derbe Art zurecht zu ſetzen. Glücklicherweiſe war dieſer Kranke der einzige dieſer Art, der mir in meiner langen Praxis vorgekommen. Nichts hätte mir mein praktiſches Leben mehr verleiden können, als mehrere Kranke ſeines gleichen, und man kann ſich denken, wie froh ich war, daß ich in der Folge nichts mehr mit ihm zu thun hatte. Freilich machten mir häufig auch Kranke anderer Art, die ungeduldigen, kleinmüthigen, pretiöſen, undankbaren, das Leben ſauer genug; aber ich konnte es um ſo leichter ertragen, da weit die Mehrzahl meiner Kranken durch

ihr entgegengeſetztes Betragen mich reichlich dafür entſchädigten, was ich beſonders von dem weiblichen Geſchlecht rühmen muß, das ſich, wie gewiß auch andere Aerzte erfahren haben werden, überhaupt in ſeinen Krankheiten ruhiger, geduldiger, ja ſelbſt verſtändiger benimmt, als das männliche.

Daß ich in dem Verkehr mit Kranken der letztern Art für den Verdruß, den mir die zuvor genannten machten, mich hinlänglich, ja mehr als hinlänglich, entſchädigt fand, brauche ich nicht zu ſagen. Aber nicht minder entſchädigte er mich auch für den Aerger, welchen mir manchmal die von dem oberſten Medicinal-Kollegium ausgegangenen Verfügungen verurſachten, zu deren Befolgung beſonders ich, als Dirigent der öffentlichen Krankenanſtalten, aufgefordert wurde. Ich rechne dahin vorzüglich die Anweiſungen zu Verſuchen mit neu aufgekommenen Arzneimitteln, wie z. B. dem Binelliſchen Wundwaſſer, der grünen Seife u. ſ. w., die neuen die Schutzpocken-Impfung betreffenden Verordnungen, und vor allen die Maßregeln, welche gegen die Cholera getroffen werden ſollten. — Von dem Binelliſchen Wundwaſſer dachte ich wie von den meiſten neu aufkommenden Arzneimitteln, zumal wenn ſo viel Rühmens in Journalen und Zeitungen davon gemacht wurde. Auch von dieſem Wundwaſſer vermuthete ich voraus, daß es nicht mehr wirken würde, als jedes andere blutſtillende Mittel, das Reſultat meiner Verſuche damit beſtätigte meine Vermuthung, und ich ſah, daß ich damit nichts gewonnen, ſondern blos Zeit verloren hatte. — Von der grünen Seife hatte ich ſchon vorher in dem St. Sebaſtian-Spital Gebrauch machen laſſen, und ich hatte nicht nöthig, ihre Wirkſamkeit gegen die Krätze erſt auf Befehl der Regierung kennen zu lernen. — Den neuern Verordnungen in Betreff der Schutzpocken-Impfung konnte ich ſchon darum nicht beiſtimmen, weil ſie etwas bewirken ſollten, was ſie der Natur der Sache nach nicht bewirken können, die abſolute Schutzkraft der Kuhpocken gegen die Menſchenpocken. Freilich mußte der Baieriſchen Regierung, da ihr, als der erſten, welche die Schutzpocken-Impfung geſetzlich einführte, Alles daran gelegen ſein mußte, die abſolute Schutzkraft der Kuhpocken durch die That zu beweiſen, jeder Vorſchlag willkommen ſein, der in dieſer Abſicht gemacht wurde, wie z. B. der Eichhornſche, recht viele und tiefe Stiche zu machen, und ſo veranlaßte ſie auch jeder zu einer ſich auf denſelben beziehenden Verordnung, die ſie erließ, ohne zu bedenken,

daß Maßregeln, wie die, das Impfgift unmittelbar von pockenkranken Kühen zu nehmen, als ob es entſchieden wäre, daß dieſes wirkſamer ſei, als das von Menſchen auf Menſchen fortgepflanzte, oder wie die oben erwähnte Eichhornſche, bei der Impfung nur recht viel Gift beizubringen, als ob Viel auch hier mehr thue, als Wenig, unmöglich zum Ziele führen können. Bekanntlich giebt es in Deutſchland wenig oder gar keine pockenkranke Kühe, und ſo lange es daran fehlt, iſt die Maßregel, das Impfgift unmittelbar von ſolchen Kühen zu nehmen, unausführbar, und wollte man, um ſich pockenkranke Kühe zu verſchaffen, das Gift von vaccinierten Menſchen auf ſie fortpflanzen, läßt ſich wohl glauben, daß das Gift auf dieſem Umwege an Kraft etwas gewinnen könne? Ferner kommt es bei der Impfung ſelbſt zwar vor allem darauf an, daß das Gift, mit dem man impft, friſch iſt, aber iſt es denn friſcher, wenn man es erſt in Gläschen auffängt, als wenn man es unmittelbar von einer reifen Pocke aufnimmt, und dem Impfling beibringt, ſo lange es noch warm, lebenswarm, iſt? Endlich, was den unwiſſenſchaftlichſten von allen dieſen Vorſchlägen, den Eichhornſchen, betrifft, daß man nämlich, um der ſchützenden Kraft der Kuhpocken ganz gewiß zu ſein, nur recht viel Gift beizubringen habe, wie konnte wohl der gelehrte Eichhorn vergeſſen, daß, wie alle anſteckende thieriſche Krankheitsgifte, auch das Kuhpockengift nicht quantitativ, ſondern qualitativ wirkt, und daß es gar nicht weder auf die Menge des beizubringenden Gifts, noch auf die Zahl der Stiche, noch auf die Tiefe derſelben ankommt? Schon aus Mitleiden mit den armen Kindern hätte er nicht auf einen ſo grauſamen Vorſchlag kommen ſollen. Mich, der ich ſchon ſeit einigen Jahren nicht mehr impfte, kümmerten zwar dieſe Maßregeln weniger, weil ich ſie nicht zu befolgen hatte; aber ich ärgerte mich doch darüber, und um ſo mehr, da ich nie an eine abſolute Schutzkraft der Kuhpocken gegen die Menſchenpocken geglaubt hatte, ſchon damals nicht, als der Glaube daran allgemein war, und der Medicinalrath Krauß in Ansbach, in ſeiner bogenreichen Schrift: Die Schutzpocken-Impfung in ihrer endlichen Entſcheidung, den Beweis geliefert zu haben wähnte. Nach meiner Anſicht ſchützt keine anſteckende Krankheit vor einer andern, ja nicht einmal vor der nämlichen, als blos auf eine längere oder kürzere Zeit. So ſchützt die Ruhr, der anſteckende Typhus u. ſ. w. nur, ſo lange die Epidemie dauert; kommt wieder eine neue Ruhr- oder Typhusepidemie, ſo

können Diejenigen, welche die Krankheit in der vorhergegangenen überſtanden haben, eben ſo gut wieder von ihr befallen werden, als die damals von ihr verſchont gebliebenen. Schon länger ſchützt das Scharlach und die Maſern, und am längſten ſchützen nach den bisherigen Erfahrungen die Menſchenpocken; allein ihre Schutzkraft iſt eben ſo wenig eine perennierende, als die der Ruhr, des Typhus, des Scharlachs und der Maſern, und es iſt unrichtig, wenn man ſagt, der Menſch bekomme die Pocken nur einmal in ſeinem Leben, richtiger würde man ſagen, der Menſch werde nicht alt genug, um die Pocken zum zweitenmal zu bekommen. Mit wie wenig Recht kann man daher den Kuhpocken eine abſolute Schutzkraft gegen die Menſchenpocken zuſchreiben? Wer an dieſelbe glaubt, hat auf gleiche Weiſe Theorie und Erfahrung gegen ſich, — die Theorie, weil ſie ſich vergebens nach Gründen umſieht, warum eine Krankheit vor der andern ſchütze, oder gar ſchützen müſſe, — die Erfahrung, weil ſie täglich Fälle genug aufſtellt, wo Vaccinierte, bei aller Vorſicht, mit welcher man bei ihrer Impfung verfuhr, wahre Menſchenpocken bekommen haben. Freilich weichen die bei Vaccinierten vorkommenden Pocken in vielen Stücken von den gewöhnlichen Menſchenpocken ab, ihr Verlauf iſt anders, ihre Erſcheinungen ſind anders, und, was die Hauptſache iſt, ſie ſind milder und gutartiger; aber man man irrt ſich, wenn man glaubt, ſie ſeien eine andere Art von Pockenkrankheit, vor welcher die Kuhpocken nicht ſchützen. Denn auch abgeſehen, daß hier ſogleich die Frage entſteht, warum die Kuhpocken nicht auch vor dieſer Art von Pockenkrankheit ſchützen ſollten? ſo kann die Verſchiedenheit derſelben von den gewöhnlichen Menſchenpocken, obſchon man beide durch verſchiedene Namen unterſchieden hat, indem man jene Varioloiden, dieſe Variolen nannte, doch nichts weiter beweiſen, als daß die wahren Menſchenpocken bei Vaccinierten gutartiger ſind, als bei Nicht-Vaccinierten, und ich denke, daß man ſich mit dieſer wohlthätigen Wirkung der Kuhpocken gar wohl hätte begnügen können. Der Glaube an die abſolute Schutzkraft derſelben iſt einmal ein Wahnglaube, das hat die Erfahrung zur Genüge erwieſen, und eingedenk, daß, was die Natur nicht will, die Kunſt nicht erzwingen kann, hätte man ihn längſt aufgeben ſollen, anſtatt daß man noch immer neue Verordnungen erläßt, von denen man ſich einbildet, daß durch ihre Befolgung der Zweck ganz gewiß werde erreicht werden.

Aber noch mehr, als die Anweiſungen zu Verſuchen mit neu aufgekommenen Arzneimitteln, und die Verordnungen im Betreff der Schutzpocken-Impfung, verdroſſen mich die Inſtruktionen in Betreff der Cholera, nicht nur die im Jahr 1832, ſondern auch die im Jahr 1836 ausgegangene. Allerdings war die erſtere, als ſie erſchien, viel beſſer, als ſie in ihrem erſten Entwurf war, und ich darf mir ſchmeicheln, daß ich, wie ich in der Folge erzählen werde, durch mein mir von dem Präſidium der Regierung in Ansbach abgefordertes Gutachten viel zu ihrer Abänderung beigetragen habe; aber ſie enthielt doch immer noch Vorſchriften genug, die nicht minder unzweckmäßig und unausführbar waren, als die zuerſt angeordneten Grenz-Kordons, die Abſperrung der Straßen und Häuſer, die den Aerzten vorgeſchriebene Kleidung u. ſ. w. Zu dieſen beibehaltenen Vorſchriften rechne ich vorzüglich die Errichtung von Cholera-Spitälern außerhalb der Städte, wohin alle Kranke, ſie mochten ſein, welche ſie wollten, gebracht werden ſollten. Auch in Nürnberg wurde ein ſolches Cholera-Spital außerhalb der Stadt, in der ſogenannten Johannis-Kaſerne, errichtet, und zur Hinſchaffung der Kranken wurde eine Art von Körben verfertigt, deren Anblick für Manche nicht minder furchtbar war, als die Krankheit ſelbſt. Da alle dieſe Anſtalten auf Befehl der Regierung getroffen wurden, ſo fand dagegen keine Einwendung Statt, der Befehl mußte, wie hoch ſich auch die Einrichtungskoſten des Spitals belaufen mochten, befolgt werden, und als Dirigent der Krankenanſtalten wurde ich dabei beſonders in Anſpruch genommen. Aber über dieſe Anordnungen zu denken, war nicht verboten, und je mehr ich darüber dachte, deſto weniger konnte ich ſie gut finden. — Erſtlich wurde dabei als entſchieden vorausgeſetzt, daß die Cholera eine fremde Krankheit ſei, die aus Aſien nach Europa gekommen, was ich nicht glauben konnte, weil ich in meiner Praxis Fälle genug von unſerer einheimiſchen, unrichtig ſo genannten ſporadiſchen Cholera geſehen hatte, wo die Krankheit von eben ſo fürchterlichen Symptomen begleitet war, und eben ſo ſchnell tödtete, als die aſiatiſche. — Zweitens wurde dabei als eben ſo entſchieden angenommen, die Cholera ſei eine anſteckende Krankheit, deren Verbreitung eben ſo ſicher verhindert werden könne, als die Verbreitung der Peſt, was ich eben ſo wenig glauben konnte, als daß ſie eine fremde Krankheit ſei, weil ich von allen Orten her hörte, daß ſie gegen die Gewohnheit anſteckender Krankheiten nicht

allmählig von einem Ort zum andern fortſchreite, daß ſie bald dieſen bald jenen überſpringe, um einen entferntern deſto ärger heimzuſuchen, daß ſie da, wo ſie ausgebrochen, nicht ſo viele Menſchen befalle, und nicht ſo lange dauere, als andere anſteckende Krankheiten, und weil ich, wenn von Fällen erzählt wurde, wo wirklich Anſteckung Statt gehabt zu haben ſchien, Grund zu haben glaubte, die Anſteckung ſei vielmehr pſychiſch, als Wirkung der Furcht vor der Krankheit, oder des Entſetzens über den Anblick eines Kranken, als vermittelſt eines übertragenen materiellen Stoffes, erfolgt. — Endlich wurde bei jenen Anordnungen nicht bedacht, daß die Cholera eine viel zu ſchnell verlaufende Krankheit iſt, als daß man Zeit hätte, die Kranken in ein weit entferntes Spital zu transportieren, daß Viele unterwegs würden ſterben müſſen, ja daß Manche ſchon der Abſcheu vor den Cholera-Körben tödten könnte. Nach meiner Anſicht waren alle dieſe Anordnungen nicht nur überflüſſig und unausführbar, ſondern auch nachtheilig, weil ſie die Furcht vor der Krankheit vermehren müſſen, die Furcht aber mehr, als alles Andere, für ſie empfänglich macht. Wer ſich vor einer Krankheit nicht fürchtet, wird nicht leicht von ihr ergriffen, und beſonders von einer nicht anſteckenden, wie die Cholera, bei welcher, dem oben Geſagten zufolge, die Anſteckung, wenn ſie irgend Statt hat, nur auf pſychiſchem Wege zu erfolgen ſcheint. Daher bin ich feſt überzeugt, daß, wenn nicht zu ihrer Abhaltung, doch zur Verhinderung ihrer Verbreitung in den Orten, wo ſie ausgebrochen, die wirkſamſten Mittel ſolche ſind, welche die Furcht vor ihr vermindern. Um einen Feind weniger zu fürchten, muß man ihn nicht von fern, wo er immer furchtbarer ſcheint, als er iſt, ſondern in der Nähe ſehen. Man muß, wenn er ſich zu nähern droht, ihn nicht durch Grenz-Kordons, durch Abſperrungen, oder andere dergleichen unmächtige Vorkehrungen abzuhalten, und wenn er wirklich da iſt, ſich nicht vor ihm zu verbergen ſuchen, ſondern ihm muthig ins Angeſicht ſehen, und was insbeſondere die Aerzte betrifft, ſo ſind ſie es, die hier vorzüglich mit einem guten Beiſpiel vorangehen müſſen. Der Muth, den ſie zeigen, wird auch Andere muthig machen; auch dürfen ſie den Muth nicht ſinken laſſen, wenn ſie ſehen, daß die Krankheit ihrer Kunſt ſpottet. Schon Sydenham hat geſagt, daß ihm bei ungewöhnlichen Epidemien im Anfang die meiſten Kranken ſterben, und daß er erſt, wenn er den Genius der Krankheit genauer ſtudiert und erkannt habe,

in ihrer Behandlung glücklicher ſei. Dies gilt auch vorzüglich von der Cholera. Auch hier kommt es vor allem darauf an, den Genius der Krankheit zu ſtudieren und zu erkennen, und es iſt kein Zweifel, daß die Cholera-Aerzte aller Orten dieſes Studium nicht verſäumt haben. Aber anſtatt ſich nach ſpecifiſchen Mitteln gegen die Krankheit umzuſehen, die es nicht giebt, und nicht geben kann, hätten ſie dieſelbe vielmehr nach allgemeinen therapeutiſchen Principien behandeln ſollen, was leider die wenigſten gethan zu haben ſcheinen, ohne Zweifel in der Meinung, daß eine ſo ungewöhnliche Krankheit auch eine ungewöhnliche Behandlungsart erfordere. Allein dem iſt nicht alſo. Wie jede andere Krankheit, muß auch die Cholera nach allgemeinen therapeutiſchen Principien behandelt werden, und daß die rechte Methode noch nicht gefunden iſt, beweiſt nicht, daß es keine ſolche giebt, es beweiſt vielmehr, wie ſehr es überhaupt noch an einer wiſſenſchaftlichen Therapie fehlt. Daher werden vor der Hand zweckmäßig getroffene policeiliche Vorkehrungen immer die Hauptſache bleiben, und wenn ſie ſo ſind, wie ſie neuerlich in München getroffen worden, ſo leiſten ſie gewiß Alles, was man erwarten kann. Unläugbar haben ſie viel dazu beigetragen, daß ſich die Krankheit nicht allgemeiner verbreitet und länger geherrſcht hat. Aber das Meiſte hat gewiß die Furchtloſigkeit des Königs, da er München auch zur Zeit der größten Gefahr nicht verließ, und der Muth des Fürſten von Wallerſtein gethan, der beinahe täglich die Cholera-Spitäler perſönlich beſuchte, und während er die Kranken tröſtete, den Geſunden in ſeinem Beiſpiel den Beweis lieferte, daß Muth das kräftigſte Vorbeugungsmittel gegen die Cholera ſei.

Aber genug nun von medeciniſchen Dingen; jetzt auch wieder Etwas von meinem geſelligen Leben. — Größere Geſellſchaften beſuchte ich in den ſpätern Jahren meines Aufenthals in Nürnberg viel ſeltener, als zu Anfange, auch hatte ich weniger Anlaß dazu, da ſie ſelbſt ſeltener wurden. Die belebteſten und intereſſanteſten derſelben waren die, welche der verſtorbene Generallieutenant Graf von Ekart gab. Er war der einzige, welcher in Nürnberg ein ſogenanntes Haus machte, und wie er ſelbſt einer der höflichſten gefälligſten und unterhaltendſten Männer, und ſeine Gemahlin eine gleich gefällige und unterhaltende Dame war, ſo waren auch die Geſellſchaften in ſeinem Hauſe für Jeden, der dazu geladen war, gleich angenehm. Er wußte Jedem die ihm angemeſſene Unterhaltung zu

verſchaffen; wer ſpielen wollte, fand ſeinen Spieltiſch, wer ſich mündlich unterhalten wollte, fand ſeinen Mann, wer ein Liebhaber der Muſik war, konnte Klavierſpielen und Singen hören, ja es fehlte auch nicht an einem Liebhabertheater für die jüngere Welt. — Nicht minder angenehm, als die Geſellſchaften, waren auch die Diner's, die er gab. Sie waren alle eben ſo geſchmackvoll angeordnet, als reich die Tafeln an den ausgeſuchteſten Speiſen und köſtlichſten Weinen. Die Tiſchgeſellſchaft war gewöhnlich zahlreich, und die dadurch bewirkte Manchfaltigkeit der Unterhaltung machte, daß jeder Gaſt ſich heiter und vergnügt fühlte. Die Unterhaltung bezog ſich auf alle mögliche Gegenſtände, und, wie leicht zu erachten, kamen manchmal auch ſolche vor, die tüchtig zu lachen machten. So erinnere ich mich z. B. eines ſolchen Gaſtmahls, dem ein gewiſſer Cavallerie-Oberſt, ein Herr von B., beiwohnte. Es war die Rede von der damals viel beſprochenen Behauptung, daß der Kopf auch nach ſeiner Trennung von dem Rumpfe noch Bewußtſein habe. Der größte Theil der Geſellſchaft widerſprach dieſer Behauptung, der Oberſt nahm die entgegengeſetzte Parthie, es kam zum Streit, und nachdem lange hin und her geredet worden, ſagte endlich der General, auf mich hinweiſend: „Da ſitzt ja ein Arzt, der wird es uns am beſten ſagen können, was an der Sache iſt.“ Ich hatte bis dahin blos zugehört, und es machte mir Vergnügen, einen Mann, der von dergleichen Dingen gar nichts verſtehen könne, doch als ſo geſcheidter Mann, wie er war, ſo entſcheidend darüber ſprechen zu hören. Allein da ich zum zweiten mal aufgefordert wurde, meine Meinung abzugeben, ſo ſagte ich, daß ich dieſe nicht klarer ausſprechen zu können glaube, als wenn ich eine Geſchichte erzähle, die ganz deutlich zeigen werde, was an der Sache ſei. Ich erzählte alſo, es ſei einmal ein Scharfrichter geweſen, der ſo fertig in ſeiner Kunſt war, daß, wenn er einen köpfte, der Kopf ſo geſchwind und geſchickt abgehauen ward, daß der Geköpfte glaubte, der Kopf ſitze noch ſo feſt, als vorher. Ein ſolches Meiſterſtück der Scharfrichterkunſt ſei ihm nun beſonders bei einem kurzhalſigen Delinquenten gelungen, dieſer habe gar nichts von der vollbrachten Operation gemerkt, ſondern er ſei, dieſelbe jeden Augenblick erwartend, ſitzen geblieben, wie ihm aber die Zeit endlich zu lange geworden, habe er den Scharfrichter mit den Worten angefahren: „Nun, Herr Scharfrichter, wirds bald?“ — „Schon geſchehen, habe ihm der Scharfrichter geantwortet,

ſchüttle Er nur!" er ſchüttelte, und der Kopf fiel zu Boden. „Nun, meine Herren, fragte ich, nachdem ich meine Erzählung geendigt hatte, kann wohl etwas klarer beweiſen, daß ein vom Rumpf getrennter Kopf noch Bewußtſein habe, als dieſe Geſchichte?" Die ganze Geſellſchaft lachte, nur der Oberſt blieb ernſthaft. Er ſchien die Geſchichte für keine Fabel zu halten, und die Myſtifikation gelang vollkommen. Ob er in der Folge bei ſeinem Glauben geblieben iſt, iſt mir nicht bekannt, aber ſo oft ich ihn auch nach der Hand wieder ſah, ließ er mich nie merken, daß er den Spaß übel genommen. Solcherlei Späße kamen bei dieſen Diner's öfter vor, und wie es überhaupt meine Art war, das Lächerliche auch an bedeutenden Perſonen aufzuſuchen, ſo that ich es beſonders gern in ſolchen größern Geſellſchaften, nicht in der Abſicht, einem von der Geſellſchaft wehe zu thun, ſondern weil ich ſah, daß es der Geſellſchaft Vergnügen machte, denn auch diejenigen, denen es galt, lachten gewöhnlich mit, und nahmen mir den Spaß um ſo weniger übel, da ich ihnen Gelegenheit genug gab, das Wiedervergeltungsrecht an mir auszuüben. Jeder Menſch, ſo vorzüglich er auch an Geiſt und Herz ſein mag, hat ſeine lächerliche Seite, es kommt nur darauf an, daß man ſie aufſucht, und wenn man keinen Mißbrauch von der Entdeckung macht, und ein guter Menſch thut das nie, ſo iſt eine nicht beleidigende und nicht zur Unzeit angebrachte Perſiflage oder Myſtifikation nicht an der unrechten Stelle. Mir war, beſonders bei ausgezeichneten und auch von mir ſelbſt hochgeſchätzten Menſchen das Auffinden ihrer lächerlichen Seite von jeher eine angenehme Beſchäftigung. Der hochgeachtete Mann ward mir dadurch auch lieb, weil ich mich ihm gleicher fühlte, und mich weniger beſchämt ihm gegenüber ſtellen konnte. So imponierten mir auch die hochgeprieſenſten Menſchen weniger, als Anderen, ich huldigte ihnen nicht wie Göttern, dagegen aber gewann die gemeine Menſchheit mehr Werth in meinen Augen, und ich lernte ſie um ſo höher ſchätzen, je öfter ich ſah, daß der Nimbus, der ſich um die Hochgeprieſenen in der Ferne verbreitete, bei näherer Beſchauung nichts mehr, als der Schein eines Stümpchens Unſchlitt, war. So lebte z. B. in Nürnberg noch kurz vor meiner Ankunft ein gewiſſer Staatsrath, ein Mann, gleich hochgeprieſen wegen ſeines Verſtandes, als ſeiner juriſtiſchen Gelehrſamkeit. Dieſer hochgelehrte Juriſt konnte nicht überzeugt werden, daß das deutſche Reich nicht mehr exiſtiere. Die Errichtung des Rhein-

bundes, die ſeine Auflöſung zur Folge hatte, galt ihm für eine Fabel, und er ging aus der Welt in der beruhigenden Ueberzeugung, daß ein Reich, welches auch ihm ein heiliges war, nie untergehen könne. Dieſer Staatsrath erinnerte mich an einen Kaufmann in Ludwigsburg, welchen man allgemein für einen geſcheidten Mann hielt, welcher aber eben ſo wenig, als jener Staatsrath an den Untergang des deutſchen Reichs, an den dreißigjährigen Krieg glaubte. „Was? ſagte er, als einmal in einer Geſellſchaft von dieſem Krieg die Rede war, ein Krieg von dreißig Jahren! in einem ſo langen Krieg müßte ja zuletzt kein Soldat mehr aufzutreiben geweſen ſein, man hätte denn die Weiber zu Soldaten anwerben müſſen, was ein baarer Unſinn geweſen wäre.“ — Solche Lächerlichkeiten ſehen wir täglich nicht nur in Betreff des Urtheilens, ſondern auch in Betreff des Handelns. So war ich z. B. der Arzt eines vornehmen, ſehr reichen Mannes, der im Großen nichts weniger als geizig, im Kleinen aber ein ſolcher Knicker war, wie man nicht leicht einen findet. In den Geſellſchaften, und an den Tafeln, die er gab, war, wie in den Geſellſchaften und an den Tafeln unſeres edeln Generals von Ekart, Alles im Ueberfluß, es war an gar nichts geſpart, es ging Alles auf das ſplendideſte zu; allein eben ſo weit ging auch in Kleinigkeiten ſeine Knickerei, wovon ich nur ein einziges Beiſpiel anführen will. Er befand ſich nicht wohl, ich wollte ihm eine Arzenei verſchreiben, und verlangte ein Blatt Papier zum Recept. Er reichte mir eins, zwar groß genug für ein Recept, denn meine Recepte waren nicht lang, aber auf der einen Seite des Blattes war ſchon etwas geſchrieben, es ſtanden darauf die Anfangsworte eines Briefchens an einen Freund, die Worte: Guten Morgen. Ich bemerkte dies, und nachdem ich das Recept auf die leere Seite geſchrieben hatte, und es ihm hinreichte, bemerkte er es ebenfalls. Er bat mich, das Recept auf ein anderes Blatt zu ſchreiben, und ſuchte nach einem ſolchen. „Nicht doch, ſagte ich, Sie ſehen, daß auf dem Papier Raum genug für ein Recept iſt, man muß das Papier, deſſen man in unſerer ſchreibſeligen Zeit ohnehin ſo viel unnützerweiſe verbraucht, ſparen, und damit dieſe patriotiſche Probe von Papiererſparniß auch dem Apotheker zum Muſter dient, will ich bei meinem nächſten Recept ſelbſt auf die eine Seite, ſtatt guten Morgen, guten Abend ſchreiben.“ Er lachte zwar über dieſe Beſchämung, aber es ärgerte ihn doch, daß ich darauf beharrte, das Recept müſſe in die Apotheke geſchickt

werden, und die Folge war, daß mir von jetzt an immer ein ganzer Bogen vorgelegt wurde, von dem ich dann mit der beigelegten Scheere abſchnitt, ſo viel ich brauchte.

Solche Gelegenheiten zur Bereicherung meiner Menſchenkenntniß bot mir mein praktiſches Leben täglich dar; aber von allen war mir keine intereſſanter, als die Erſcheinung des berüchtigten Kaſpar Hauſer in Nürnberg, deſſen Geſchichte noch jetzt ein Räthſel iſt, und allem Vermuthen nach bleiben wird. Der Menſch war ungefähr funfzehn Jahre alt, als er nach Nürnberg kam. Er wußte nicht, wie und durch wen er nach Nürnberg gebracht worden. Man fand ihn eines Morgens vor einem Hauſe einſam auf einem Steine ſitzend, und er hatte nichts bei ſich, als einen Brief an einen Rittmeiſter von dem in Nürnberg garniſonierenden Kavallerie-Regiment, von unbekannter Hand, und ohne Namensunterſchrift. Der Rittmeiſter, eben ſo unbekannt mit dieſem Menſchen, als jeder Andere, und ſich vergebens hin und her beſinnend, wer wohl der Verfaſſer des Briefes, der ihn in ſeinen Schutz empfahl, ſein könne, zeigte ſogleich den Vorfall der Policei an. Der alsbald herbeigekommene Policeiſoldat nahm ihn in Empfang, und brachte ihn in das Findelhaus, wo er verpflegt, und ſo lange aufgehoben werden ſollte, bis eine nähere Unterſuchung ergeben würde, was weiter mit ihm zu thun ſei. Das Reſultat dieſer Unterſuchung war, daß er nichts weiter von ſich wiſſe, als daß er Kaſpar Hauſer heiße, und von ſeiner frühen Kindheit an eingeſperrt geweſen, wo aber, wiſſe er eben ſo wenig, als wie und durch wen er aus ſeiner Gefangenſchaft erlöſt worden. Daß er eingeſperrt, und ſehr lange eingeſperrt geweſen, war nicht zu bezweifeln, ſeine Unwiſſenheit, ſein Unvermögen ſich auszudrücken, ſeine kindiſche Art zu ſprechen, die Empfindlichkeit ſeiner Augen gegen das Licht, und überhaupt die Empfindlichkeit ſeines ganzen Körpers gegen äußere Eindrücke, vorzüglich aber die weiche Haut ſeiner Fußſohlen verriethen es aufs Deutlichſte. Aber dieſe lange Einſperrung ſchien noch eine andere, ungleich merkwürdigere Wirkung auf ihn gehabt zu haben, eine ungewöhnliche Erhöhung ſeiner geiſtigen Kräfte, beſonders ſeines Auffaſſungs- und Erinnerungsvermögens. Was er ſah und hörte, faßte er eben ſo tief und ſchnell auf, das Aufgefaßte haftete ſo feſt in ſeiner Erinnerung, daß er Jeden, den er geſehen hatte, und man kann ſich denken, welche Menge neugieriger Perſonen er zu ſehen bekam, ſogleich wieder erkannte, und wenn

er ihre Namen gehört hatte, ſich derſelben eben ſo ſchnell und lebhaft wieder erinnerte, als deſſen, was ſie mit ihm geſprochen hatten, kurz, dieſer Findling verrieth ein eben ſo ſeltenes Genie, als ſein Schickſal ſelten war, welches ihn zuletzt nach Nürnberg führte. Ganz natürlich wurde er daher nicht als ein gemeiner Findling betrachtet. Man glaubte, dieſe ſeltenen Geiſtesgaben verdienten auch eine ihrem Grade gemäße Entwickelung, und man ſah ſich, dieſe zu bewerkſtelligen, um ſo mehr veranlaßt, da man ſich einbildete, ein ſo wohlgeſtalteter, mit Geiſtesfähigkeiten ſo reich ausgeſtatteter, und die Spuren einer als Kind genoſſenen beſſern Erziehung ſo deutlich verrathender Jüngling könne nicht von gemeinem Stand, er müſſe entweder der Sohn eines hohen katholiſchen Geiſtlichen, oder gar der Sohn eines Fürſten oder Fürſtin ſein, den man, wie einſt den Mann mit der eiſernen Maske, aus dem Weg geſchafft, und weil man ihn nicht geradezu umbringen wollte, eingeſperrt habe. Natürlicherweiſe hatte man nichts angelegeneres, als dieſe Vermuthung zur Gewißheit zu bringen. Die Erſcheinung des Unglücklichen in Nürnberg wurde ſo ſentimentaliſch, als möglich, durch die öffentlichen Zeitungen bekannt gemacht. Das Ausland, wie das Inland, wurde zur Theilnahme aufgefordert. Man ſtellte Nachforſchungen aller Art an, jeder leiſen Spur, die ſich zeigte, ging man nach. Aber Alles war, wie leicht zu erwarten, vergebens. Wenn man Vögel fangen will, muß man nicht mit Prügeln drein werfen, ſagt das Sprichwort, und dieſes Sprichwort bewährte ſich auch hier. Alle Nachforſchungen waren fruchtlos. Nicht einmal der Ort, wo der Unglückliche eingeſperrt war, wurde entdeckt, noch viel weniger kam man den Böswichtern, die ihn einſperren ließen, noch ihrem Helfershelfer, der den Eingeſperrten verpflegte, auf die Spur. Gleichwohl gab man jene Vermuthungen nicht auf, die Fruchtloſigkeit der angeſtellten Nachforſchungen ſchien ſie vielmehr glaubwürdiger zu machen, und was vorauszuſehen war, geſchah. Der Findling wurde zu einem Kind der Stadt gemacht, auf Koſten der Stadt erzogen, aber nicht in dem Findelhaus, wohin er gehörte, ſondern in einem Privathaus, unter der Aufſicht eines Profeſſors, wo er ſofort Alles lernen ſollte, was zu einer höhern Erziehung gehört, ſelbſt das Reiten und Tanzen nicht ausgenommen. Außer der Vermuthung über ſeine Abſtammung von einem Vornehmen, ſelbſt einem Fürſtenhaus, auf deren eines man im Stillen ſich wirklich zu deuten erlaubte, glaubte man ſich

auch, und noch mehr, zur Befolgung dieſer Maßregel von den außerordentlichen Geiſtesfähigkeiten dieſes Adoptivſohns der Stadt aufgefordert, und wirklich ſchien auch der gute Erfolg der Erwartung vollkommen zu entſprechen. Allein das war nur im Anfang ſo, weiterhin war der Erfolg nicht mehr ſo erfreulich. Die Geiſtesfähigkeiten zeigten ſich nicht ſo groß, wie ſie anfangs ſchienen; es verhielt ſich damit, wie ich ſchon, da ich den Wunderjungen zum erſtenmal ſah, vorausſagte, wie in typhöſen Fiebern, wo die Kranken im Delirium oft auch ungewöhnliche Geiſteskräfte zeigen, und Manche ſogar lateiniſch ſprechen, ſobald ſie aber wieder geſund geworden, dieſe erhöheten Geiſteskräfte wieder auf ihr gewöhnliches Maaß heruntergeſetzt ſind. Man ſollte, ſagte ich, den Wunderjüngling erſt, außer Waſſer und Brod, was zuvor ſeine einzige Nahrung war, auch etwas anderes eſſen und trinken lehren, man ſollte ſein durch die lange Finſterniß, in der er lebte, übermäßig empfindlich gewordenes Auge allmählig an das Licht, ſein übermäßig empfindlich gewordenes Ohr, das ſo lange nichts hörte, als die leiſe Stimme ſeines Verpflegers, an manchfaltigere und lautere Töne gewöhnen, man ſollte ſeine durch die lange Gefangenſchaft geſchwächten körperlichen Kräfte durch allmählige Gewöhnung an eine manchfaltigere und reichlichere Nahrung, und an eine dem Maß derſelben angemeſſene Bewegung ꝛc. zu ſtärken ſuchen, und man würde bald ſehen, was von ſeinen ſo hoch angeſchlagenen Geiſteskräften übrig bleibe. Sollte auch, fuhr ich fort, der junge Menſch wirklich der Sprößling eines hohen Hauſes, und ſelbſt eines Fürſtenhauſes ſein, ſo ſei er doch vor der Hand nichts mehr und nichts weniger, als ein Findling, der in das Findelhaus gehöre, und es würde am beſten für ihn geſorgt werden, wenn man ihn, nach erhaltenem gewöhnlichen Unterricht, ein Handwerk lernen ließe, und einem braven und tüchtigen Meiſter in die Lehre gäbe. So würde man ihn nicht nur vor den durch die wiederholten lauten Nachforſchungen wegen ſeines Herkommens herausgeforderten und mit Recht zu befürchtenden Gegenvorkehrungen ſeiner Unterdrücker ſicher ſtellen, ſondern er ſelbſt würde auch als ein tüchtiger Handwerker ein glücklicherer Menſch werden, als er als ein vermeinter Prinz, oder als eines andern vornehmen Mannes Sohn werden könne, ſo lange er nicht dafür anerkannt ſei, — eine Anerkennung, die aller Wahrſcheinlichkeit nach nie zu hoffen ſtehe, und geſetzt auch, die Anerkennung erfolge ſeiner Zeit, ſo würde es eben

kein Unglück für den Fürſtenſohn ſein, ein Handwerk erlernt zu haben, auch wenn ihn das Schickſal zum Erben eines Thrones beſtimmt hätte. Dieſes und noch manches Andere ſagte ich bald da und bald dort, aber es fand nirgends Beherzigung. Der Findling wurde wie ein junger Menſch von Stand erzogen; er bekam Unterricht in Sprachen und in wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden; er lernte Zeichnen, Malen, Tanzen, Reiten und andere Künſte. Aber in Nichts zeichnete er ſich beſonders aus, er blieb ein ganz gewöhnlicher Menſch, und wohl ihm, wenn er nichts weiter, als das, geblieben wäre! Allein er ward auch ein verdorbener Menſch, und er ward es durch ſeine unzweckmäßige fehlerhafte Erziehung. Er ward eingebildet, weil er ſich als ein Wunderweſen angeſtaunt ſah, ſtolz, weil man ihm zu verſtehen gab, er könne der Sprößling einer vornehmen Familie oder gar ein Fürſtenkind ſein, eitel, weil er ſich von den Damen, die den lieben Jungen in ihre Geſellſchaften einluden, ihm allerlei Geſchenke machten, Ringe an die Finger ſteckten, und was dergleichen Auszeichnungen mehr waren, geſchmeichelt ſah, anmaßend, weil er ſich gewöhnte, mehr aus ſich zu machen, als an ihm war, lügenhaft, weil er, um ſich noch geltender zu machen, ſich mit Eigenſchaften und Vorzügen brüſtete, von denen er gar wohl wußte, daß ſie ihm fehlten, kurz, er wurde im eigentlichen Verſtand ein verdorbener Menſch. Wie wenig der ihm ertheilte Unterricht bei ihm gefruchtet, ſah man bald ein; aber an ſeine ſittliche Verdorbenheit wollten nur Wenige glauben, und es iſt auffallend, daß nicht nur Lord Stanhope, deſſen Schützling er vorzüglich war, und der ihn bald genug hätte durchſchauen können, ſondern auch ein Mann, wie Feuerbach, der ſonſt die Menſchen ſo gut zu beurtheilen wußte, ſo blind für ihn eingenommen ſein konnten. Indeſſen wie alles in der Welt ſeinen Reiz endlich verliert, ſo war dies auch mit Kaſpar Hauſer der Fall. Er hörte nach und nach auf, das Tagesgeſpräch zu ſein, man fing an, weniger aus ihm zu machen, man nahm immer weniger Notiz von ihm, und bald ſchien es, daß man ihn gar vergeſſen wolle. Dies fühlte er ſelbſt ſehr gut, ſchon als er noch in Nürnberg in dem Hauſe und unter der Aufſicht des Profeſſors Daumer war, und wo ſeinem Vorgeben nach das erſte Attentat auf ſein Leben verſucht ward, — ich ſage, ſeinem Vorgeben nach, denn was man auch auf den Grund ſeiner Ausſagen, und des ärztlichen Parere für ſeine Un-

ſchuld geſagt hat, ich konnte mich von der Wahrheit ſeiner Ausſagen nicht überzeugen. Ich glaubte, daß er ſich ſelbſt verwundet, und es gethan habe, um die Aufmerkſamkeit des Publikums, die ſich immer mehr zu verlieren ſchien, aufs neue auf ſich zu ziehen, und was mir, außer der Verwundung ſelbſt, die an dem Ort, wo ſie geſchah, als eine Verwundung von fremder Hand nicht wohl zu begreifen iſt, für die Richtigkeit meiner Meinung vorzüglich zu ſprechen ſchien, war, weil es mir unglaublich vorkam, daß der gedungene Mörder, ſtatt ihm den beabſichtigten tödtlichen Streich zu verſetzen, ſich mit einer bloſen Verwundung begnügt habe. Eben dieſer Meinung war ich auch in Betreff des zweiten Attentats auf ſein Leben in Ansbach, wo er in einer Kanzlei als Schreiber arbeitete. Hier ſah er ſich auf dem Wege, bald ganz vergeſſen zu werden, und nichts iſt natürlicher, als daß der eitle, verwöhnte, ja verhätſchelte Menſch das zu erlöſchen drohende Andenken an ſich durch ein zweites vorgebliches Attentat auf ſein Leben wieder aufzufriſchen ſuchte. Er entſchloß ſich alſo zu einer zweiten Selbſtverwundung, in der Hoffnung, er werde ſeine Abſicht auch jetzt wieder eben ſo glücklich erreichen, als das erſte mal in Nürnberg. Aber diesmal kam er nicht ſo leicht weg, als damals. Er ſtach fehl, das Inſtrument drang tiefer ein, als er gewollt hatte, die Wunde war tödtlich, und er ſtarb als ein Selbſtmörder, nicht als ein Verwundeter von fremder Hand. So dachte ich, und ich weiß, daß Viele eben ſo dachten. Aber ich bin weit entfernt, ihn einen Betrüger zu nennen, wie Einige gethan haben, die ihn ſchon bei ſeiner Ankunft in Nürnberg als einen ſolchen in Verdacht genommen hatten, indem ſie ſeine Ausſage, mehrere Jahre eingeſperrt geweſen zu ſein, für eine Lüge, ſein ganzes Benehmen in Nürnberg für eine einſtudierte Rolle, kurz, ihn für einen abgefeimten Betrüger hielten. Ich halte ihn vielmehr für einen Betrogenen, betrogen von der hohen Meinung von ſich, die ihm ſeine ſelbſt nicht minder verblendeten Gönner und Beſchützer, und, ich möchte wohl noch hinzuſetzen, ſeine Liebhaber und Liebhaberinnen beibrachten. Dieſe hohe Meinung von ſich machte ihn zu einem eiteln, ſtolzen, anmaßenden Menſchen, und wenn er endlich zum Selbſtmörder wurde, ſo war es ſeine gekränkte Eitelkeit, ſein unbefriedigter Stolz, ſeine getäuſchten Hoffnungen und Erwartungen, die ihn dahin führten. Sein Selbſtmord gereicht daher ihm weniger

zum Vorwurf, als denjenigen, die ihn ſo eitel, ſtolz und anmaßend machten. Zu dieſen gehört vorzüglich Lord Stanhope, und es thut mir leid, ihm auch den trefflichen Feuerbach an die Seite ſtellen zu müſſen, obſchon der erſtere mehr Schuld an ſeinem Verderben war, als der letztere. Jener war es vorzüglich, der ihn ſo eitel, ſtolz und anmaßend machte, und es wäre weit beſſer geweſen, wenn er das ſeinem Schützling zugefügte Uebel im Stillen bereut hätte, als daß er ihn in der Folge öffentlich für einen Betrüger ausgab. Feuerbach war blos verblendet, indem er in einem ganz gemeinen Menſchen etwas Außerordentliches zu ſehen glaubte, an dem doch gar nichts war, als was man ihm andichtete, oder er ſich ſelbſt anlog.

Fremde Perſonen von Bedeutung lernte ich in Nürnberg wenige kennen. Es kamen zwar täglich viele, theils durchreiſende, theils länger in der Stadt verweilende Fremde an; aber ich nahm nur von ſolchen Notiz, die mich beſonders intereſſierten, theils als Männer vom Fach, theils als Gelehrte von Ruf, deren perſönliche Bekanntſchaft ich zu machen wünſchte. Von den erſten nenne ich vorzüglich den Preußiſchen Geheimenrath von Wendt aus Breslau, von den letztern den großherzoglichen Kanzler von Müller aus Weimar.

Den Geheimenrath von Wendt hatte ich längſt als ausgezeichneten Schriftſteller geſchätzt, und als praktiſcher Arzt war er mir ſchon einige Jahre vor ſeiner Ankunft in Nürnberg von einem ſeiner Landsleute, deſſen Hausarzt er iſt, ſo ſehr zu ſeinem Vortheil geſchildert worden, daß ich über den Beſuch, mit dem er mich beehrte, hoch erfreut war. Er hielt ſich nur ein Paar Tage in Nürnberg auf, aber die wenigen Stunden, die ich in ſeiner Geſellſchaft zubrachte, zähle ich zu meinen angenehmſten in Nürnberg, nicht allein weil ich an ihm einen vorzüglichen Arzt, ſondern auch einen eben ſo heitern und jovialiſchen, als geiſtreichen und gelehrten Mann kennen lernte.

Der Kanzler von Müller war mir ſchon, ehe ich ſeine perſönliche Bekanntſchaft machte, von der Geheimeräthin von Wolzogen, meiner ſchon genannten hochverehrten Freundin, als einer der würdigſten Männer in Weimar geſchildert worden, und man kann ſich denken, wie erfreut ich über ſeinen Beſuch war. Wegen

ſeiner genauen Bekanntſchaft mit Göthe und Schiller, und wegen der Achtung, in welcher er bei beiden ſtand, war mir ſeine Bekanntſchaft doppelt erfreulich. Von beiden großen Männern erfuhr ich durch ihn Vieles, was ich zuvor nicht wußte; dagegen konnte ich ihm auch Manches von Schiller, beſonders aus ſeiner Jugendzeit, ſagen, was er nicht wußte, und was ihm viel Freude machte. Ich beſitze ein Andenken von ihm, welches mir ſehr werth iſt, ein Exemplar der von dem Großherzog von Weimar veranſtalteten Prachtausgabe von Göthe's Iphigenie, für welches ich ihm um ſo größern Dank ſchuldig bin, da er es nur mit Mühe auftreiben konnte, und demſelben ein wahrhaft herzlicher Brief beigelegt war.

Von den Fremden, welche ich zuvor ſchon perſönlich kannte, nenne ich zuerſt den berühmten Jean Paul, den Legationsrath Friederich Richter, in Baireuth. Hier lernte ich ihn zuerſt kennen, und zwar in dem Hauſe des damaligen Regierungspräſidenten Baron von Welden, bei welchem ich mit ihm zu Mittag ſpeiſte. Weil ich mehrere Tage in Baireuth verweilte, ſah ich ihn öfter, ſowohl in ſeinem Hauſe, als in Geſellſchaft, beſonders in der dortigen Harmonie, welche er alle Abende beſuchte. Noch näher aber wurde ich mit ihm in Nürnberg bekannt, wo er ſich einen vollen Monat aufgehalten hatte. Er hatte eine Privatwohnung gemiethet, und es verging ſelten ein Tag, an dem ich ihn nicht beſuchte. Ich traf ihn gewöhnlich an ſeinem Arbeitstiſch, theils leſend, theils ſchreibend, und bald wurde ich auch mit der Art bekannt, wie er arbeitete. Er las ſehr viel, ſelbſt in der Harmonie, und nicht blos Zeitungen und Journale, ſondern auch Bücher, die er mitgebracht hatte. Er hatte immer eine Schreibtafel bei der Hand, um auf der Stelle nicht nur Alles, was ihm bei'm Leſen intereſſant vorkam, ſondern auch ſeine eigenen Gedanken dabei, ſeine originellen Anſichten, ſeine geiſtreichen Einfälle, ſeine überraſchenden Witze, niederzuſchreiben. Dieſe Früchte ſeiner Lektüre und ſeiner Studien trug er dann unter den gehörigen Rubriken in ein dickes Schreibbuch in Quartformat ein, und wenn er über einen Gegenſtand ſchreiben wollte, ſo lieferten ihm dieſe Schreibbücher die Materialien, die er nur zuſammen zu ſtellen brauchte, um ein Buch daraus zu machen. So entſtanden wenigſtens die meiſten ſeiner Werke. Aber unverkennbar verräth ſich auch in ihnen dieſe Art

zu ſchreiben in der ſonderbaren, oft gezwungenen Zuſammenſtellung ſeiner Ideen, und in ihrem häufigen unklaren Zuſammenhang; auch iſt ſie ohne Zweifel die Urſache des Mangels an Geſchmack, den man ihm nicht mit Unrecht vorwirft. Indeſſen gehört er ohne Widerrede zu den geiſtreichſten und originellſten unſerer Schriftſteller, und was ſeinen Charakter betrifft, zu den gutmüthigſten und liebenswürdigſten Menſchen. Ich beſitze noch mehrere Briefe von ihm, die davon Zeugniß geben. Wegen der Augenſchwäche, an welcher er litt, ſind ſie alle auf grünes Papier geſchrieben.

Ein anderer Fremder, welchen ich zuvor ſchon perſönlich kannte, und deſſen ich hier mit Vergnügen erwähne, iſt der ſchon früher von mir genannte D. Schlotmann aus Römhild. Er beſuchte mich zweimal in Nürnberg. Das erſte mal kam er aus Wien, wohin ihn der damalige Kongreß gezogen hatte, und wie ſehr er, wie überall, auch dort ſeine Neugierde befriedigt, und wie ſcharf er Alles, was auf dem Kongreß vorging, theils ſelbſt beobachtet, theils auszukundſchaften gewußt hat, beweiſt, daß er mir Reſultate der Verhandlungen erzählte, die damals noch Geheimniſſe waren, bei ihrer öffentlichen Bekanntwerdung aber ſich vollkommen bewährten. — Das zweite mal war er im Begriff, nach Holland zu reiſen, und machte mir blos einen vorübergehenden Beſuch; auch ſagte er mir nicht, was der Zweck ſeiner Reiſe ſei. Allein theils eben die Eile, mit welcher er die Reiſe fortſetzte, theils weil er diesmal zu Wagen, nicht, wie ſonſt, zu Fuß reiſte, theils einige leiſe Winke, die er fallen ließ, ließen mich glauben, daß der Zweck derſelben ein politiſcher ſei. Seit dieſer Zeit ſah ich ihn nicht wieder; ich hörte blos ſpäter, daß er nach Frankfurt gezogen, dort einen in Römhild nicht gewohnten Aufwand gemacht, und vermuthlich als Agent einer nordiſchen Macht eine nicht unbedeutende politiſche Rolle bis zu ſeinem daſelbſt erfolgten Tode geſpielt habe. Er war ein trefflicher Kopf, reich an Kenntniſſen aller Art, beſonders aber an politiſchen; auch war er, wie einige kleine in Journale eingerückten Aufſätze von ſeiner Hand beweiſen, ein guter Schriftſteller, und es iſt Schade, daß das von ihm angekündigte, vielverſprechende Panorama der Politik nicht im Druck erſchienen iſt, vielleicht eben deswegen, weil er ſelbſt eine politiſche Rolle übernommen hatte.

Ich habe ſchon geſagt, daß ich in den letzten Jahren meines

Aufenthalts in Nürnberg größere Privatgeſellſchaften ſeltener beſuchte, als in den frühern, noch ſeltener aber beſuchte ich öffentliche Geſellſchaften, und zuletzt gar keine mehr, nicht einmal die vorzüglichſte von allen, das Muſeum. Eben ſo nahm ich auch ſehr ſelten an großen Gaſtmahlen Theil, nicht allein, weil ich ſolche überhaupt nicht liebe, ſondern auch, weil mir die Gäſte zu gemiſcht, und die Art, wie es gewöhnlich dabei zugeht, und beſonders das dabei übliche Singen und Ausbringen von Toaſten zuwider waren. — Dagegen machte ich, ſo oft ich Zeit hatte, Spaziergänge auf das Land, und, wie vormals in Ludwigsburg, Würzburg und Ansbach, ſuchte ich mir auch in Nürnberg in der Umgegend ein Plätzchen aus, wohin ich dieſelben richtete. Dieſe Spaziergänge waren ein wahres Bedürfniß für mich, und ich war ſchon mehrere Wochen in Nürnberg, ehe ich eines fand. Es waren mir zwar mehrere empfohlen worden, welche ich in Begleitung des D. Schadelook beſuchte, allein es wollte mir keines recht gefallen. Endlich führte mich derſelbe auch nach Hummelſtein. Ich fand hier nichts als ein einſames Wirthshaus; aber die nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernte Lage desſelben, der ſchöne Weg dahin, und die Annehmlichkeit des Platzes ſelbſt beſtimmten mich ſogleich zu ſeiner Wahl. Von allen ſolchen Plätzen in der Umgegend war dieſer am wenigſten beſucht; blos Fuhrleute, und aus der Stadt nur gemeine Leute, und auch dieſe nur zuweilen, kehrten in dem Wirthshauſe ein. Allein um ſo öfter begab ich mich dahin, anfangs ganz allein, oder blos begleitet von meiner Familie, bald aber lockten mein Beiſpiel und meine Lobpreiſungen des Platzes auch Andere dahin, die Geſellſchaft, die man dort traf, wurde immer zahlreicher, und nicht lange, ſo wurde der Platz der beſuchteſte in der Umgegend, und um ſo angenehmer, da das gemeine Volk von einem Ort, wo ſich die erſten Perſonen von dem Militär- und Civilſtand verſammelten, von ſelbſt wegblieb. So blieb es mehrere Jahre. Erſt, nachdem ſich die öffentlichen Geſellſchaftsplätze in und außerhalb der Stadt vermehrten, theilte ſich die Geſellſchaft, und der Beſuch des Hummelſteins nahm, ungeachtet der Verſchönerung des Platzes durch eine kleine engliſche Anlage, und vielleicht eben wegen dieſer Verſchönerung, wie dies oft der Fall iſt, dergeſtalt ab, daß man nur noch am Sonntag früh, oder an einem oder zwei Wochentagen Geſellſchaft daſelbſt antraf. Auch ich beſuchte ſeit dem Tod meiner Frau den Ort ſeltener,

es war ihr Lieblingsplatz, und es iſt natürlich, daß ich mich ſcheute, einen Ort oft zu beſuchen, wo ich die Unvergeßliche nicht mehr an meiner Seite ſah. Ueberhaupt machte ich in der letztern Zeit ſelten mehr einen Spaziergang auf das Land, und wenn ich mich in Geſellſchaft erheitern wollte, begab ich mich auf den ſogenannten Schloßzwinger, wohin mich ſchon die ſchöne Ausſicht in die weite reiche Umgegend einlud, welcher nur die Ausſicht von der im dreißigjährigen Krieg ſo berühmt gewordenen alten Veſte bei Zirndorf zu vergleichen iſt.

Unter dieſen Verhältniſſen befand ich mich ganz wohl und zufrieden in Nürnberg, und obſchon mein Leben hier viel einförmiger war, als in Ludwigsburg und Würzburg, ſo wandelte mich doch ſelten die Luſt an, Nürnberg mit einem andern Ort zu vertauſchen, nicht allein weil ich ſtets auf die Realiſierung meiner Pläne wegen der Krankenanſtalten hoffte, ſondern auch weil Nürnberg unſtreitig diejenige Stadt in Baiern iſt, wo man am ungenierteſten leben kann. Schon die Stadt ſelbſt, ſo alt ſie iſt, gehört gleichwohl zu den ſchönern Städten in Deutſchland, auch kenne ich keine, die ihr in Rückſicht auf Salubrität, welche ſie vorzüglich ihrer hohen und freien Lage, der Richtung ihrer mehrentheils weiten Straßen von Oſten nach Weſten, der durchfließenden Pegnitz, und der Reinlichkeit ihrer Bewohner zu danken hat, vorziehe. Seit meinem vieljährigen Aufenthalt in derſelben habe ich nie eine eigentliche Epidemie erlebt, dergleichen z. B. ſo oft in Stuttgart herrſchen, nicht einmal eine Ruhrepidemie, die bekanntlich an andern Orten eine ſo häufige Erſcheinung ſind. Die häufigſte Krankheit in Nürnberg iſt die Lungenſucht, an ihr ſterben die meiſten Menſchen, und ohne Zweifel trägt, außer dem ſandigen Boden und dem Staub der vielen Fabriken, das meiſte die Kälte der maſſiven Häuſer bei, die, zumal im Sommer, ſo leicht Veranlaſſung zu Katarrhen giebt, deren öftere Wiederkehr und häufige Vernachläſſigung endlich zur Lungenſucht führen. — Nicht minder, als dieſe Salubrität der Stadt, machen auch die in derſelben noch vorhandenen vielen Denkmäler der Kunſt, die vielen Fremden, die ſie beſuchen, der bedeutende Handelsverkehr ſowohl in der Stadt ſelbſt, als zwiſchen ihr und der nahe gelegenen Stadt Fürth, überhaupt das überall herrſchende rege Leben, vor allem aber die Biederkeit und Gutmüthigkeit der Einwohner, ihre zuvorkommende Höflichkeit gegen Fremde, ihre Gaſtfreundſchaft, den Aufenthalt in

ihr angenehm. Allerdings giebt zwar, wie in allen Handelſtädten, auch in Nürnberg der Handelſtand den Ton an, allein keineswegs ſo ſehr, wie in andern Handelſtädten, z. B. in Augsburg, was ſich leicht daraus erklären läßt, daß es unter den Nürnberger Kaufleuten keine Millionäre, dagegen aber eine Menge wohlhabender Bürger giebt, die ſich den Kaufleuten an die Seite ſtellen können, und ſich eben ſo wenig vor dem Handelſtand demüthigen, als früher vor dem Patriciat. Mich kümmerte weder der Handelſtand noch das Patriciat, ich war ein königlicher Staatsdiener, von beiden gleich unabhängig, und ich war zufrieden, mich von beiden geachtet zu ſehen. Ohnehin kein Freund von zerſtreuenden Vergnügungen, konnte ich mich leicht in meine einförmige Lebensart fügen, und wenn ich mich zerſtreuen wollte, ſo machte ich eine Reiſe in mein Vaterland, was ich während meiner Anſtellung in Nürnberg mehrmals that. Meine Beſuche im Vaterland waren mir jedesmal gleich erfreulich. Ich ſah meine Aeltern, Geſchwiſter, meine Anverwandten und meine alten Freunde wieder, und das Andenken an die ſchönen Tage, welche ich mit ihnen verlebte, entſchädigte mich hinlänglich für das, was ich in Nürnberg entbehrte. Allein, nachdem ich im Jahr 1815 meine Mutter, im Jahr 1823 meinen Vater, und bald nachher auch meine älteſte Schweſter in Stuttgart, und in Ludwigsburg meine Schwiegermutter, zwei meiner Schwäger und eine Schwägerin verloren hatte, machten mir meine Reiſen dahin weniger Freude, und ich verweilte daher nie mehr ſo lange in dem Vaterland, als früher. Es iſt ein trauriges Gefühl, die Seinigen da, wo man ſie ſonſt fand, nicht wieder zu finden, und es würde vergebens ſein, die Empfindungen zu ſchildern, von denen ich ergriffen wurde, als ich bei meinen letztern Reiſen im Jahr 1834 und 1836 nur noch zwei Schweſtern, einen Schwager und zwei Schwägerinnen, und von meinen ehemaligen vielen Freunden und Freundinnen ſo wenige mehr am Leben antraf.

Aber ein noch weit traurigeres Ereigniß für mich und meine Familie, als der Tod ſo vieler lieben Anverwandten und Freunde, war der Tod meiner Frau. Sie ſtarb am ſiebenten December 1827, nachdem ſie längere Zeit zuvor gekränkelt hatte. Wie mein ihr vorangangener Sohn, ſtarb auch ſie an der Lungenſucht. Was ich an dieſer treuen Gattin, was meine Tochter an dieſer liebevollen Mutter verloren, können wir nicht ſagen, wir können es blos fühlen.

Es ſtarb an ihr eine der verſtändigſten, gebildetſten, edelſten der Frauen. Dafür galt ſie bei Allen, ſowohl Männern als Frauen, die ſie näher gekannt hatten, und die Achtung und Verehrung, deren ſie überall, wo wir waren, genoß, und das Andenken an ſie, das noch lebendig in den Herzen aller ihrer Freunde iſt, iſt das ſchönſte Denkmal, welches ihr hätte errichtet werden können.

Ein anderes für mich ſehr ſchmerzhaftes Ereigniß war der Tod des Grafen von Thurheim im Jahr 1833. Schon zwei Jahre zuvor hatte er ſich aus dem Staatsdienſt zurückgezogen, und privatiſierte in Ansbach, wo ſeine einzige Tochter an den Regierungsrath Fürſten Karl von Wrede, älteſten Sohn des berühmten Marſchalls, verheurathet war. Wie glücklich es mich machte, dieſem mir ſo theuren Freund wieder näher zu ſein, brauche ich nicht zu ſagen. Seine Kränklichkeit erlaubte ihm nicht, zu mir nach Nürnberg zu kommen; aber um ſo öfter beſuchte ich ihn in Ansbach, und gewöhnlich auf einige Tage. Seine Geſundheit war durch häufige Anfälle von Podagra ſehr geſchwächt, doch waren ſeine Geiſteskräfte noch in voller Wirkſamkeit, nur ſein Gedächtniß hatte bedeutend nachgelaſſen. Neuere Vorgänge, auch wenn ſie ihn in hohem Grade intereſſierten, vergaß er in kurzem wieder, dagegen erinnerte er ſich der frühern noch immer deutlich, und daher waren auch dieſe der gewöhnliche Gegenſtand unſerer Unterhaltung. So verſetzten wir uns zurück in unſere in der Akademie in Stuttgart durchlebten Jugendjahre, ſo wiederholten wir in der Erinnerung unſer Zuſammenleben in Würzburg, Ansbach und Nürnberg, und dieſe Erinnerungen befeſtigten aufs neue unſern alten Freundſchaftsbund. Aber leider dauerte dieſes Beiſammenſein nicht lange. Die Kränklichkeit des Grafen nahm zu, mit dem zunehmenden Verfall des Körpers fingen auch ſeine Geiſteskräfte merklicher an zu ſchwinden, das Gedächtniß war völlig erloſchen, und der ſonſt ſo geiſtreiche Mann verfiel zuletzt in einen Zuſtand gänzlicher Beſinnungsloſigkeit, in welchem er, nach mehrwöchentlicher Dauer, vom Schlag getroffen, ſtarb. Nächſt Schiller, war er mir von meinen Jugendfreunden der liebſte; auch hat keiner von ihnen auf mein ganzes Schickſal ſo großen Einfluß gehabt, als er. Er war es vorzüglich, der mich beſtimmte, mein Vaterland zu verlaſſen, und in Baieriſche Dienſte zu treten, er war es auch vorzüglich, der mich dieſen Wechſel nie bereuen ließ. Ich hatte an ihm einen immer gleich eifrigen Gönner, einen immer gleich wohlgeſinnten

Freund, eben ſo an dem hochgeſtellten Staatsminiſter, wie an meinem ehemaligen Mitzögling in der Akademie in Stuttgart. Wie ſo viele andere meiner ältern Freunde iſt auch er heimgegangen; aber ſein Andenken lebt in meinem Herzen, und wird leben, bis auch ich dahin gehe, wohin er mir vorausgegangen iſt.

Zu den fröhlichen Ereigniſſen, welche ich in Nürnberg erlebte, zähle ich, außer den Beſuchen, die ich von Zeit zu Zeit von meinen Freunden und Verwandten aus Stuttgart, Ludwigsburg, Würzburg, Ansbach und München, und von Fremden aus mehreren Gegenden von Deutſchland erhielt, vorzüglich den Beſuch der Herzogin Franziska von Würtenberg im Jahr 1810, die Durchreiſe der verwittweten Kaiſerin von Rußland Maria Federowna, der Mutter des damals regierenden Kaiſers Alexander, durch Nürnberg im Jahr 1818, die Anweſenheit des Königs Maximilian von Baiern in Nürnberg im Jahr 1823, und meine Jubiläums-Feier im Jahr 1830.

Die Herzogin Franziska, Gemahlin des im Jahr 1793 verſtorbenen Herzogs Karl, kam nach Nürnberg, hauptſächlich in der Abſicht, wie ſie mir ſagte, mich wegen ihres Geſundheitszuſtandes um Rath zu fragen. Sie war ſchon ſeit längerer Zeit kränklich geweſen, als ſie auf einer zu ihrer Erholung gemachten Reiſe in Nürnberg ankam. Sie litt an einem unheilbaren organiſchen Uebel, gegen welches ich ihr blos Palliativmittel verordnen konnte. Auf den Gebrauch dieſer Mittel glaubte ſie, ſich beſſer zu befinden, und beſchloß daher, bis zu ihrer völligen Geneſung in Nürnberg zu verweilen. Sie logierte in einem Gaſthof, und ich war alle Mittage bei ihr zu Tiſche. Sie war gewöhnlich heiter, und der Gegenſtand unſerer Unterhaltung war meiſtens die ehemalige Akademie in Stuttgart, deren Stifter ihr Gemahl, und deren Zögling ich war. Gleich mir, erinnerte ſich auch die Herzogin einer Menge intereſſanter Vorfälle in derſelben, und dieſe Erinnerungen machten uns beiden große Freude. Indeſſen gefiel dem König Friederich, damals noch Churfürſt, ihr langer Aufenthalt in Nürnberg nicht. Er wollte, daß ſie nach Hauſe zurückkehre, ich ſollte ihr dies beibringen, und ich hatte um ſo mehr Urſache, ſie, dem Wunſche des Königs gemäß, zur Heimreiſe zu bewegen, da ich zu ihrer Herſtellung ſchlechterdings keine Hoffnung hatte. Sie verweilte einen vollen Monat,

den ganzen November, in Nürnberg, und als ich ihr die Rückreiſe nach Kirchheim, ihrem Wittwenſitz, anrieth, ſagte ſie mir, daß ſie dazu entſchloſſen ſei, und daß ſie auch gern dahin zurückkehren würde, wenn nur nicht der fatale Neujahrstag bevorſtände. Ich glaubte, ſie fürchte die läſtigen Gratulationen an dieſem Tage; allein dieſe Furcht ſchien vielmehr eine Ahnung ihres nahe bevorſtehenden Todes geweſen zu ſein, denn der Neujahrstag war der Tag, an welchem ſie ſtarb.

Das zweite erfreuliche Ereigniß war die Anweſenheit der Kaiſerin Mutter von Rußland. Sie beſuchte Nürnberg auf ihrer Reiſe nach Stuttgart zu ihrer Tochter, der Königin Katharina von Würtenberg. Sie kam erſt am ſpäten Abend in Nürnberg an, dennoch war das Gedränge auf der Straße ſo groß, daß der Wagen nur Schritt vor Schritt fahren konnte, und mehrere male halten mußte. Um ſo beſſer konnte die Kaiſerin das ſie begrüßende Glockengeläute hören, welches ihr ſo wohl gefiel, daß ſie, um es noch deutlicher und länger zu hören, den Wagen einige mal abſichtlich halten ließ. Sie verweilte ſich nur einen Tag in der Stadt, beſah aber alle Merkwürdigkeiten derſelben, und bei der Kunſtausſtellung auf dem Rathhausſaal ließ ſie ſich auch die Perſonen, die ihr aufwarten wollten, vorſtellen. Ich war nicht darunter, obwohl ihr Leibarzt, der Staatsrath Ruhl, den ich auf das Rathhaus begleitet hatte, mich ihr ebenfalls vorſtellen wollte. Ich verbat es, weil ich nicht dazu angekleidet war. Allein ob ich ſchon nicht das Glück hatte, mit ihr zu ſprechen, ſo ſah ich doch dieſe hohe Frau in der Nähe, und freute mich ihrer imponierenden Geſtalt, ihrer wahrhaft fürſtlichen Haltung, und der auffallenden Aehnlichkeit ihrer Geſichtsbildung mit der ihres Bruders, des Königs Friederich von Würtenberg, dem ſie auch an Geiſt gleich war. Wie wohl es ihr in Nürnberg gefiel, und wie ſehr ſie insbeſondere der Anblick der alten Denkmäler der Kunſt erfreute, konnte man nicht blos aus ihren Aeußerungen darüber, ſondern auch daraus ſchließen, daß ſie mit Verwunderung hörte, ihr Sohn, der Kaiſer Alexander, der die Stadt nicht lange zuvor beſucht hatte, habe ſich nur einige Stunden in ihr verweilt. Gleich am Morgen nach der Ankunft der Kaiſerin erhielt ich von ihrem Leibarzt, dem ſchon genannten Staatsrath Ruhl, einen Beſuch, der mich um ſo mehr freute, da ich an ihm einen eben ſo lieben Mann, als tüchtigen Arzt kennen lernte. Ich führte ihn überall in

der Stadt herum, und begreiflich auch in meine Krankenanſtalt im Spital zum heiligen Geiſt. Unter andern Kranken, auf welche ich ihn aufmerkſam machte, war auch eine junge Weibsperſon, die im Gedränge bei'm Einzug der Kaiſerin am Kopf verwundet worden war. Die Verwundung war, wie er ſich ſelbſt überzeugte, ohne Bedeutung, gleichwohl ſetzte er die Kaiſerin von dem Vorfall in Kenntniß, und am Nachmittag ließ mir dieſelbe acht Stück Dukaten für die Verunglückte durch ihn zuſtellen, welche ich ihr gleich am folgenden Morgen einhändigte. Aber das war noch nicht genug. Unter andern Baieriſchen Staatsdienern, welche die Kaiſerin bis an die Grenze begleiteten, war auch ein Regierungsrath von Baireuth, der Graf von Münſter. Dieſer ſtellte mir nach ſeiner Zurückkunft noch zehn Stück Dukaten für die verunglückte Weibsperſon zu; allein ich übergab ihr ſolche nicht, theils weil ſie bereits als vollkommen hergeſtellt aus der Krankenanſtalt entlaſſen war, theils weil ich unterdeſſen erfahren hatte, daß ſie ein notoriſch liederliches Weibsbild ſei, ſondern glaubte, das kaiſerliche Geſchenk würde ungleich beſſer angelegt ſein, wenn es eine arme blinde Buchhändlerswittwe, Namens Grattenauer, erhielte, zumal da die Mutter ihres verſtorbenen Mannes Säugamme bei der Kaiſerin geweſen ſei. Ich ſchrieb deshalb ſogleich an den Staatsrath Ruhl nach Stuttgart, der Kaiſerin wurde mein Vorſchlag vorgelegt, und mit Vergnügen von ihr genehmigt, nur bemerkte ſie, daß ſie ſich zwar ganz wohl einer Grattenauerin erinnere, daß aber dieſelbe nicht ſie, ſondern einen ihrer Brüder, geſtillt habe. So bekam alſo dieſe arme blinde Wittwe jene zehn Stück Dukaten, ich ließ mich über den Empfang von ihrer Tochter quittieren, und glaubte, die Sache ſei nun abgemacht, weil ich vermuthete, daß die Weibsperſon, der ſie zuerſt zugedacht waren, nichts davon erfahren habe. Aber der Graf von Münſter mußte ausgeſchwatzt haben, und zwar in der Beſtelmeieriſchen Handlung, wo er vor ſeiner Rückkehr nach Baireuth etwas gekauft hatte, und die Mutter der Weibsperſon eben damals in dem Beſtelmeieriſchen Haus als Taglöhnerin arbeitete. Hier hatte dieſe nun erfahren, daß mir noch weitere zehn Stück Dukaten für ihre Tochter zugeſtellt worden, aber nicht, was weiter damit geſchehen ſei. Sie glaubte daher, ich hätte ſie unterſchlagen, und in dieſer Vorausſetzung kam ſie nach einigen Tagen zu mir. Natürlich verrieth ſie ihre Abſicht nicht ſogleich, ſie ſagte mir blos, daß ihre Tochter noch nicht ganz

geſund ſei, daß ſie noch immer über heftige Schmerzen im Kopf klage, und daß ſie noch außer Stand ſei, etwas zu arbeiten. Ich erwiederte ihr, da die Wunde von gar keiner Bedeutung geweſen, ſo dürfe ſie außer Sorgen ſein, die Schmerzen im Kopf würden ſich in kurzem von ſelbſt verlieren. Die Frau ging, wie es ſchien, beruhigt fort, aber nach einigen Tagen kam ſie wieder, die nämlichen Klagen wiederholend, ich gab ihr denſelben Beſcheid, wie das erſte mal, aber ich merkte wohl, was ſie eigentlich auf dem Herzen hatte; ſie zögerte, als ob ſie ſich noch auf etwas beſinne, fortzugehen, und ſie war bereits ſchon der Thüre zugegangen, als ſie wieder umkehrte, und mit der wahren Abſicht ihres Beſuchs herausrückte. „Um Verzeihung, Herr Doktor, ſagte ſie, noch ein Wort, wenn Sie erlauben; wie ich höre, haben Sie von der ruſſiſchen Kaiſerin für meine Tochter noch weitere zehn Stück Dukaten erhalten, die Sie wahrſcheinlich noch bei Handen haben, und wenn ich bitten dürfte" — „Das iſts alſo, unterbrach ich ſie, warum Ihre Tochter noch nicht geſund iſt? Aber woher weiß Sie denn, fuhr ich fort, daß ich die zehn Stück Dukaten erhalten habe?" — „Von der Madame Beſtelmeier, war ihre Antwort, bei welcher ich als Tagelöhnerin arbeite." „Madame Beſtelmeier, erwiederte ich, hat Ihr die Wahrheit geſagt, aber die zehn Dukaten hat eine andere Perſon erhalten, die des Geſchenks würdiger iſt, als Ihre Tochter, das ſage Sie der Madame Beſtelmeier, und wenn ſie wiſſen will, wer? ſo ſoll ſie nur zu mir kommen, und ich werde es ihr ſagen." Die Frau entfernte ſich, ohne etwas zu erwiedern; allein nach einigen Tagen erhielt ich von dem Bürgermeiſter Binder ein Schreiben, nebſt einem Protokoll, woraus ich erſehen würde, daß ich von der mehr erwähnten Weibsperſon wegen Geldunterſchlagung verklagt worden. Hätte ich den Brief des Staatsraths Ruhl und die von der Tochter der Frau Grattenauer ausgeſtellte Quittung nicht wohl aufgehoben gehabt, ſo wäre ich, weil ich blos durch die Erzählung des Vorgangs auf die Beſchuldigung hätte antworten können, allerdings in einige Verlegenheit gekommen. Aber ich hatte zu meiner Rechtfertigung nichts zu thun, als dem Bürgermeiſter den Brief und die Quittung mitzutheilen. Die Klägerin wurde vorgefordert, Brief und Quittung ihr vorgelegt, ſie wurde mit ihrer Klage abgewieſen, und ich wurde gefragt, welche Genugthuung ich wegen der Injurie verlange? Natürlich verlangte ich keine. Ich wußte, daß Niemand in Nürnberg mich einer ſolchen

Handlung für fähig halte, und das Weibsbild, glaubte ich, ſei genug geſtraft, daß ſie die Dukaten nicht erhalten hatte.

Das dritte erfreuliche Ereigniß war die Anweſenheit des Königs Maximilian in Nürnberg. Es war das erſte mal, daß der König die Stadt mit einem Beſuch beehrte. Er ward mit Jubel empfangen, und dieſen Jubel erwiederte er durch ſeine gewohnte liebreiche Popularität. Die zwei Tage, während welcher er in Nürnberg verweilte, waren Feſttage für die Stadt, ſie waren auch Feſttage für ihn. Sorgenvoll kam er in Nürnberg an, denn er hatte gefürchtet, es möchte in dem Volksgedränge auf dem Wege von Fürth nach Nürnberg ein Unglück geſchehen ſein; aber wie man ihm meldete, daß Alles gut abgelaufen ſei, erheiterte ſich ſein Geſicht, und freudig rief er aus: „Nun bin ich erſt gern in Nürnberg!“ So war es auch. Wie er durch ſeine Herablaſſung und Leutſeligkeit alle Herzen gewann, ſo huldigten ihm auch alle Herzen, und dieſe ungeheuchelte Huldigung wirkte wieder auf ihn zurück. Es war ihm wohl in der Mitte eines ihm ſo herzlich huldigenden Volks, und tief gerührt verſprach er bei'm Abſchied, bald wieder zu kommen. Bei der Aufwartung, welche ihm die höhern Militär- und Civilbeamten, der Magiſtrat und die Gemeinde-Bevollmächtigten, die Geiſtlichkeit ꝛc. bei ſeiner Ankunft machten, grüßte er alle ihm ſchon bekannten Individuen auf das freundlichſte, und unter dieſen war auch ich. Nach der Tafel am folgenden Tag, zu welcher auch ich gezogen worden, unterhielt er ſich lange mit mir über Würzburg, über das Julius-Spital, wie oft er daſſelbe beſucht, mit mir und meinen Schülern in den Krankenzimmern herumgegangen, und als ich auf die Frage, ob nicht auch in Nürnberg eine ſolche Krankenanſtalt einzurichten ſei? mit Ja antwortete, war er ſehr erfreut darüber, und forderte mich auf, dafür zu ſorgen, daß, ſobald als möglich, Hand an das Werk gelegt werde. Ueberhaupt war er ſehr gnädig gegen mich, er erkundigte ſich aufs genaueſte nach meinen Verhältniſſen in Nürnberg, er intereſſierte ſich für Alles, was ich ihm darüber ſagte, ſo wie er nichts vergeſſen hatte, was er von Würzburg her von mir wußte, und man kann ſich denken, wie glücklich mich dieſer neue Beweis ſeiner königlichen Huld machte. — In ſeiner Begleitung befanden ſich unter Andern auch ſein Leibarzt Hartz, und ſein Leibchirurg Winter, die ich bei dieſer Gelegenheit zum erſtenmal ſah. Ich wurde bald näher mit ihnen bekannt, ja vertraut, und dieſe

nähere Bekanntſchaft mit zwei ſchon vorher von mir hochgeſchätzten Männern machte mir die Anweſenheit des Königs um ſo erfreulicher.

Das vierte erfreuliche Ereigniß war die Feier meines Jubiläums im Jahr 1830, die auf eine mir ganz unerwartete Art veranſtaltet wurde. Ueberhaupt kein Freund von beſondern Feierlichkeiten, wie Amts-Jubiläen, ſilbernen und goldenen Hochzeiten u. ſ. w. dachte ich an nichts weniger, als an die Feier meiner funfzigjährigen Praxis, und es war ein bloſer Zufall, der dazu Veranlaſſung gab. Der damalige Präſident der Regierung in Ansbach, Herr von Mieg, hatte mich einige Wochen zuvor, wie er mich bei einem ihm gemachten Beſuch ſo geſund und gutausſehend für mein Alter fand, gefragt, wie lange ich bereits praktiſcher Arzt ſei? Ich antwortete ihm, ohne irgend eine Abſicht bei ſeiner Frage zu vermuthen, daß es am Ende des nächſten Decembers funfzig Jahre ſeien. Er mußte ſich dieſes gemerkt haben, und da er überhaupt ſehr wohlwollend gegen mich geſinnt war, ſo war es mir leicht begreiflich, wie er auf den Gedanken kommen konnte, mir auch bei dieſer Gelegenheit einen Beweis davon zu geben. Der Tag, an welchem ich meine praktiſche Laufbahn begonnen hatte, war der ein und zwanzigſte December, und ehe noch dieſer Tag herangekommen war, wurde ich durch ein Kabinets-Schreiben des Königs Ludwig überraſcht, worin er mir in den gnädigſten Ausdrücken zu meinem funfzigjährigen Jubiläum Glück wünſchte, und mich ſeiner Gnade verſicherte. Dieſes gnädige, dem Tag des Jubiläums zuvoreilende, und mir eben deswegen doppelt ſchätzbare Schreiben des Königs, welcher der Erſte ſein wollte, der mir Glück wünſchte, ließ mich leicht ahnen, daß mir auf Veranlaſſung des Regierungs-Präſidenten von Mieg noch manches andere bereitet ſein könnte. Am ein und zwanzigſten December Vormittags erſchienen zuerſt die beiden Bürgermeiſter der Stadt, welche mir unter Darbringung ihrer Glückwünſche das Diplom eines Ehrenbürgers von Nürnberg überreichten, dann eine Deputation der Nürnberger Aerzte, welche mir ihre Theilnahme an dieſem Ehrentage durch eine ſchöne lateiniſche Denkſchrift bezeigten, hierauf eine Deputation von der Univerſität Erlangen, aus dem damaligen Proréktor und zwei Profeſſoren von der mediciniſchen Fakultät beſtehend, welche mir im Namen der Univerſität Glück wünſchten, und noch an demſelben Tag erhielt ich auch ein von dem Proréktor und ſämmtlichen Profeſſoren der mediciniſchen Fakultät der

Univerſität Würzburg unterzeichnetes höchſt ehrenvolles Schreiben, welchem zum Andenken an meine vormals an derſelben bekleidete Lehrerſtelle ein neues Doktor=Diplom beigelegt war. Wie ſehr ich durch dieſe vielfachen Ehrenbezeugungen erfreut war, brauche ich nicht zu ſagen; aber den Beweis, welchen mir der Regierungs=Präſident von Mieg, welcher dazu Veranlaſſung gab, dadurch von ſeinen wohlwollenden Geſinnungen gegen mich gegeben, ſchätzte ich nicht minder hoch, als alle jene Ehrenbezeugungen, wie ich denn überhaupt nie vergeſſen werde, was ich ihm ſchuldig geworden, als ich in ihm meinen erſten Vorgeſetzten zu verehren das Glück hatte.

Außer dieſen mich beſonders angehenden Ereigniſſen, erlebte ich noch mehrere von allgemeinerem Intereſſe, wie das große Luſtlager zwiſchen Nürnberg und Fürth im Jahr 1824, die mehrmalige Anweſenheit des jetzt regierenden Königs Ludwig in Nürnberg, die Grundſteinlegung zum Denkmal Albrecht Dürers, welcher unter andern Fremden auch mein lieber Jugendfreund Dannecker, und der Ober=Medicinalrath Ringseis, deſſen nähere Bekanntſchaft ich bei dieſer Gelegenheit machte, beiwohnten, die Erbauung des neuen Theaters in Nürnberg, die Gründung der muſterhaften politechniſchen Schule, und deren fortdauerndes erfreuliches Gedeihen unter der Direktion des genialen, raſtloſthätigen Erbürgermeiſters Scharrer, die Einführung des jährlichen großen Nationalfeſtes auf der ſogenannten Peterhaide, ſeit dem Beſuch, mit welchem es im Jahr 1833 der König beehrte, Ludwigsfeld genannt, die Errichtung der Eiſenbahn zwiſchen Nürnberg und Fürth, der erſten in Deutſchland; auch möchte ich als ein ſolches allgemein erfreuliches Ereigniß die große Julius=Revolution im Jahr 1830 nennen, während welcher ich mich gerade in Stuttgart befand, und die Freude darüber zunächſt mit meinen Landsleuten theilte. Allein ich begnüge mich, dieſe Ereigniſſe blos zu nennen, und kehre wieder zu der Geſchichte meines amtlichen Lebens zurück.

Ehe ich aber da fortfahre, wo ich zuletzt ſtehen geblieben, muß ich noch etwas über das Verhältniß ſagen, in welchem ich als Direktor der Krankenanſtalten in Nürnberg zu der Kreis=Regierung in Ansbach ſtand. Ich habe ſchon erwähnt, daß ich meine Berichte und Anträge nicht an den Magiſtrat, ſondern unmittelbar an die Regierung zu machen hatte. So war ich allerdings der Regierung untergeordnet, und dieſer Unterordnung zufolge hatten

das Referat über meine Berichte und Anträge die Kreis-Medicinal-Räthe Geſſner und Kraus. Allein ich hatte bald Gelegenheit, zu bemerken, daß der letztere, als Kreis-Medicinalrath, glaube, ſich über den der Regierung untergeordneten Direktor der Krankenanſtalten etwas herausnehmen zu dürfen, und wirklich herausnahm. So kam er z. B. einſt ganz unvermuthet nach Nürnberg, und inſpicierte, ohne mir vorher etwas davon zu ſagen, die Krankenanſtalten. So veranlaßte er gleich nach ſeiner Zurückkunft von dieſer Inſpektion die Regierung zu dem Beſchluß, einen der Armenärzte zu entlaſſen, weil er bemerkt hatte, daß demſelben ein Stück des Unterkiefers fehle, wodurch ſein Anblick widrig, und der Geruch, den das noch immer offene kariöſe Geſchwür verbreite, ekelhaft ſei. Daß ich, da ſonſt nichts gegen dieſen Armenarzt einzuwenden war, gegen den Beſchluß der Regierung proteſtierte, verſteht ſich von ſelbſt; auch nahm die Regierung, wie zu erwarten war, den Beſchluß ſogleich zurück, und der Armenarzt blieb an ſeiner Stelle. Allein ich begnügte mich nicht mit der erhaltenen Genugthuung in dieſem einzelnen Fall, ich wollte ſeiner Anmaßung überhaupt ein Ende machen, und bat daher die Regierung, ihm das Referat über die Krankenanſtalten abzunehmen, und ſeinem Kollegen Geſſner zu übergeben, von dem ich, als einem eben ſo verſtändigen, ruhigen und billigen Mann, als kenntnißreichen und gewandten Geſchäftsmann, keine ſolche Unbilden zu fürchten hatte, und die Regierung entſprach meiner Bitte. Ueberhaupt muß ich ſagen, daß die Regierung ſich ſtets liberal, wohlwollend, ja zuvorkommend gegen mich bewies, und insbeſondere der damalige Präſident, der Graf von Drechſel, der, wie ſeine beiden Vorgänger, ſich bei jeder Gelegenheit als einen wahren Freund von mir bezeigt hat.

Indeſſen kam ich doch einmal, und zwar gleich im Anfang, in eine unangenehme Kolliſion mit der Regierung, wegen meiner Amts-Adreſſe. Die Reſcripte, die ich von derſelben erhielt, kamen nämlich nicht unter meiner Amts-, ſondern unter meiner Namens-Adreſſe an mich, ich erhielt ſie daher nicht portofrei, und um mir dieſe Ausgabe zu erſparen, bat ich die Regierung, die Reſcripte unter meiner Amts-Adreſſe, nämlich: An die königliche Direktion der Krankenanſtalten in Nürnberg, an mich gelangen zu laſſen. Ob dieſe Adreſſe der Regierung zu vornehm für mich ſchien, weiß ich

nicht, ich weiß blos, daß in einer Sitzung viel darüber debattiert worden, genug, das Reſultat war, daß bei dem nächſten Reſcript, das ich erhielt, die Adreſſe, ſtatt an die Direktion, an die Kommiſſion der Krankenanſtalten, lautete. Außerdem, daß mir die Adreſſe: an die Kommiſſion, ſchon an ſich ſelbſt ſonderbar vorkam, ſo konnte ich mir auch keinen andern Grund denken, warum mir die Regierung die von mir vorgeſchlagene Adreſſe nicht bewilligen wollte, als den oben erwähnten, daß ſie nämlich zu vornehm für meine Stelle ſei. Ich wandte mich daher aufs neue an dieſelbe, und bezog mich auf mein Anſtellungsdekret, in welchem ausdrücklich ausgeſprochen ſei, daß mir die Direktion der Krankenanſtalten in Nürnberg übertragen worden, und daher nichts gegen die von mir vorgeſchlagene Adreſſe eingewendet werden könne, die Regierung müßte ſie denn für zu vornehm für meine Stelle halten, was ſie doch keineswegs ſei, da es nicht blos Regierungs-Direktionen, Policei-Direktionen ꝛc., ſondern auch Fabrik-Direktionen, Theater-Direktionen ꝛc. gebe, welchen die Direktion öffentlicher Krankenanſtalten wenigſtens gleich ſtehe. Gleichwohl fand die Regierung nicht für gut, mir die verlangte Adreſſe zu bewilligen. Ich entſchloß mich daher, um dem Streit auf einmal ein Ende zu machen, mich an das Miniſterium zu wenden, und dieſes bewilligte mir nicht nur meine Bitte wegen der Adreſſe, ſondern es veranlaßte auch den König, mir den Charakter und Rang eines Ober-Medicinalraths beizulegen, wodurch ich nicht nur ähnlicher Kolliſionen mit der Regierung, ſondern auch der Anmaßungen der Kreis-Medicinalräthe überhoben ward.

Nach dieſer Abſchweifung komme ich wieder auf die Geſchichte meines amtlichen Lebens zurück. Ich habe ſchon bemerkt, daß ich mir die Behandlung der Kranken in der in dem Spital zum heiligen Geiſt im Jahr 1812—1823 errichteten Krankenanſtalt ſelbſt vorbehalten hatte. Dieß lag zwar nicht in dem Wirkungskreis, der mir als Direktor der Krankenanſtalten angewieſen war, ich hatte als ſolcher blos die Oberaufſicht über die Krankenanſtalten, und die an denſelben angeſtellten Aerzte zu führen, Vorſchläge zur Verbeſſerung der Anſtalten zu machen, die Beſetzung der erledigten Stellen an denſelben zu begutachten, die Apotheker-Rechnungen zu revidieren, und am Schluß des Etatsjahrs einen allgemeinen Bericht über den Zuſtand der Anſtalten an die Kreis-Regierung zu erſtatten. Der

Grund, warum ich die Behandlung der Kranken in der neu errichteten Krankenanſtalt ſelbſt übernahm, war, theils weil ich mir dadurch eine angenehme Beſchäftigung verſchaffte, theils weil die Anſtellung eines beſoldeten Arztes vor der Hand dadurch unnöthig wurde. Eben deßwegen beſorgte ich auch die Kranken allein, ohne einen Gehülfen, und erleichterte mir das Geſchäft blos dadurch, daß ich die ihr praktiſches Biennium unter meiner Leitung machenden angehenden Aerzte zur Führung der Tagbücher und zu den erforderlichen anderweitigen Schreibereien benutzte. Erſt ſpäter, wie ich älter geworden war, ließ ich mir ein Paar Gehülfen zugeben, wozu ich den D. Merkel und den D. Ziehl, und nach dem Abgang des letztern den D. Lochner vorſchlug. Sie wurden mir von dem Magiſtrat ohne Schwierigkeit bewilligt, und ich hatte alle Urſache, mit der Wahl derſelben zufrieden zu ſein. Durch die Anſtellung dieſer Gehülfen wurden mir meine Geſchäfte in der Anſtalt bedeutend erleichtert; auch hatten ſie ſich bald ſo zu Spitalärzten ausgebildet, daß ich ihnen die Beſorgung derſelben ganz allein überlaſſen konnte, und ſolchergeſtalt nicht nur zur Betreibung meiner Privatpraxis, ſondern auch zu außergewöhnlichen Arbeiten mehr Muße bekam. Zu ſolchen außergewöhnlichen Arbeiten wurde ich häufig aufgefordert, und ſie beſtanden meiſtens in Gutachten über Wahnſinnige und andere Kranke, welche von den Gerichten, von der Kreis-Regierung und von Privatperſonen von mir verlangt wurden. So wurde ich z. B. von dem in Bamberg reſidirenden Herzog Wilhelm zu einem Gutachten über den phyſiſchen und moraliſchen Zuſtand ſeines Sohnes, des Prinzen Pius, ſo ſpäterhin von dem Präſidium der Regierung des Rezat-Kreiſes zu einem Privatgutachten über die Inſtruktion in Betreff der Cholera, welche von dem Miniſterium den Kreis-Medicinalräthen zur Begutachtung vorgelegt worden, aufgefordert. — Mein Gutachten über den Prinzen Pius wurde ungeachtet der freien Sprache, welche ich mir in demſelben erlaubte, nicht nur von ſeinem Vater, ſondern auch von dem königlichen Familienrath wohlgefällig aufgenommen. Meine Vorſchläge hinſichtlich der Behandlung des Prinzen wurden größtentheils genehmigt, und der gute Erfolg hat ihre Zweckmäßigkeit bewährt. — Einen gleich guten Erfolg ſcheint auch das Privatgutachten gehabt zu haben, zu welchem ich über die Inſtruktion, die Cholera betreffend, von dem Präſidium der Kreis-Regierung aufgefor-

dert wurde. Die Inſtruktion war längſt verfaßt, aber ſie ſollte nicht eher bekannt gemacht werden, als bis die Krankheit Baiern näher käme. Dieſer Zeitpunkt war eingetreten, ehe jedoch die Inſtruktion wirklich bekannt gemacht wurde, ſollten erſt die Kreis-Medicinalräthe ihr Gutachten darüber abgeben. Es befand ſich eben damals der Kreis-Medicinalrath Mark von Baireuth in Nürnberg, als jene Aufforderung an die Kreis-Medicinalräthe erging. Er ließ mich das deßhalb an ihn ergangene Reſcript leſen, erkannte, wie ohne Zweifel alle andere Kreis-Medicinalräthe, die Schwierigkeit der Aufgabe, und ich war herzlich froh, daß ich kein Kreis-Medicinalrath mehr war. Ich hatte nämlich die Inſtruktion gelegenheitlich bereits früher geleſen, und hatte ſo vieles gegen ſie einzuwenden gefunden, daß ich mich mit Recht freuen konnte, kein Gutachten über ſie abgeben zu müſſen. Aber meine Freude dauerte nicht lange. Wenige Tage nach der Abreiſe Marks von Nürnberg wurde mir die Inſtruktion von dem Präſidium der Regierung zum Privatgutachten zugeſchickt, und da ich die Aufforderung nicht abweiſen konnte, ſo machte ich mich alsbald über die Inſtruktion her, und ich glaube kaum, mich über irgend einen Gegenſtand offener und freier ausgeſprochen zu haben, als über dieſen. Ob mein Gutachten dem König unmittelbar vorgelegt worden, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß die Inſtruktion, die hernach erſchien, eine ganz andere war, als die ich geleſen und begutachtet hatte. Mehrere der von mir gerügten Vorſchriften waren ganz weggelaſſen, und von den beibehaltenen waren viele ſo modificiert, daß ich meine Einwirkung bei ihrer Umarbeitung nicht verkennen konnte.

Wie zu dieſen und andern dergleichen außergewöhnlichen Arbeiten gab mir, wie ſchon geſagt, die Anſtellung oben genannter Gehülfen auch mehr Muße zur Betreibung meiner Privatpraxis. Allein wie es mir überhaupt nie um große Erweiterung derſelben zu thun war, ſo benutzte ich meine freie Zeit mehr zu wiſſenſchaftlichen Studien, beſonders zu philoſophiſchen und hiſtoriſchen, und ich muß geſtehen, daß das Intereſſe an denſelben die Luſt zur ärztlichen Praxis je länger je mehr bei mir verminderte. Hierzu kam, daß neben den Landärzten, die in der Stadt ihr Weſen trieben, jetzt auch Homöopathen auftraten, und eine nicht unbedeutende Rolle zu ſpielen anfingen. Zwar wußte ich wohl, daß dieſer Unfug nicht lange dauern würde, denn es gehörten, um ihm ein Ende zu machen,

nur einige Todesfälle bedeutender Perſonen dazu, welche, wie die Gräfin von Pückler, die Frau Präſidentin von Dörnberg, die Fürſtin von Thurn und Taxis ꝛc. das Opfer der Homöopathie wurden. Aber es iſt doch höchſt betrübend für einen wiſſenſchaftlichen Arzt, ſeine Kunſt unter einem Publikum auszuüben, wo dieſes Maximum von Charlatanerie ſelbſt unter den höhern, ſo genannten gebildeten Ständen, ſo viele Anhänger fand, und jener Opfer ungeachtet zum Theil noch findet. Indeſſen prakticierte ich doch noch immer fort, und ich konnte es um ſo eher thun, je mehr ſich mit meinen zunehmenden Jahren meine Praxis von ſelbſt verminderte. Schon ſeit längerer Zeit nämlich machte ich keine Beſuche in der Nacht mehr; ſchon dies ſchreckte Viele ab, mich zum Arzt zu wählen, ſo wie es auch ſchon Manche zur Wahl eines jüngern Arztes ſtatt meiner veranlaßt hatte. Aber auch bei Tag wurden mir meine Krankenbeſuche je länger je beſchwerlicher, und ſo ſah ich denn den Zeitpunkt immer näher rücken, wo ich auch dieſe, ohne mir weder ſelbſt einen Vorwurf zu machen, noch einen ſolchen von Andern befürchten zu müſſen, würde einſtellen können, oder vielmehr müſſen.

Allein ich wartete den Eintritt dieſes Zeitpunkts von ſelbſt nicht ab. Ich hatte am elften März 1836 mein ſieben und ſiebenzigſtes Lebensjahr zurückgelegt. Ich fühlte mich zwar für mein hohes Alter geiſtig und körperlich noch ziemlich kräftig, und eine Reiſe im Sommer nach Stuttgart auf dem Eilwagen gab mir davon den Beweis. Allein nun kam auf den ungewöhnlich heißen und trocknen Sommer ſchnell der kühle und regneriſche Herbſt. Dieſer Wechſel hatte, wie gewöhnlich, Krankheiten, gaſtriſche Fieber, ruhrartige Durchfälle, wirkliche Ruhren, Brechruhren ꝛc. zur Folge. Die Kranken häuften ſich, und wie die andern Aerzte, hatte auch ich mehr zu thun, als gewöhnlich. Für einen Mann von meinen Jahren war die Anſtrengung zu groß, ich fühlte, daß ich einer ſolchen Anſtrengung nicht mehr gewachſen war, und bald belehrte mich die Erfahrung darüber. Auch ich wurde von der epidemiſchen Diarrhöe befallen. Ich litt zwar an derſelben nur einige Tage; aber ich war kaum wieder ausgegangen, ſo bekam ich einen Rückfall, die Diarrhöe dauerte, bald ſtärker bald ſchwächer, mehrere Wochen lang fort, ich fühlte mich in hohem Grade entkräftet, das Gefühl der Entkräftung wollte ſich nicht verlieren, und da ich mich ſchon ſeit mehreren Jahren in den Wintermonaten nie ſo wohl, als im Sommer, befunden, ſo konnte

ich leicht vorausſehen, daß ich im bevorſtehenden Winter, wenigſtens als praktiſcher Arzt, nicht mehr würde leiſten können, was man von einem ſolchen fordert. Ich entſchloß mich daher, am Schluſſe des Jahrs meine Praxis aufzugeben, und am erſten Januar 1837 machte ich meinen Entſchluß durch die Zeitungen bekannt.

Schon ehe ich mich zu dieſem Schritt entſchloß, hatte ich mir auch meine amtlichen Geſchäfte auf eine meinem hohen Alter gemäße Art zu erleichtern geſucht, indem ich an den Magiſtrat den Antrag ſtellte, meine beiden Aſſiſtenten Merkel und Lochner zu wirklichen ſelbſtſtändigen Spitalärzten, jenen für die Verſorgungs-, dieſen für die Krankenanſtalt, zu ernennen. Schon als mehrjährige Aſſiſtenten hatten ſie Anſpruch auf dieſe Beförderung, und ihre Geſchicklichkeit, ihr Fleiß, und ihr eben ſo würdiges als humanes Betragen gegen die Kranken gaben ihnen volles Recht dazu. Mein Antrag wurde von dem Magiſtrat ohne Anſtand angenommen, und eben ſo auch von der königlichen Regierung genehmigt. Der Vortheil, den ich von dieſer Beförderung meiner Aſſiſtenten hatte, war, daß ich die Anſtalten nicht mehr alle Tage beſuchen durfte, daß das Ordinieren ihnen überlaſſen wurde, und daß ich nur die Oberaufſicht zu führen hatte. Als ein Mann von ſieben und ſiebenzig Jahren hätte ich zwar als Staatsbeamter meine Verſetzung in den Ruheſtand ſchon längſt fordern können; allein außerdem, daß es gegen meine Grundſätze iſt, dem Staat, ſo lange man ihm noch Dienſte leiſten kann, als Penſionär zur Laſt zu fallen, lag mir auch die Ausführung meiner Plane zu einer beſſern Organiſation der Krankenanſtalten zu ſehr am Herzen, als daß ich mich hätte entſchließen können, eher um meine Penſionierung zu bitten, als bis ich gewiß war, daß es zur Ausführung derſelben entweder gar nicht, oder doch wenigſtens nicht mehr bei meinen Lebzeiten, kommen würde. Ich beſchloß daher, vorerſt blos meine Privatpraxis aufzugeben, und dies geſchah, wie ſchon geſagt, am Anfange des Jahrs 1837. Ich kann nicht läugnen, ich that dieſen Schritt mit ſchwerem Herzen. So viele Familien hatten mir ſeit einer langen Reihe von Jahren ihr Vertrauen geſchenkt, ſie achteten mich nicht nur als Arzt, ſondern ſie liebten mich auch als ihren Freund, und auf einmal ſollten ſie ſich von mir verlaſſen, und den Arzt, den ſie ſonſt ſo vertrauungsvoll zu Hülfe gerufen hatten, gleichgültig gegen ihre Leiden an ihren Häuſern vorübergehen ſehen. — Indeſſen war, wie

ich leicht vorausſehen konnte, der Eindruck, den jene Anzeige machte, nicht überall derſelbe. Manche verdroß mein Entſchluß, und ſie wählten ohne weiteres einen andern Arzt; Viele betrübte er zwar, aber ſie ſahen ein, daß ich als ein Greis von ſieben und ſiebenzig Jahren recht gethan, meine Privatpraxis aufzugeben, und beruhigten ſich damit, daß ich bei jener Bekanntmachung erklärt hatte, den Hausärzten, die ſie wählen würden, in allen wichtigen Fällen mit meinem Rath beizuſtehen; Andere endlich nahmen von meinem Entſchluß gar keine Notiz, ſie beſchickten mich nach wie vor, wenn Jemand in ihrer Familie erkrankte, ja ich wurde ſogar von Familien gerufen, deren Arzt ich zuvor nie geweſen. So war es denn im Ganzen eben ſo gut, als ob ich meine Praxis nicht aufgegeben hätte, und ich ſah wohl ein, daß ich mich von derſelben nicht eher würde losmachen können, als bis ich von Nürnberg ſelbſt wegzöge.

Hiezu fand ich nun in der Beförderung meines Schwiegerſohns zum Poſtverwalter in Nördlingen eine Aufforderung, die mir zu keiner Zeit hätte gelegener kommen können. Allein ich konnte mich nicht entſchließen, derſelben zu entſprechen, weil eben jetzt auch der Zeitpunkt zur Ausführung meiner Plane wegen der Krankenanſtalten ganz nahe ſchien.

Ich habe nämlich bereits oben geſagt, wie viel ich von dem neu gewählten Bürgermeiſter Merkel in Betreff der Erbauung des längſt projektierten allgemeinen Krankenhauſes erwartete. Er hatte meine Erwartung nicht getäuſcht. Gleich nach dem Antritt ſeines Bürgermeiſteramts hatte er die Recherchierung der Mittel zur Ausführung des Unternehmens zu einem Hauptgegenſtand ſeiner Thätigkeit gemacht, und das Ergebniß dieſer Recherchen war, wie er mich verſicherte, ſo befriedigend, daß an der wirklichen Ausführung um ſo weniger zu zweifeln war, da jetzt der größte Theil des Magiſtrats und der Gemeinde-Bevollmächtigten günſtiger für die Sache geſtimmt ſchien, als vormals. Es kam daher blos auf den förmlichen Beſchluß des Magiſtrats an, und auch dazu war bereits Alles nach der Verſicherung des erſten Bürgermeiſters Binder, der ſich das Referat über dieſen auch ihm höchſt wichtigen Gegenſtand ſelbſt vorbehalten hatte, ſo vorbereitet, daß es ſich blos noch von der Entſcheidung der Vorfrage handelte, wo das Krankenhaus erbaut werden ſoll, ob auf dem vor acht Jahren dazu erkauften Platz außerhalb der Stadt, oder innerhalb der Stadt auf der von der Pegnitz gebildeten

Inſel, auf welcher das Spital zum heiligen Geiſt ſteht. Das Kollegium der Gemeinde-Bevollmächtigten ſtimmte für den letztern Platz, und wirklich ſprachen auch für die Wahl deſſelben ſo viele Gründe, daß auch ich dafür ſtimmte, vorausgeſetzt, daß der Platz für ein Krankenhaus, das allen an ein ſolches zu machenden Anforderungen entſprechen ſollte, Raum genug gewähre. Dies mußte nun näher unterſucht werden. Der Magiſtrat ließ den Platz durch den ſtädtiſchen Baurath ausmeſſen, und nachdem ich ihm meine Ideen über die Einrichtung des Krankenhauſes mitgetheilt hatte, verfertigte er vorläufig einen Riß zu dem aufzubauenden Gebäude. Allein leider fand ſich nicht nur der Raum viel zu klein, ſondern es zeigte ſich auch, daß ſich die Baukoſten viel höher belaufen würden, als man vermuthen konnte. Es blieb alſo, da auch ſonſt in der Stadt kein anderer ſchicklicher Platz für das Gebäude vorhanden war, nichts übrig, als ſich für den ſchon vor acht Jahren dazu auserſehenen und angekauften Platz außerhalb der Stadt zu entſcheiden. Die Haupteinwendung, welche ich gegen die Wahl dieſes Platzes zu machen hatte, war, daß es an demſelben an der erforderlichen Menge Waſſer fehlen möchte. Allein, wie man mich von allen Seiten her verſicherte, ſollte dies keineswegs der Fall ſein, und wirklich zeigte ſich auch bei näherer Unterſuchung kein Mangel an Waſſer, weder an dem Platz ſelbſt, noch in der Umgegend. Ich ſchlug alſo vor, bei der Wahl dieſes Platzes zu bleiben, und die größern Koſten, welche hier die Aufführung des Gebäudes verurſachen würde, nicht zu ſcheuen, da es nicht blos um die Befriedigung eines Bedürfniſſes zu thun ſei, welcher nicht länger ausgewichen werden könne, ſondern daß es auch die Ehre der Stadt fordere, nicht länger hinter andern, viel kleinern Städten, als Nürnberg hierin zurückzubleiben.

Dieſen Vorſchlag machte ich im Monat December 1836. Allein der Januar, der Februar, der März des folgenden Jahrs vergingen, ohne daß irgend etwas weiteres in der Sache geſchah. Der magiſtratiſche Beſchluß wurde von einer Woche zur andern hinausgeſchoben. Der erſte Bürgermeiſter konnte, wie er ſagte, wegen zu vieler anderweitiger Arbeiten mit Abfaſſung ſeines Vortrags nicht fertig werden, der zweite wollte, diplomatiſch bedenklich, das Referat dem erſten nicht abnehmen, und ſo kam es denn ganz natürlich nicht zu der längſt verheißenen und von mir täglich erwarteten Sitzung, in welcher die Erbauung des neuen Krankenhauſes beſchloſſen werden

ſollte. Nun war ich zwar überzeugt, das neue Krankenhaus werde früher oder ſpäter gebaut werden müſſen, weil das immer dringender werdende Bedürfniß dazu nöthige. Allein nach ſo vielen und mancherlei Verzögerungen, die ich bereits erlebt hatte, mußte ich fürchten, daß immer wieder neue eintreten würden, und wie ſehr ich auch dieſe Furcht zu bekämpfen ſuchte, ſo ſchlug doch der Gedanke, daß ich, wie raſch es auch nach einmal gefaßtem Beſchluß des Magiſtrats, und nach Beſtätigung deſſelben von der Kreis-Regierung in Ansbach und dem Miniſterium in München, mit der Ausführung vorwärts gehen möchte, doch weder bei dem Bau des Krankenhauſes thätig mitwirken, noch viel weniger die Direktion deſſelben in der Folge würde übernehmen können, meine Hoffnung immer wieder aufs neue nieder. Zur Erbauung des Krankenhauſes mußte ich wenigſtens einen Zeitraum von vier bis fünf Jahren rechnen, bis zur Vollendung des Baues und ſeiner Einrichtung wäre ich einige achtzig Jahre alt geworden, und in dieſem hohen Alter — wie hätte ich wohl hoffen können, die Direktion deſſelben mehr zu übernehmen? Es wäre thöricht geweſen, wenn ich dieſe Hoffnung nicht aufgegeben hätte. Ich mußte mich begnügen, den Plan zu dem Krankenhauſe entworfen zu haben, die Mitwirkung bei der Aufführung des Baues, die Einrichtung des Hauſes, und die Direktion der Anſtalt mußte ich einem jüngern Mann überlaſſen, und Alles, was ich hätte leiſten können, wäre geweſen, ihn dabei zu unterſtützen, wenn er anders dieſe Unterſtützung ſich würde haben gefallen laſſen. Ich bat daher bei der Regierung um meine Verſetzung in den Ruheſtand, und höchſt ehrenvoll wurde mir meine Bitte von dem König bewilligt. — Daß auch dieſer Schritt großes Aufſehen in der Stadt machte, läßt ſich denken. Aber dies kümmerte mich nun nicht mehr, und ich war froh, daß ich dieſen wichtigen Schritt endlich gethan hatte. Mehr, als fünfzig Jahre, hatte ich größtentheils für Andere gelebt, es war mir nicht zu verdenken, wenn ich auch noch einige Jahre für mich leben wollte. Schon dies ließ mich jenen Schritt nicht gereuen; dann hatte ich ſchon längſt bei mir beſchloſſen, und es auch da und dort laut ausgeſprochen, daß, wenn es nicht bald mit der Herſtellung des neuen Krankenhauſes Ernſt werden würde, ich nichts mehr damit zu ſchaffen haben wolle, der Aerger über die lange Verzögerung befeſtigte mich in meinem Entſchluß, und der Gedanke, die unerwartete Niederlegung meiner Stelle könnte vielleicht zur Be-

ſchleunigung des magiſtratiſchen Beſchluſſes indirekt mehr thun, als alle meine bisherigen ſo oft vergebens wiederholten direkten Anregungen, beſtimmte mich zu ſeiner Ausführung. Ich dachte nämlich, der Magiſtrat werde entweder die Niederlegung meiner Stelle als die Wirkung meines Aergers anſehen, und mir zum Trotze gleich nach meiner Entlaſſung Hand an das Werk legen, oder er werde, beſſer von mir denkend, und einſehend, daß er meine Mitwirkung dabei nicht entbehren könne, noch während meiner Anweſenheit in Nürnberg den ſo lange verzögerten definitiven Beſchluß faſſen. Wahrſcheinlicher, als das erſte, ſchien mir das letzte, und was ich vermuthete, geſchah. Die unerwartete Niederlegung meiner Stelle war ein neuer Antrieb für den erſten Bürgermeiſter, ſeinen Vortrag über die Errichtung des neuen Krankenhauſes zu beſchleunigen. Wenige Tage, nachdem meine Entlaſſung bekannt geworden, bildete er ein aus dem zweiten Bürgermeiſter, einigen Mitgliedern des Magiſtrats und der Gemeinde-Bevollmächtigten, dem königlichen Stadt-Kommiſſär, dem königlichen Stadtgerichtsarzt und mir beſtehendes Komite, der Tag der Sitzung wurde anberaumt, das Komite hatte ſich eingefunden, der vorſitzende erſte Bürgermeiſter hielt einen eben ſo umfaſſenden als gründlichen Vortrag über den Gegenſtand, alle Glieder des Komite ſtimmten ihm bei, die Erbauung des Krankenhauſes wurde einſtimmig beſchloſſen und ich hatte die Freude, wenigſtens den Hauptſchritt zur Ausführung meines Plans gethan zu ſehen. Hätte ich meine Stelle nicht niedergelegt, ſo wäre allem Anſehen nach dieſer Schritt viel ſpäter, vielleicht gar nicht gethan worden, und ſo kann ich wohl ſagen, was mir zuvor in einer langen Reihe von Jahren direkt nicht gelang, iſt mir endlich indirekt in einer einzigen Sitzung von einigen Stunden gelungen. Und ſo hatte ich nun das Ziel, nach welchem ich ſo lange ſtrebte, wenigſtens ſo weit erreicht, als ich es erreichen konnte. Ich konnte mir wegen zu frühzeitigen Abtritts von meinem Amt keinen Vorwurf machen, ich konnte Nürnberg getroſt verlaſſen, und was mich über meinen Abgang noch mehr beruhigte, war, daß mich der Magiſtrat in einem an mich erlaſſenen ſehr ehrenvollen Schreiben aufforderte, auch aus der Ferne zum Beſten der Krankenanſtalten fortzuwirken.

Endlich kann ich nicht läugnen, daß ich die wenigen Jahre, die mir vielleicht noch zu leben vergönnt ſind, in dem Schooße meiner Familie zuzubringen wünſchte. Ein Greis von acht und ſiebenzig

Jahren iſt getrennt von den Seinigen übel daran. So viele Freunde er auch haben mag, ſteht er doch allein, es fehlt ihm an tauſend Dingen, die ihm nur die Seinigen gewähren können, und wenn er vollends kränklich wird, ſo iſt er doch bei aller Hülfe, die ihm ſeine Freunde leiſten mögen, verlaſſen, und das Gefühl, allein zu ſein, macht ihn bei aller Reſignation, deren er fähig iſt, unglücklich. Je näher die Abreiſe meiner Familie herbei kam, deſto tiefer fühlte ich dies, und wenn ich zuvor minder feſt entſchloſſen war, Nürnberg zu verlaſſen, und mit meiner Familie nach Nördlingen zu ziehen, ſo war ich es jetzt deſto feſter. So Vieles mir auch Nürnberg werth gemacht hatte, die vielen Jahre, die ich dort verlebt, die vielen Freunde, die ich mir erworben, die allgemeine Achtung, in der ich bei dem Publikum ſtand, und noch ſo vieles Andere, ſo fiel mir doch der Abſchied von der alten ehrwürdigen Stadt nicht ſo ſchwer, als ich gefürchtet hatte. Der Gedanke, bei den Meinigen zu bleiben, und in ihrem Kreiſe den Reſt meines Lebens, meiner ſelbſt genießend, zuzubringen, überwog jeden andern Gedanken, und ohne meinen Entſchluß zu bereuen, zog ich mit meiner Familie nach Nördlingen, wohin mein Schwiegerſohn ſchon vor einigen Monaten vorausgegangen war, und unſere Ankunft mit Sehnſucht erwartete.

Fünftes Buch.

Es war ein regnerischer unfreundlicher Tag, dergleichen man ſelten im Monat Mai erlebt, an welchem ich mit meiner Tochter und ihren Kindern von Nürnberg abreiſte. Wir konnten die Schönheit der Gegend, in welcher Nördlingen liegt, mehr ahnen als ſehen, und eben ſo raubte uns auch der anhaltende Regen den Ueberblick der vielen wohlbevölkerten Dörfer in der Umgegend. Erſt in Oettingen, wo wir Mittag hielten, heiterte der Himmel ſich etwas auf, und Abends um fünf Uhr kamen wir glücklich in unſerem neuen Wohnort an. Das Haus, welches wir gemiethet hatten, gewährte zwar von außen wegen der Ungleichheit ſeines Daches, und ſeines weißen, mit dem Dunkelroth der Fenſtereinfaſſungen und Stockabtheilungen grell abſtechenden Anſtriches keinen ſonderlich erfreulichen Anblick; aber es ſteht an einem freien Platz zunächſt der großen ſchönen gothiſchen Kirche, ſeine größere Front gegen Morgen, die kleinere gegen Mittag gerichtet, und wenn uns ſchon dieſe Lage mit dem Ungefälligen ſeines Aeußern verſöhnte, ſo ließ uns ſeine bequeme innere Einrichtung ganz darüber wegſehen. Hierzu kam, daß wir es, was uns beſonders lieb war, allein bewohnten, und daß uns auch das Gärtchen am Haus überlaſſen war, was wir ebenfalls, vorzüglich um der Kinder willen, hoch anzuſchlagen hatten.

Schon dieſe Annehmlichkeiten unſerer neuen Wohnung minderten die mancherlei unangenehmen Gefühle, mit welchen wir Nürnberg verließen, um Vieles, und nach dem, was wir zuvor ſchon Gutes von Nördlingen gehört hatten, durften wir hoffen, daß wir Nürnberg, trotz ſeiner vielen Vorzüge vor Nördlingen, je länger je weniger vermiſſen würden. Dieſe Hoffnung hatte vorzüglich ich, denn außerdem, daß ich längſt ſchon beinahe ein Fremdling in Nürnberg geworden war, indem ich ſchon ſeit mehreren Jahren ſelten mehr eine größere Geſellſchaft beſuchte, und mich faſt allein auf den Umgang mit meinen nähern Freunden und Bekannten, und auf den Betrieb meiner Geſchäfte beſchränkte, hatte auch die Veränderung meiner Lage ſelbſt ſo viel Erfreuliches für mich, daß ich das Angenehme

meiner frühern in Nürnberg leicht verſchmerzen konnte, und ich darf wohl ſagen, wirklich verſchmerzte. Ich war mit meiner Familie zuſammen geblieben, ich durfte nicht einſam und verlaſſen unter fremden Menſchen leben, ich konnte der Liebe und Treue meiner Nürnberger Freunde gewiß ſein, wie ſie der meinigen, ich hatte nicht mehr mit den Widerwärtigkeiten meines Berufs zu kämpfen, ich war aus einem Sklaven deſſelben ein freier Mann geworden, und den Reſt meines größtentheils Andern gewidmeten Lebens durfte ich mir ſelbſt leben. Zwar war ich in Nürnberg ſowohl als praktiſcher Arzt, als auch als königlicher Staatsbeamter, viel beſſer daran, als alle meine Kollegen. Als praktiſcher Arzt war ich nicht an die Praxis gebunden, denn ich mußte nicht von ihr leben, ich konnte nach Muße prakticieren. Als Staatsbeamter genoß ich der mir als ſolchem gebührenden Achtung, und ſo war allerdings meine Lage viel glücklicher, als die Lage aller meiner Mitärzte. Aber nichtsdeſtoweniger fand ich doch gar Vieles, was mir nicht nur mein praktiſches Leben, ſondern auch meine amtliche Stelle verbitterte. Allen Widerwärtigkeiten war ich durch meinen Abgang von Nürnberg mit einemmal entgangen; ich konnte, nachdem ich Nürnberg im Rücken hatte, freier athmen, und ſchon in den erſten Tagen nach meiner Ankunft in Nördlingen ward es mir klar, daß ich durch die Veränderung meiner Lage mehr gewonnen, als verloren hatte. Zwar entging mir durch den Verluſt meiner Privatpraxis in Nürnberg ein nicht unbedeutender Theil meines Einkommens, allein bei meiner anſehnlichen Penſion, und bei meinen ungleich geringern Ausgaben in Nördlingen konnte ich jene Mehreinnahme leicht miſſen, ja da ich mich überhaupt nicht aus Intereſſe in eine Privatpraxis in Nürnberg eingelaſſen hatte, ſo kommt jener Verluſt an Einkommen in keinen Betracht gegen die Vortheile, welche ich mir von der Unabhängigkeit meiner Lage in Nördlingen zu verſprechen hatte, und welche mir auch im reichen Maße zu Theil wurden, wie die nun folgende Geſchichte meines Aufenthalts daſelbſt ausführlicher zeigen wird.

In den erſten vierzehn Tagen hielt mich theils die Beſchäftigung mit meiner häuslichen Einrichtung, theils das ſchlechte Wetter zu Hauſe. Allein ſo wie ich mit jener fertig, und dieſes beſſer geworden war, war mein erſtes, mich in der Stadt umzuſehen, in welcher ich künftig wohnen ſollte, und ihre Umgegend kennen zu lernen, von deren Schönheit und Fruchtbarkeit ich früher ſchon vieles gehört hatte.

Von der Stadt, als einer ehemaligen Reichsſtadt, verſprach ich mir, wie leicht zu erachten, nicht ſonderlich viel. Ich dachte mir ſie als ein kleines Städtchen, mit altväteriſchen Häuſern, finſtern und ſchmutzigen Straßen, und noch ſchmutzigern Nebengäßchen. Allein ich fand Alles viel beſſer. Die Stadt hat einen größern Umfang, als ich vermuthete. Die Häuſer ſind größtentheils gut gebaut, mehrere wirklich ſchön, es giebt mehrere freie Plätze in der Stadt, die Hauptſtraßen haben die gehörige Breite, nur das Pflaſter könnte beſſer ſein, auch ſind mehrere Straßen, ſelbſt Hauptſtraßen, nicht gepflaſtert, ſondern blos chauſſiert, daher bei ſchlechtem Wetter ſchmutzig, und überdies nicht gehörig rein gehalten. Dagegen zieht ſich um die ganze Stadt ein bedeckter Gang, in welchem man auch bei dem ſchlechteſten Wetter ſpazieren gehen kann. Die Stadt iſt überall von Gärten umgeben, größtentheils jedoch von Baum- und Grasgärten, weil die Gemüße in dem leimigen Boden weniger gut gerathen, als das Obſt. Schon dieſe vielen Gärten, die Geſundheit und Schönheit der Bäume und der üppige Graswuchs, beſonders in dem Stadtgraben, machen die Umgebung der Stadt ſehr anmuthig; aber dieſe nächſte Umgebung der Stadt kommt in keinen Vergleich mit der weiten, fruchtbaren und reich bevölkerten Ebene, auf welcher die Stadt liegt, und welche an Schönheit auch den ſchönſten Gegenden in Deutſchland nicht nachſtehen würde, wenn es ihr nicht an Bäumen, zumal an kleinen Waldpartien, wodurch ſie mehr Abwechſelung, und an einem Fluß mit ſchönen Ufern fehlte, wodurch ſie mehr Leben erhielte. Nach allen Richtungen hat man eine gleich ſchöne Ausſicht ſchon von der Ebene aus, und noch mehr von den Anhöhen, zu welchen ſie ſich da und dort erhebt, vorzüglich aber von dem hohen Stadtkirchthurm, und dem Felſen in dem eine kleine Stunde von Nördlingen gelegenen Wallerſtein, wo man beinahe das ganze Rieß überſieht, und ſchon mit bloſen Augen gegen hundert, theils größere theils kleinere Dörfer zählt. Von dieſen Dörfern habe ich, ſobald ich mich in der Stadt umgeſehen hatte, mehrere beſucht, und gefunden, daß ſie faſt durchaus wohl gebaut, reich bevölkert, und von fleißigen, heitern Menſchen, und, wie ich hörte, auch vielen wohlhabenden Familien bewohnt ſind. Da ich jetzt mehr Zeit zu ſolchen Exkurſionen hatte, als in Nürnberg, ſo machte ich ſie auch häufiger, und nie kehrte ich von einer zurück, ohne mich zu freuen, in einer Stadt zu leben, die zwar, als Stadt,

Nürnberg weit nachſteht, aber in Rückſicht auf die Schönheit der Gegend, in welcher ſie liegt, Nürnberg wenigſtens gleichkommt.

Aber ſo wie überhaupt an jedem Ort in der Welt die Menſchen das Intereſſanteſte ſind, ſo intereſſierten auch mich mehr, als die Stadt und ihre Umgebungen, die Menſchen, mit denen ich an meinem neuen Aufenthaltsort leben ſollte, und ich begann daher gleichzeitig mit der Beſichtigung der Stadt meine Beſuche, zuerſt bei denjenigen Perſonen, die ich ſchon früher kannte, dann bei denen, die ich kennen zu lernen wünſchte, in der Hoffnung, bald in nähere Berührung mit ihnen zu kommen, indem einem geſelligen Menſchen nichts einen Ort, er ſei welcher er will, angenehmer machen kann, als die nähere Berührung, in welche er mit guten, verſtändigen und gebildeten Menſchen kommt.

Der erſte dieſer Beſuche war der, welchen ich dem fürſtlich Wallerſteiniſchen Domänen-Direktor Ritter in Wallerſtein machte. Er war früher Hof-Intendant der verwittweten Herzogin Ludwig von Würtenberg, und ich ſah ihn zum erſtenmal in dem Schloß Winnenthal vier Stunden von Ludwigsburg, dem Wittwenſitz der Herzogin, aus Gelegenheit einer Krankheit der Herzogin, deren Arzt ich ſchon in Ludwigsburg nach dem Tod ihres Gemahls geweſen war. Da ich dieſelbe öfter beſuchen mußte, ſo lernte ich auch ihren Intendanten näher kennen, ich kam bald in ein freundſchaftliches Verhältniß mit ihm, und ſo lange wir uns auch nicht geſehen hatten, ſo erneuerte ſich daſſelbe ſogleich bei unſerem Wiederſehen in Wallerſtein. Ich traf ihn in ſeinem freundlichen, wohl gebauten, trefflich eingerichteten Haus, beſah den daran ſtoßenden Garten mit ſeiner niedlichen engliſchen Anlage, und bei einem Glas Nierenſteiner erinnerten wir uns unſerer frühern Bekanntſchaft nicht nur auf das lebhafteſte wieder, ſondern es kamen auch einzelne Vorfälle zur Sprache, von welchen ich nur einen erzählen will, und zu welchem eben jene Krankheit der Herzogin Veranlaſſung gab. Die Herzogin lag bedeutend krank an einem Gallenfieber. Es war im Herbſt, der Weg weit, das Wetter ſchlecht, die Reiſeauslagen, die ich zu machen hatte, beliefen ſich auf eine beträchtliche Summe, die Korreſpondenz mit der Hofdame, die nicht deutſch konnte, mußte in franzöſiſcher Sprache, in welcher ich eben ſo wenig gut ſchreiben, als ich ſie fertig ſprechen konnte, geführt werden. Nach einigen Wochen war die Herzogin glücklich wiederhergeſtellt, und es

war natürlich, daß ich auch eine meinem Verdienſt um ſie angemeſſene Belohnung erwartete. Aber ich erhielt nicht mehr, als hundert Reichsthaler, eine Summe, von welcher beinahe ſchon ein Drittheil für meine Auslagen abging, und mit dem Reſt hielt ich mich für die Mühe, die ich mir mit ihr gab, für den Verluſt der Zeit, die mir die vielen Beſuche in Winnenthal wegnahmen, für die Verſäumniſſe in Ludwigsburg, und die Beſchwerlichkeit meiner franzöſiſchen Korreſpondenz, für nichts weniger als fürſtlich belohnt. Ich ſchrieb daher an Ritter, welcher mir auf Befehl der Herzogin jene Summe zugeſchickt hatte, daß ich mit dieſer unverhältnißmäßigen Belohnung nicht zufrieden ſein könne, daß zwar die Summe an ſich nicht gering ſei, daß aber auch wohlhabende bürgerliche Perſonen den Arzt nicht ſelten eben ſo gut bezahlten, daß die Reichen für die Armen bezahlen müſſen, und daß die Frau Herzogin nicht vergeſſen dürfe, daß ich ſie durch Herſtellung von einer ſchweren lebensgefährlichen Krankheit aufs neue in den Beſitz ihrer irdiſchen Herrlichkeit eingeſetzt habe. Das war freilich eine große Impertinenz, und ich fürchtete, die Herzogin würde mir dieſelbe nicht nur im höchſten Grad übel nehmen, ſondern auch bei dem Herzog ſich über den impertinenten Arzt beſchweren. Allein ſie that wenigſtens das letztere nicht, und ohne ſich über mein Benehmen zu äußern, ließ ſie mir die oben angegebene Summe verdoppelt durch Ritter zuſtellen. Ritter erinnerte ſich dieſes Vorgangs noch ganz genau, und verſicherte mich, daß die Herzogin gewiß nicht aus Geiz mich ſo ſchlecht honorierte, ſondern blos, weil ſie nicht gewußt habe, was ſich in ſolchen Fällen gebühre, daß ſie nichts weniger als geizig, ſondern im Gegentheil ſehr oft zu freigebig geweſen, während ſie am unrechten Ort ſparte. Mich freute dieſe Belehrung wegen ihres Geizes, von dem ich zu ihren Lebzeiten ſo viel ſagen hörte, um ſo mehr, da ſie wegen ſo vieler anderer guter Eigenſchaften allgemein gerühmt wurde. — Wenige Tage nach meinem Beſuch in Wallerſtein machte mir Ritter ſeinen Gegenbeſuch in Nördlingen, wo wir nicht minder vergnügt beiſammen waren; aber eine Reiſe, die er in die Rheingegenden machte, unterbrach drei Monate lang unſere erneuerte Verbindung. Nach ſeiner Zurückkunft ſahen wir uns ſowohl in Nördlingen als in Wallerſtein öfter, weil wir beide als penſionierte Beamte keine bindende Geſchäfte mehr hatten, und immer war ich vergnügt in

ſeiner Geſellſchaft, nicht nur weil er ein eben ſo gebildeter als geſcheidter Mann iſt, ſondern auch weil er mir aus dem Schatz ſeiner Erfahrungen, beſonders in Betreff des Würtenbergiſchen Hofes, manches mittheilte, was ich zuvor nicht wußte.

Ein anderer alter Bekannter, den ich aufſuchte, war ein Baron von Welden, den ich bereits vor vielen Jahren in Ansbach kennen gelernt hatte. Er war vormals Eichſtädtiſcher Beamter, nach dem Uebergang des Fürſtenthums an Baiern wurde er penſioniert, lebte zuerſt in Ansbach, und zog dann nach Klein-Nördlingen, einem eine halbe Stunde von Nördlingen entfernten Dorf, wo er ein nicht unbedeutendes Anweſen beſitzt. Auch mit ihm wieder zuſammen zu kommen, war mir ſehr erfreulich, denn er iſt ein Mann von geſundem Verſtand, und dem beſten Herzen, redlich, gefällig und zuvorkommend dienſtfertig. — Nicht minder erfreulich war mir auch die erneuerte Bekanntſchaft mit ſeiner Gemahlin, welche ich in Ansbach als Freundin der Gräfin von Thurheim öfter, als ihn, zu ſehen Gelegenheit hatte. Sie war damals eine der ſchönſten Frauen in Ansbach, und man ſieht ihr noch wenig an, daß ſie älter geworden. Auch beſitzt ſie noch dieſelbe Lebendigkeit und Munterkeit, welche ſie in Ansbach ſo liebenswürdig machten, und was ſich mit den Jahren noch weniger verliert als Schönheit, ſie iſt noch dieſelbe geiſtreiche Frau, für die ſie in Ansbach allgemein bekannt war. Sie hat eine noch unverheurathete Tochter bei ſich, die, wenn ſie auch ihrer Mutter an Schönheit nicht gleicht, doch durch ihren Verſtand und ihre Bildung beweiſt, daß ſie die Tochter einer ſolchen Mutter iſt. Schon das Angenehme des Umgangs mit einer ſolchen Familie lockte mich öfter nach Klein-Nördlingen, aber auch der zunächſt an dem Wohnhaus gelegene große und ſchöne Garten, ob ihn gleich der Beſitzer an einen Wirth verpachtet, und der Wirth ihn zu einem öffentlichen Geſellſchaftsplatz gemacht hat, zog mich oft dahin, theils weil ich keinen Fehlgang machte, wenn die von Weldenſche Familie nicht zu Hauſe war, theils weil der Garten groß genug iſt, um ſich von der größern Geſellſchaft abſondern zu können, wenn man allein ſein will.

Außer den eben genannten, fand ich ſonſt keine alte Bekannte, weder in der Stadt ſelbſt noch in der Nachbarſchaft, aber um ſo zahlreicher waren die neuen Bekanntſchaften, die ich machte, und ich freute mich derſelben um ſo mehr, da ich unter beiden Ge-

ſchlechtern wirklich mehrere Perſonen fand, mit welchen ich in eine nähere Verbindung zu kommen wünſchen konnte, als ich vermuthete. Nächſt unſerem Hausherrn, dem Rath und Kaufmann Weimann, unſerem nächſten Nachbar, zähle ich dazu von den Geiſtlichen der Stadt den Dekan Beck, die Stadtpfarrer Weng, Günther und Jordan, und den katholiſchen Pfarrer Zipfel, dann den Landrichter Pölzel, den Rentbeamten Ammon, den Bürgermeiſter Doppelmeier, die beiden Advokaten von Sieger und Gös, den Rektor Hirſchmann, den Subrektor von Löffelholz, und den Landgerichtsarzt Böhm.

Die Geiſtlichen ſind durchaus aufgeklärte Männer. Aber es würde zu weitläuftig ſein, jeden der genannten Geiſtlichen einzeln zu ſchildern, es iſt genug, wenn ich ſage, daß ich ſie insgeſammt als Männer kennen lernte, in deren Mitte zu leben, Jedem, der ſolche Männer zu ſchätzen weiß, erfreulich ſein muß.

Eben ſo enthalte ich mich auch einer nähern Schilderung unſeres wackern Hausherrn Weimann, des ſich in allem ſeinem Thun als einen ſehr braven Mann darſtellenden Landrichters Pölzel, des in der Preußiſchen Schule gebildeten, geſchäftsgewandten Rentbeamten Ammon, des gutmüthigen, redlichen, und auch wegen ſeines Kunſtſinnes achtbaren Bürgermeiſters Doppelmeier, der beiden wegen ihrer Rechtlichkeit und Geſchicklichkeit gleich geſchätzten Advokaten von Sieger und Gös, des ſprachgelehrten wackern Rektors Hirſchmann, des geſchickten fleißigen und liebenswürdigen Subrektors von Löffelholz, und noch mehrerer Anderer; nur von meinem Kollegen, dem Landgerichtsarzt Böhm, muß ich einige Worte mehr ſagen.

Er iſt noch ein ganz junger Mann, und was mir mein Schwiegerſohn, der ihn ſchon früher kennen gelernt hatte, von ihm ſagte, fand ich gleich bei der erſten Unterredung mit ihm vollkommen beſtätigt. Nicht, wie die meiſten jüngern Aerzte, geht er auf den Erwerb einer ausgebreiteten Praxis aus, er lieſt und ſtudiert auch noch fleißig, und wie er ſchon von der Univerſität aus reich an wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen war, ſo vermehrt er ſie nicht nur durch ſeine fortgeſetzten Studien noch täglich, ſondern er weiß ſie auch zu ſeiner weitern Ausbildung zum praktiſchen Arzt zu benutzen, was ihm um ſo beſſer gelingt, da er ſchon von Natur ausgezeichnete praktiſche Talente beſitzt. Solche jüngere Aerzte, beſonders wenn ſie auch ein

ſo einnehmendes Aeußere haben, wie er, gelangen bald zu einer ausgebreiteten Praxis, ohne daß ſie nöthig haben, dazu Wege einzuſchlagen, die, wie ſie ſelbſt, auch den ärztlichen Stand entehren. Die Praxis macht ſich bei ihnen von ſelbſt, und wirklich iſt Böhm ſowohl in der Stadt, als außerhalb derſelben, ſelbſt in weit entlegenen Ortſchaften als Arzt und Chirurg, denn er iſt auch ein gleich ausgezeichneter Chirurg, ſo geſucht und beliebt, daß er ſelten zu Hauſe zu treffen, und wenn es ſo fortgeht, zu beſorgen iſt, er werde die Auſtrengungen und Strapazen nicht in die Länge aushalten können. Aber nicht minder achtungswürdig, als Arzt, iſt er auch als Menſch, indem man ſelten einen ſo theilnehmenden, gewiſſenhaften und uneigennützigen Arzt findet, als er iſt.

Von den Damen, deren Bekanntſchaft ich in Nördlingen machte, kann ich weniger ſagen, als von den Männern, theils weil man ſie nicht ſo leicht und ſchnell kennen lernt, als dieſe, theils weil ſie mich als einen Greis von acht und ſiebenzig Jahren nicht mehr in dem Grade intereſſierten, als in meinen jüngern Jahren. Ich gefiel mir zwar immer noch wohl in ihrer Geſellſchaft, zumal wenn ich mit geiſtreichen und gebildeten zuſammen kam, auch hatte ihre Schönheit ihren Reiz noch nicht für mich verloren. Allein da ich in der letztern Zeit überhaupt ſeltener Geſellſchaften beſuchte, ſo kam ich noch ſeltener in Damengeſellſchaften, und eben ſo ſelten beſuchte ich ſie auch zu Hauſe, theils weil mich die Beſuche bei ihnen genierten, theils weil ich nicht eitel genug war, mir einzubilden, ſie könnten an dem alten Mann noch einiges Intereſſe finden. Daher beſuchte ich meiſtens blos ältere Damen, und unter dieſen intereſſierten mich vorzüglich die Frau von Bouninghauſen, die Räthin Kiderlin und ihre Tochter, und die Frau des Dekans Beck, wiewohl auch bei ihnen meine Beſuche nicht ſo häufig waren, als ſie es zu wünſchen ſchienen.

Die Frau von Bouninghauſen iſt die Wittwe eines alten Bekannten und Freundes von mir, des ehemaligen Würtenbergiſchen Landvogts von Bouninghauſen in Heilbronn am Neckar, und des Sohnes eines Würtenbergiſchen Generals, deſſen ich mich noch von der Akademie in Stuttgart her erinnere, da ich ihn öfter in Begleitung des Herzogs ſah, bei welchem er in hohem Anſehen ſtand. Daher war mein erſter Damenbeſuch in Nördlingen der bei ihr. Sie muß in ihren jüngern Jahren ſehr ſchön geweſen ſein, denn auch

noch jetzt gehört ſie zu den ſchönen alten Frauen. Noch mehr aber, als die Reſte ihrer vormaligen Schönheit, zog mich ihr würdiges und freundliches Benehmen, ihr gebildeter Verſtand, ihre Welterfahrung und die Offenheit, mit welcher ſie ſich mittheilte, an, und je öfter ich ſie ſah, deſto mehr gewann ſie meine Achtung und mein Zutrauen.

Nicht minder, ja ich möchte ſagen, noch beſſer, als die Frau von Bouninghauſen, gefiel mir die Räthin Kiderlin. Sie iſt eine Frau ſchon hoch in Jahren, ſeit mehreren Jahren Wittwe, aber nicht minder geachtet in ihrem Wittwenſtand, als zu Lebzeiten ihres Mannes, nicht wegen des Wohlſtandes, in welchem ſie lebt, ſondern weil ſie eine eben ſo gute, artige und gefällige, als verſtändige Frau iſt. Schon bei dem erſten Beſuch, den ich ihr machte, hatte ich mich davon überzeugt, und eben darum war ſie auch eine von denen Damen, deren Bekanntſchaft ich vorzüglich zu kultivieren ſuchte. — Ein auf eine andere Art vorzügliches Frauenzimmer iſt ihre Tochter. Sie iſt nicht mehr jung, aber von einer angenehmen Bildung, und von einer Heiterkeit, welche ſogleich für ſie einnimmt. Gutmüthig und freundlich, wie ihre Mutter, zeichnet ſie ſich noch beſonders durch ihren hellen Verſtand, ihr eben ſo anſtändiges als munteres Betragen im Umgang aus, und was mir die Unterhaltung mit ihr beſonders angenehm macht, iſt, daß ſie ſehr bekannt in meinem Vaterland iſt, und mehrere Freunde dort hat, die auch die meinigen ſind.

Die Frau des Dekan Beck iſt eine geborene Italienerin, aber eine wahrhaft deutſche Frau, ebenfalls ſchon bei Jahren, und ſehr achtungswürdig wegen ihres Verſtandes, ihrer Häuslichkeit, und überhaupt wegen ihrer weiblichen Tugenden, deren ihr keine fehlt. Sie gehört unter die vorzüglichſten Frauen in Nördlingen, ſo wie ſie auch allgemein dafür anerkannt iſt.

Außer den genannten lernte ich auch noch mehrere andere verſtändige, wackere häusliche und liebenswürdige Frauen, wie vorzüglich die Frau des Advokaten von Sieger, die liebſte Freundin meiner Tochter, kennen, ſo wie auch mehrere ſchöne Frauen, wie die Landrichterin Pölzel und die Frau von Gruner, und beider noch ſchönere Töchter.

Was das Nördlinger Volk im Ganzen betrifft, ſo iſt daſſelbe, wie überall, auf Sinnengenuß geſtellt, dabei aber gewerbſam und fleißig, wie es denn auch an keiner Art geſchickter Profeſſioniſten in

der Stadt fehlt. Als eine vormalige Schwäbiſche Reichsſtadt iſt ſie auch jetzt mehr Schwäbiſch als Baieriſch, nicht allein rückſichtlich der Sprache, ſondern auch der Sitten. Das Volk iſt gutmüthig, höflich, dienſtfertig, und daß es im Ganzen auch wohlhabend iſt, zeigt ſich insbeſondere auch darin, daß man ſowohl in der Stadt, als außerhalb derſelben, nicht ſo viel Bettler ſieht, als anderwärts, ob es ſchon in Nördlingen eben ſo theuer zu leben iſt, als in Nürnberg. Allerdings gibt es auch in Nördlingen Arme genug, allein daß dieſe ſich weniger, als anderwärts, auf Bettelei legen, kommt hauptſächlich von der hier eingeführten hohen Armentaxe her, welche ungleich größer iſt, als in vielen andern Städten. Indeſſen zahlt man die Armentaxe gern, weil nichts unangenehmer iſt, als allenthalben von Bettlern angefallen zu werden, von denen man nicht weiß, ob ſie des Almoſens, welches man ihnen reicht, auch werth ſind.

Ungleich drückender, als die hohe Armentaxe, iſt die Theuerung der Lebensmittel in Nördlingen. Da Nördlingen in einer ſo fruchtbaren Gegend liegt, ſo ſollte man eher das Gegentheil erwarten. Allein die Theuerung wird vorzüglich dadurch veranlaßt, daß ſo viele Viktualien in das Würtenbergiſche ausgeführt werden, und die Würtenbergiſchen Händler bei ihren Einkäufen nicht gehörig von der Policei beaufſichtiget werden, die zwar das Geſetz aufgeſtellt hat, daß Fremde nicht eher einkaufen dürfen, als bis ſich die Einheimiſchen mit ihrem Bedarf verſehen haben, allein gleichgültig zuſieht, daß viele einheimiſche Viktualienhändler auch für die fremden einkaufen, ſo daß ein großer Theil der auf den Markt gebrachten Viktualien ſchon verkauft iſt, ehe der Markt anfängt. Dies iſt der wahre Grund der Theuerung der Lebensmittel in Nördlingen, und daß der Magiſtrat, der ihn wohl kennt, zur Abſtellung jenes Unfugs gleichwohl wenig oder gar nichts thut, kommt ohne Zweifel daher, daß er, wie überhaupt die meiſten Magiſtrate, ſeine Popularität nicht verlieren will. Eben dieſem Mangel an Energie des Magiſtrats iſt es auch zuzuſchreiben, daß manche Lebensmittel, wie z. B. das Brod, und das Bier in einigen Wirthshäuſern, nicht von ſo guter Qualität ſind, wie man ſie anderwärts antrifft. Daher iſt es in dem nur wenige Stunden von Nördlingen gelegenen Oettingen nicht nur wohlfeiler zu leben, als hier, ſondern es ſind auch manche Lebensmittel beſſer, ſo daß man, wenn man um denſelben Preis beſſer leben will, ſie von Oettingen kommen laſſen muß, wie dies bei uns

der Fall iſt, die wir von Nürnberg her beſſer zu leben gewohnt ſind, als man im Allgemeinen in Nördlingen lebt.

Aber noch weit mehr, als die Theuerung der Lebensmittel in Nördlingen, fällt der Mangel an guten Unterrichtsanſtalten, beſonders für das weibliche Geſchlecht, auf, welchem abzuhelfen längſt eine Hauptangelegenheit des Magiſtrats hätte ſein ſollen. Blos für die Knaben iſt eine gute lateiniſche Schule, und eine wohlbeſorgte Gewerbsſchule vorhanden, für die Mädchen beſteht blos eine ganz gewöhnliche Trivialſchule, in welcher ſie nichts, als Leſen, Schreiben und Rechnen lernen, zu einer höhern Bildung fehlt es nicht nur an einer öffentlichen Anſtalt, ſondern es können auch aus Mangel an Unterſtützung keine Privatanſtalten aufkommen, ja es können ſich aus eben dieſem Grunde nicht einmal einzelne tüchtige Lehrer und Lehrerinnen halten. So ſah ſich z. B. der treffliche Muſiklehrer Kindinger genöthigt, ſich um eine erledigte Kantorſtelle in Nürnberg zu melden. So begab ſich die in weiblichen Arbeiten ausgezeichnet geſchickte Demoiſelle Klara Beck, weil ihr eine verlangte kleine Unterſtützung von dem Magiſtrat verweigert worden, nach Dinkelsbühl. So ſuchten noch andere gute Privatlehrer, um ein beſſeres Glück auswärts zu machen, von Nördlingen wegzukommen. Die Familien, die ihren Töchtern eine höhere Erziehung geben wollen, haben daher keine andere Wahl, als entweder koſtſpielige Gouvernantinnen zu halten, oder ſie in ein auswärtiges Erziehungsinſtitut zu ſchicken, wie z. B. in das in Wallerſtein von einer Würzburgerin errichtete, welches zwar gelobt wird, aber, wie leicht zu erachten, dem Zweck eben ſo wenig entſpricht, als alle andere Inſtitute dieſer Art. Da wir eine Gouvernantin von Nürnberg mitgebracht hatten, ſo fühlten wir den Mangel an Anſtalten für höhere Mädchenbildung zwar weniger, aber da die Gouvernantin nicht in Allem, was die Kinder lernen ſollten, Unterricht geben konnte, ſo konnte auch uns der Mangel an tüchtigen Privatlehrern nicht gleichgültig ſein, und wie wohl wir uns auch ſonſt in Nördlingen gefielen, ſo vermißten wir doch in dieſer Rückſicht unſern vormaligen Aufenthalt in Nürnberg ſchmerzlich. So viel ich hörte, iſt dem Magiſtrat ſchon längſt ſeine Saumſeligkeit in Betreff dieſer wichtigen Angelegenheit zum Vorwurf gemacht worden, und auch ich habe mich darüber bei mehreren Gelegenheiten nachdrücklich ausgeſprochen; allein er entſchuldigt ſich immer damit, daß die Stadt von den Kriegszeiten her noch ſo viele Schulden habe, und

daß dieſe erſt bezahlt ſein müſſen, ehe für Verbeſſerung des Erziehungsweſens, wegen der großen Koſten, die ſie erfordere, etwas Bedeutendes geſchehen könne. Allerdings ein ſehr triftiger Entſchuldigungsgrund! Aber wenn Schuldenabzahlen etwas Löbliches iſt, ſo iſt die Verbeſſerung des Erziehungsweſens etwas nicht minder Löbliches, und wenn der Magiſtrat glaubt, vor Allem' auf das Abzahlen der Stadtſchulden bedacht ſein zu müſſen, ſo beweiſt er dadurch, daß er das materielle Intereſſe dem geiſtigen vorziehe, und wie kann ſich wohl ein Magiſtrat dieſes nachſagen laſſen? Mit dem Schuldenzahlen hat es Zeit, und es iſt nicht nothwendig, daß man in einem Zeitraum von wenigen Jahren damit zu Stande komme, die Verbeſſerung des Unterrichts- und Erziehungsweſens hingegen iſt ein Bedürfniß, deſſen Befriedigung nicht aufgeſchoben werden darf, wenn die jetzige Generation nicht durch Vernachläſſigung ihrer geiſtigen und ſittlichen Bildung büßen ſoll, was die künftige an materiellem Wohlſtand gewinnt, wenn die Stadt ſchuldenfrei iſt. Ohne Zweifel kennt der Magiſtrat dieſes Bedürfniß eben ſo gut, und vielleicht noch beſſer als Alle, die ihm abgeholfen zu ſehen wünſchen; allein wenn man ihm auch gern zugibt, daß es bisher an Mitteln zu ſeiner Befriedigung gefehlt habe, ſo kann ihn dies blos entſchuldigen, daß er bisher für die Verbeſſerung des Unterrichts- und Erziehungsweſens nichts im Großen gethan hat, keineswegs aber auch darüber, daß er aus lauter Eifer, die Stadt ſchuldenfrei zu machen, gleichgültig zuſieht, wenn von den vorhandenen tüchtigen Privatlehrern einer nach dem andern aus Mangel an Unterſtützung die Stadt verläßt, und kein fremder gleich tüchtiger ſeine Stelle einzunehmen Luſt hat. Daher ſollte er vor der Hand wenigſtens dafür ſorgen, daß es in der Stadt nicht an tüchtigen Privatlehrern fehle. Glaubt er, ſich auch dieſer Sorge entſchlagen zu dürfen, ſo erregt er den gerechten Verdacht, daß es ihm mehr um die kleinige Erſparung von einigen hundert Gulden für das ſtädtiſche Aerar, als um das Wohl der heranwachſenden Jugend zu thun ſei, ein Verdacht, den ein Magiſtrat, der noch höhere Pflichten kennt, als die Stadt ſchuldenfrei zu machen, um ſo weniger auf ſich ſitzen laſſen darf, da unverkennbar auch die ſittliche Bildung der Nördlinger Jugend, wenigſtens des männlichen Geſchlechts, nicht minder vernachläſſigt iſt, als die geiſtige.

Nach dieſen die Stadtangelegenheiten betreffenden Bemerkungen

kehre ich wieder zu meinen eigenen Angelegenheiten zurück. Da ich als Penſionär ganz Herr meiner Zeit war, ſo konnte ich auch einen größern Theil derſelben, als in Nürnberg, dem geſelligen Leben widmen, und ſo brachte ich denn meine meiſten müßigen Stunden in dem Umgang mit meinen oben genannten neuen Freunden und Freundinnen zu. Sie waren mir alle ſehr liebe Geſellſchafter, indeſſen hielt ich mich doch am meiſten an die Geiſtlichen, nicht weil ich dieſe für vorzüglichere Menſchen hielt, ſondern weil ich am liebſten mit ſolchen Männern umgehe, bei denen ich mehr allgemeine, als blos auf ein beſonderes Fach beſchränkte wiſſenſchaftliche Bildung finde. Zwar gibt es auch unter den andern gelehrten Ständen Männer von allgemeiner wiſſenſchaftlicher Bildung genug, aber im Ganzen fand ich ſie doch immer am häufigſten unter den Geiſtlichen. Daß ſehr viele Juriſten blos in ihrem Corpus juris und in ihren Geſetzbüchern zu Hauſe ſind, kann Niemand läugnen, der ſie über andere wiſſenſchaftliche Gegenſtände ſprechen hört, und daß es auch mit vielen Aerzten nicht anders iſt, kann eben ſo wenig in Abrede geſtellt werden. Dies kann man von den Geiſtlichen nicht ſagen. Es gibt zwar auch nicht wenig Geiſtliche, denen die allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung abgeht; allein im Ganzen trifft man ſie bei ihnen weit häufiger an, und wenn es vorzüglich dieſe allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung iſt, was den Umgang zwiſchen Gelehrten angenehm macht, und daran iſt wohl kein Zweifel, ſo iſt es ganz natürlich, daß, wer ſelbſt ſich einer allgemeinen wiſſenſchaftlichen Bildung bewußt iſt, ſich am liebſten zu ſeines Gleichen hält, weil er nur bei ihnen findet, was er vorzüglich zu ſeiner geſellſchaftlichen Unterhaltung verlangt. Solche Gelehrte finden ſich nun am häufigſten unter den Geiſtlichen, und die Urſache iſt hauptſächlich das Studium der Philoſophie, welches von den Studioſen der Theologie fleißiger getrieben wird, als von den Studioſen der Jurisprudenz und der Medicin. Soll aber das Studium der Philoſophie den Studioſen der Theologie wirklich dieſen Nutzen bringen, ſo müſſen ſie daſſelbe auch als Pfarrer fortſetzen, aber bekanntlich thun dieſes nicht alle, und in unſerer jetzigen Zeit noch weniger, als früher. Entweder ſetzen ſie es, nachdem ſie Pfarrer geworden, aus Bequemlichkeit oder in der Meinung beiſeite, jetzt es blos noch mit der Bibel, der Dogmatik und dem Katechismus zu thun zu haben, oder ſie geben ihre philoſophiſchen Studien auf, theils weil ſie ſelbſt das theologiſche Lehrſyſtem für abgeſchloſſen,

und eine weitere philoſophiſche Prüfung deſſelben für überflüſſig halten, theils weil ſie ſich fürchten, von den Konſiſtorien, welche, als die vom Staat aufgeſtellten Bewahrer deſſelben, von amtswegen Widerſacher der Philoſophie ſind, in das ſchwarze Regiſter eingeſchrieben zu werden. Nur wahrhaft proteſtantiſche Geiſtliche, d. h. ſolche, die auch ein Fortſchreiten in der Theologie für möglich und nützlich halten, fahren in ihren philoſophiſchen Studien fort, weil ſie einſehen, daß nur die Philoſophie Licht in die Theologie bringen kann, und dieſe ſind es, von denen ich ſpreche, wenn ich ſage, daß ich lieber mit Geiſtlichen umgehe, als mit Juriſten und Medicinern, wenn ſie nichts weiter ſind, als Juriſten und Mediciner. Freilich ſind Geiſtliche dieſer Art jetzt nicht mehr ſo häufig als zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo das freie Denken in Religionsſachen nicht ſo verpönt war, wie jetzt. Aber es giebt ihrer doch noch Viele, die ſich eben ſo wenig von einem Konſiſtorium, welches das Lutherthum, wie es ſich in den erſten Zeiten nach Luther geſtaltet, ſtabil zu machen ſuchen, abſchrecken laſſen, als ſie ſich einem Konſiſtorium zu Gefallen zum Myſticismus bekennen, der in der Religion eben das iſt, was die Homöopathie in der Medicin, ein Schandmahl unſeres Zeitalters. So weit ich unſere Nördlinger Geiſtliche, und auch einige vom Lande kenne, gehört keiner weder zu den verknöcherten ſtarren Lutheranern, noch zu den wahnſinnigen oder heuchleriſchen Myſtikern. Sie ſind insgeſammt aufgeklärte Männer, und, was mit echter Aufklärung unzertrennlich verbunden iſt, auch rechtſchaffene Männer, und der Umgang mit ihnen gehört, nächſt dem Umgang mit meinem Kollegen Böhm, deſſen ich mich wegen ſeiner vielen Geſchäfte, die ihn dem geſelligen Umgang entziehen, leider zu ſelten erfreue, unter die vorzüglichſten Annehmlichkeiten meines Aufenthalts in Nördlingen.

Da ich nach meinem Abgang in Nürnberg aller ärztlichen Praxis entſagt habe, ſo erwartet man vielleicht, daß ich die dadurch erhaltene Muße nicht blos zum Studieren und Leſen, denn man wird mir zutrauen, daß ich in Nördlingen kein Müßiggänger geworden, und zum geſelligen Umgang, und bei guter Witterung zu Spaziergängen in der ſchönen Umgegend von Nördlingen, ſondern auch zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten benutzt haben werde. Allein was hätte ich ſchreiben ſollen? Ein philoſophiſches Werk, da ich ſo großen Philoſophen, wie Kant, Fichte, Schelling ꝛc., blos nach, nicht

gleich denken konnte? Ein hiſtoriſches, da ich ſo treffliche Hiſtoriker, wie Raumer, Rotteck, Schneller ꝛc. auch nicht von ferne zu erreichen hoffen durfte? Oder was hätte ich als Arzt ſchreiben ſollen? Etwa ein Enchiridion, in welchem ich das Reſultat meiner Praxis als ein Vermächtniß niedergelegt hätte, wie Hufeland, deſſen praktiſches Leben viel reicher war, als das meinige? Oder ein Handbuch der praktiſchen Heilkunde, eine Iliade nach dem Homer, nachdem uns Neumann mit ſeiner ſpeciellen Pathologie und Therapie beſchenkt hat? Oder endlich gar eine neue Theorie der Medicin, die, auch abgeſehen, daß wir der Theorien ohnehin ſchon zu viel haben, zu nichts gedient hätte, als zum Beweis, daß Theoretiſieren nicht meine Sache ſei? — Indeſſen habe ich doch eine ſchriftſtelleriſche Arbeit unternommen, eine Arbeit, welche ich ſchon ſeit einigen Jahren vorhatte; ich fing an eine Geſchichte meines Lebens zu ſchreiben, und ſie ſoll auch das einzige ſein, was ich noch ſchreiben werde. Schon in Nürnberg hatte ich die Materialien dazu geſammelt und geordnet, und ſo konnte ich dann gleich nach meiner Ankunft in Nördlingen die Arbeit beginnen. Ich weiß wohl, daß ich nicht zu den Männern gehöre, deren Lebensgeſchichte von beſonderem Intereſſe iſt. Ich kann weder als Menſch, noch als Arzt, etwas von mir ſagen, was nicht auch andere Menſchen und Aerzte von ſich ſagen können. Allein außerdem, daß ich in manche Verhältniſſe gekommen bin, in welche hundert Andere nicht kommen, glaube ich, meine Selbſtbiographie dürfte auch deswegen nicht ganz unintereſſant ſein, weil ſie durchaus die Spuren einer genauen Selbſtbeobachtung, einer aufrichtigen Wahrheitsliebe, und einer treuen Darſtellung meiner Anſichten über allerlei Gegenſtände tragen wird, welche nicht jeder Selbſtbiograph ſo offen ausſprechen würde, wie ich es gethan habe. Ueberdies ſchreibe ich ſie vielmehr für mich ſelbſt und für meine Freunde, als für das Publikum, und was mich vorzüglich bewog, ſie zu ſchreiben, war, weil ſie mir zu einer lebendigern Erinnerung an mein vergangenes Leben dienen ſollte, auf welches ich zwar nicht mit voller Selbſtzufriedenheit, doch ohne Vieles bereuen zu müſſen, zurück ſehen kann. Wirklich blieb auch meine Abſicht nicht unerreicht. Mein ganzes Leben, von meiner früheſten Kindheit an, ſtellte ſich mir auf das lebhafteſte dar, ich durchlebte es gleichſam wieder von vorn, und ob ich mich gleich des Unerfreulichen nicht minder lebhaft erinnerte, als des Erfreulichen, ſo war doch Beides

vorüber, und ich konnte das Andenken an das Erfreuliche um ſo feſter halten, da man das Unerfreuliche ohnehin leichter vergißt, als das Erfreuliche. Vor Allen war mir die Erinnerung an meine Kinderjahre ein köſtlicher Genuß, eben ſo auch die Erinnerung an meine Jünglingsjahre, die ich in der Akademie in Stuttgart in der Mitte ſo vieler lieben Freunde zubrachte, und wenn ich bei der Darſtellung meiner männlichen Lebensperiode auf gar Manches kam, was mir die Rückerinnerung an ſie weniger erfreulich macht, als an die ſchöne heitere Jugendzeit, ſo hatte ich doch das Unangenehme und Widrige ertragen, und der Gedanke, es mit Muth und Geduld ertragen zu haben, verwandelte das unangenehme Gefühl in ein angenehmes. Ueberhaupt war ich bei keiner meiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten vergnügter und aufgelegter, als bei dieſer. Ich konnte ſie fortſetzen, ſo oft ich wollte, und wenn ich ihr auch mehrere Stunden gewidmet hatte, ſo war ſie mir doch nie ſo entleidet, daß ich abbrechen mußte. Daher verging auch nicht leicht ein Tag, an dem ich ſie ausſetzte; ich ſetzte ſie entweder fort, oder revidierte wenigſtens das bereits fertig gewordene, und ſo rückte ſie denn ſtets weiter vorwärts, und ich konnte hoffen, ſie bald vollendet zu ſehen.

Neben dieſer ſteten Fortſetzung meiner Biographie widmete ich auch einen Theil meiner Muße meiner Korreſpondenz, welche in Nördlingen häufiger war, als in Nürnberg und überhaupt an allen Orten, wo ich früher gelebt hatte. Ich war nämlich von jeher nie ein fleißiger Briefſteller geweſen, blos meine Geſchäftsbriefe, deren ich als praktiſcher Arzt allerdings nicht wenige zu ſchreiben hatte, fertigte ich ſogleich, und wenn die Fälle, wo ich wegen Kranker um Rath gefragt wurde, dringend waren, beantwortete ich die Briefe mit umgehender Poſt. Dagegen war ich um ſo ſaumſeliger in Beantwortung der freundſchaftlichen Briefe, und Höflichkeitsbriefe beantwortete ich entweder gar nicht, oder ich verſchob die Antwort ſo lange, daß ich mich ſchämte, ſie nachzuholen, und ſo hörte denn dieſe Art von Korreſpondenz zuletzt beinahe ganz auf. In Nördlingen hingegen, wo ich, weil ich nicht mehr prakticierte, weniger Geſchäftsbriefe zu ſchreiben hatte, konnte ich mehr Zeit meiner freundſchaftlichen Korreſpondenz widmen, und dies that ich auch wirklich. Am häufigſten jedoch korreſpondierte ich mit meiner ſchon früher genannten Freundin in Nürnberg, dem Fräulein Bertha von Kretſchmann. Unſere Korreſpondenz betraf meiſtens philoſophiſche,

pädagogiſche und religiöſe Gegenſtände, und man kann ſich denken, wie intereſſant mir der Ideenwechſel über ſolche Gegenſtände mit einem Frauenzimmer war, welches ich zu den geiſtreichſten und gebildetſten zähle, die mir in meinem Leben vorgekommen.

Es würde nicht am rechten Orte ſein, wenn ich Alles, was wir uns über jene Gegenſtände, und noch weniger, was wir uns über minder wichtige Dinge ſchrieben, hier mittheilen wollte. Ich liebe überhaupt die Briefwechſel nicht, wo ſich die Freunde, zumal wenn ſie an dem nämlichen Ort wohnen, jede Kleinigkeit ſchriftlich mittheilen. Nur Ideen und Empfindungen wichtiger Art, wenn ſie ſogleich zu Papier gebracht, und dem Freunde gleichſam noch warm mitgetheilt werden, verdienen eine ſchriftliche Mittheilung. Nachrichten hingegen, wie man geſchlafen habe, wie man ſich befinde, was man den Tag über getrieben und gethan habe, was man am folgenden Tag thun oder treiben wolle, ſind der ſchriftlichen Mittheilung nicht werth, und wenn man ſie gar drucken läßt, ſo iſt es ein Beweis von Eitelkeit, weil man dadurch verräth, daß man ſich einbilde, es ſei auch intereſſant für die Welt, zu wiſſen, wie ein berühmter Mann ſeine Halsbinde anzieht. Eine ſolche Korreſpondenz habe ich mit meiner Freundin nicht geführt. Es waren lauter wichtige Gegenſtände, über welche wir uns unſere Ideen mittheilten, und wenn eine Korreſpondenz dieſer Art ſchon an ſich intereſſant iſt, ſo wird ſie noch ungleich intereſſanter als Korreſpondenz mit einem geiſtreichen ſelbſtdenkenden Frauenzimmer, deſſen Anſichten immer etwas Originelles haben, den denkenden Mann auf eine eigene Art anſprechen, und ihn zu einer mehrſeitigen Entwickelung ſeiner eigenen anregen.

Es iſt leicht zu erachten, daß in einer ſo kleinen Stadt, wie Nördlingen, ſelten etwas vorkommt, was die allgemeine Aufmerkſamkeit der Einwohnerſchaft erregt, und in lebendigere Bewegung ſetzt; wie dies in größern Städten der Fall iſt. Es iſt kein fürſtlicher Hof dort, an deſſen Feſtivitäten das Volk Theil nehmen könnte. Es gibt keine Merkwürdigkeiten dort zu ſehen, die Fremde herbeiziehen. Es exiſtiert dort kein ſtehendes Theater, nur zuweilen findet ſich eine wandernde Schauſpielergeſellſchaft ein, die einige Wochen hindurch ſpielt. Es giebt keine große öffentliche Geſellſchaftshäuſer, wo Bälle, Maskeraden, große Gaſtmähler gehalten werden könnten, und was dergleichen Gelegenheiten zu allgemeinen Ergötzlichkeiten mehr ſind. So geht das Leben in Nördlingen ſtets ſeinen gewöhnli=

chen Gang fort; nur die große Nördlinger Meſſe erregt mehr Regſamkeit und Bewegung in der Stadt. Dieſe Meſſe nämlich iſt die einzige im Jahr, und dauert vierzehn Tage. Sie fällt in das Ende des Monats Mai, beginnt an einem Samſtag präcis Mittags um zwölf Uhr, und ſo hört ſie auch am Samſtage präcis um zwölf Uhr auf. Sie iſt eine der beſuchteſten Meſſen in Baiern, auch von weit entfernten Orten kommen Verkäufer und Käufer herbei, der Marktplatz, andere freie Plätze, mehrere Hauptſtraßen ſind mit Buden beſetzt, vor Allem aber ein großer geräumiger Boden, das Paradies genannt. Am beſuchteſten iſt die Meſſe am zweiten Sonntag, und wie auf dem Markt, wimmelt es auch in den Wirthshäuſern von Menſchen. Gleichwohl wird nicht ſoviel verkauft, als man glauben ſollte. Der größte Theil der Beſuchenden beſucht die Meſſe mehr, um ſich zu vergnügen, als um einzukaufen, und daß es nicht an Gelegenheit, ſich zu vergnügen, fehlt, beweiſen die vielen Tanzbeluſtigungen, welche faſt in allen Wirthshäuſern Statt finden, und zumal in der Nacht vom letzten Freitag auf den letzten Samſtag, wo auch die meiſten Dienſtboten Theil nehmen. Sonſt ſollen die Meſſen noch beſuchter geweſen ſein, als jetzt, es ſollen ſich weit mehr fremde Kaufleute auf denſelben eingefunden haben, und ſo ſoll auch mehr gekauft worden ſein. Da die Meſſe die einzige im Jahr iſt, ſo ſollte man denken, es müßten auch mehr Geſchäfte gemacht werden; allein daß dies nicht geſchieht, kommt theils daher, daß jetzt weniger Geld unter den Leuten iſt, weil ſie ſich von den langen Kriegszeiten her noch nicht ganz erholt haben, theils daher, daß die Meſſe zu lange dauert. Sie ſollte nur eine Woche lang dauern, dagegen ſollten jährlich zwei ſein, die eine im Frühjahr, die andere im Herbſt. Iſt nur eine Meſſe im Jahr, ſo müſſen die Käufer ſich mit den Waaren, die ſie auf der Meſſe kaufen, auf ein ganzes Jahr verſehen, und dazu fehlt es den Meiſten an Geld, und was die Verkäufer betrifft, ſo dauert für ſie die Meſſe zu lang, weil ein zweiwöchentlicher Aufenthalt an einem Ort, wo es ſo theuer zu leben iſt, wie in Nördlingen, und wo ſie ein ſo großes Standgeld bezahlen müſſen, zu koſtſpielig iſt. Daher nimmt die Zahl der Kaufleute, welche die Meſſe beziehen, mit jedem Jahre ab, und die ſich einfinden, klagen mit Recht über den geringen Gewinn, den ihnen die Meſſe bringe. Dieſer Klage würde am beſten abzuhelfen ſein, wenn, wie ſchon geſagt, ſtatt einer zwei, jede nur eine Woche lang dauernd, eingeführt würden.

Auch der Magiſtrat ſoll, wie man geſagt, längſt zu dieſer Abänderung geneigt geweſen ſein, und er würde ſie wirklich auch ſchon getroffen haben, wenn nicht, ſo oft die Sache zur Sprache kam, die einheimiſchen Kaufleute aus leicht zu erachtenden Gründen dagegen proteſtiert hätten.

Man könnte denken, der Mangel an öffentlichen Luſtbarkeiten in Nördlingen, an denen Nürnberg ſo reich iſt, werde uns öfters an unſern Aufenthalt in Nürnberg ſchmerzlich erinnern. Allein dies war keineswegs der Fall. Erſtlich konnten wir jene Luſtbarkeiten leicht miſſen, weil wir nie einen großen Antheil daran genommen hatten. Wir beſuchten ſelten das Theater, wohnten ſelten einem Koncert oder Ball bei, machten nur zuweilen eine Parthie auf die alte Veſte, fuhren nur zuweilen auf der Eiſenbahn, und was mich insbeſondere betrifft, ſo beſuchte ich ſelbſt das Volksfeſt in den vielen Jahren, ſeit es beſteht, überhaupt nur dreimal. Was wir vermißten, waren die vielen Freunde, die wir in Nürnberg zurückließen, zumal im Anfang, wo wir noch ganz fremd in Nördlingen waren, und noch keine Bekanntſchaften gemacht hatten, die uns den Verluſt hätten erſetzen können. Insbeſondere war dies der Fall bei meiner Tochter, welcher die Trennung von ihren Freundinnen um ſo ſchwerer fiel, je feſter ſie ſich an einige derſelben angeſchloſſen hatte. Allein auch ſie fand ſich bald in ihre neue Lage, da ſie in Nördlingen mehrere Frauen kennen lernte, mit welchen eine nähere Verbindung ihr wünſchenswerth war, und ſchon in den erſten Wochen dieſen Wunſch erfüllt ſah, indem der größte Theil derſelben ihr mit Wohlwollen entgegen kam.

Zweitens hatten wir zwar durch unſern Abzug von Nürnberg, außer dem Umgang mit unſern Freunden, auch noch vieles Andere verloren, was wir in Nördlingen nicht fanden, und was nur eine größere Stadt gewähren kann, wie der ſtets vorhandene Vorrath aller zur Befriedigung jeder Art von Lebensbedürfniſſen erforderlichen Mittel, die mancherlei Gelegenheiten zu litterariſchen Unterhaltungen und Beſchäftigungen, zu Kunſtgenüſſen aller Art u. ſ. w. Allein wir fanden uns in Nördlingen dafür von einer andern Seite entſchädigt, mein Schwiegerſohn durch ein beſſeres Einkommen, und eine angenehmere dienſtliche Stellung, meine Tochter durch das vermehrte Anſehen in der kleinern Stadt, durch die Erſparniſſe, welche ſie, jetzt weniger zu Luxusausgaben aufgefordert, machen konnte,

und durch Verminderung ihrer Haushaltungsſorgen, und ich durch meine Verſetzung in den Ruheſtand, die mich zu meinem eigenen Herrn machte, mich allen Unanehmlichkeiten meines Amtes, und allen Mühſeligkeiten meiner Praxis enthoben, und mich in den Stand geſetzt hatte, die letzten Jahre meines Lebens mir ſelbſt zu leben. Ich konnte nun thun und treiben, was ich wollte, ich konnte die Gegenſtände meiner Studien ganz nach meiner Neigung wählen, ich wurde nicht mehr von denſelben zur Unzeit abgerufen, und, was eine Hauptſache iſt, ich durfte, wenn ich zu meiner Erholung oder zu einem andern Zweck eine Reiſe machen wollte, um keinen Urlaub mehr bitten.

Daß ich mir alle dieſe Vortheile auf alle Weiſe zu Nutzen gemacht habe, kann man ſich leicht denken. Mit keiner ärztlichen Praxis mehr befaßt, las ich jetzt nur ſolche mediciniſche Schriften, von welchen ich mehr Licht in der Phyſiologie erwartete; dagegen aber las und ſtudierte ich um ſo fleißiger philoſophiſche und hiſtoriſche Werke, theils die ältern, die ich ſchon früher geleſen und ſtudiert hatte, wie unter den erſtern Kant's, Garve's ꝛc. und unter den letztern Gibbon's, Hume's, Robertſons ꝛc., theils neuere, wie unter jenen beſonders Heinroth's Schriften, und unter dieſen vorzüglich Raumer's klaſſiſche Geſchichte des neuern Europa.

Das Studium dieſer und anderer vorzüglicher philoſophiſcher und hiſtoriſcher Werke war der Gegenſtand meiner täglichen Beſchäftigung, und wenn ich es unterbrach, ſo geſchah es nur durch eine Reiſe entweder in mein Vaterland oder anders wohin, wodurch ich neben dem Hauptzweck auch den erreichte, daß mir meine Studien um ſo lieber wurden, je länger ich ſie unterbrochen hatte.

So reiſte ich ſchon einige Wochen nach meiner Ankunft in Nördlingen in mein Vaterland, und man kann ſich denken, daß ich dieſe Reiſe mit ganz andern Gefühlen machte, als alle meine frühern. Schon daß ich nicht mehr um Urlaub bitten mußte, machte, daß ich die Reiſe viel heiterer antrat, als ſonſt, und der Gedanke, in meinem Vaterland bleiben zu können, ſo lange ich wollte, ließ mich nicht ſchon bei der Hinreiſe auf die Rückreiſe denken. Ich nahm keine Sorgen weder wegen zurückgelaſſener oder meine Hülfe in Anſpruch nehmender neuer Kranken, noch wegen Verſäumniß amtlicher Geſchäfte mit mir auf die Reiſe. Das Vergnügen, meine Anverwandte und Freunde wiederzuſehen, wurde nicht durch den

Gedanken, noch ehe ich ihrer recht froh geworden, wieder von ihnen ſcheiden zu müſſen, getrübt, und wenn ich bei meinen frühern Reiſen ſie gleichſam nur im Vorübergehen geſehen hatte, ſo konnte ich jetzt wieder auf längere Zeit mit ihnen zuſammenleben, ſo wie ich eben wegen des längern Aufenthalts in den mir in meinen jüngern Jahren ſo lieb gewordenen Städten Stuttgart und Ludwigsburg aufs neue wieder einheimiſch werden konnte.

In dieſen freudigen Gefühlen rüſtete ich mich nun zu meiner vorhabenden Reiſe, ehe ich aber das Nähere von derſelben erzähle, muß ich erſt eines Beſuchs erwähnen, welchen wir von dem Bruder meines Schwiegerſohns, dem Oberpoſtamts-Sekretär Hänlein von Nürnberg erhielten. Schon bei unſerer Abreiſe von Nürnberg hatte er verſprochen, uns eheſtens in Nördlingen zu beſuchen, und man kann ſich denken, wie erfreut wir waren, dieſen in jeder Beziehung trefflichen jungen Mann in unſerer Mitte zu ſehen. Er verweilte nur acht Tage bei uns, und da dieſer kurze Aufenthalt nicht geſtattete, ihn in dem ſchönen Rieß überall hinzuführen, wo etwas Intereſſantes für ihn zu ſehen war, ſo ſuchten wir ihn dafür durch die Beweiſe von Liebe und Dankbarkeit zu entſchädigen, die wir ihm gaben, und auf die er ſich beſonders in den letzten Tagen unſeres Aufenthalts in Nürnberg, wo er beinahe Alles, was zu unſerem Abzug nöthig war, eben ſo eifrig als verſtändig beſorgte, den größten Anſpruch zu machen hatte. Daß er mit ſeinem Beſuch bei uns zufrieden war, zeigte uns ſeine ungetrübte Heiterkeit während deſſelben, und der Schmerz, mit dem er uns verließ, und welcher ihm und uns nur durch das gegenſeitige Verſprechen erleichtert wurde, daß wir uns bald wiederſehen würden.

Gleich nach der Abreiſe dieſes lieben Gaſtes trat ich in Begleitung einer meiner Enkelinnen die Reiſe in mein Vaterland an. Ich machte, wie die zwei letztern, auch dieſe auf dem Eilwagen, fuhr aber nicht bis nach Stuttgart, ſondern ſtieg ſchon in Kanſtadt ab, um mich zu meinen noch lebenden zwei Schweſtern in Untertürkheim, einem eine kleine Stunde von Kanſtadt entfernten Dorfe, zu begeben. Hier ſollte nämlich mein fixer Aufenthalt ſein, von Untertürkheim aus wollte ich meine Exkurſionen nach Kanſtadt, Stuttgart und Ludwigsburg machen, und weil ich diesmal länger im Vaterland verweilen wollte, und mir vorgenommen hatte, mich zwiſchenhinein mit verſchiedenen litterariſchen Gegenſtänden zu beſchäftigen, wozu

mir beſonders die Nähe von Stuttgart die mir in Nördlingen mangelnden Hülfsmittel darbot, ſo war auch in dieſer Rückſicht Untertürkheim der ſchicklichſte Ort, welchen ich zu meinem firen Aufenthalt wählen konnte.

Schon einige Tage vor meiner Abreiſe von Nördlingen hatte ich meinen Schweſtern meinen Beſuch bei ihnen angekündigt, und wie ſonſt immer, glaubte ich, auch diesmal alles zu meiner Aufnahme hergerichtet zu finden. Ich fuhr daher von Kanſtadt, wo ich den Eilwagen verließ, ſogleich mit einem Lohnkutſcher nach Untertürkheim. Meine Schweſtern empfingen mich auf das herzlichſte, aber ſie überraſchten mich zugleich mit der Erklärung, daß ſie mich nicht bei ſich aufnehmen können, weil ſie am Tag vor Empfang meines Briefes ihr Haus verkauft hätten, und mit Räumung deſſelben beſchäftigt ſeien, daß ſie ſich aber in Kanſtadt um eine Wohnung für mich umgeſehen, und daß der Oberamtsrichter daſelbſt, der Oberjuſtizrath Cleß, an welchen ſie ſich deshalb als an einen nahen Anverwandten und einen alten lieben Freund von mir gewendet, ſich erboten habe, mich in ſeinem eigenen Hauſe aufzunehmen, und mich, ſo lange ich wollte, zu beherbergen. Auf dieſe Nachricht fuhr ich ſogleich von Untertürkheim zurück nach Kanſtadt, ſtieg im Hauſe des Oberjuſtizraths ab, und wurde von ihm und ſeiner Familie als ein willkommener Gaſt empfangen. Nun konnte ich zwar, wie von Untertürkheim, auch von Kanſtadt aus meine Erkurſionen nach Stuttgart und Ludwigsburg machen, auch gab mir die Cleßiſche Familie auf alle Weiſe zu erkennen, daß ich ihnen ein eben ſo lieber Gaſt ſei, als ich meinen Schweſtern geweſen wäre; allein ich verweilte nur zehn Tage in Kanſtadt, weil ich von dem Bruder des Oberjuſtizraths, dem Ober-Medicinalaſſeſſor Cleß, nach Stuttgart eingeladen ward, und dieſer Einladung um ſo lieber folgte, da ich nicht nur, ſo oft ich nach dem Tod meiner Aeltern in Stuttgart geweſen, immer bei ihm gewohnt hatte, ſondern auch wegen des Vorfalls in Untertürkheim nicht ſo lange im Vaterland bleiben wollte, als ich anfangs Willens war.

Wie von ſeinem Bruder in Kanſtadt, wurde ich auch von ihm auf das freundlichſte aufgenommen, und ich war ihm um ſo willkommener, da ſein älteſter Sohn, der im Frühjahr ſeine mediciniſchen Studien vollendet, und die Doktorwürde erhalten, ein Paar Tage zuvor ſeine gelehrte Reiſe nach Paris angetreten hatte. Allein

auch in Stuttgart verweilte ich nur zehn Tage, und weil ich meinen Schwager, den Hofprediger Harpprecht in Ludwigsburg, ſchon in Kanſtadt, wo er das Bad gebrauchte, täglich geſehen, und daher keine Veranlaſſung hatte, auch in Ludwigsburg längere Zeit zu verweilen, ſo beſchloß ich, meinen Aufenthalt im Vaterland überhaupt abzukürzen, und nach nicht vollen drei Wochen reiſte ich von Stuttgart aus wieder nach Nördlingen zurück.

Solchergeſtalt hatte ich nun freilich meinen Plan, eine längere Zeit im Vaterland zu bleiben, für diesmal nicht ausgeführt; allein meine Hauptabſicht hatte ich darum nicht verfehlt. Ich hatte alle meine Freunde in Kanſtadt, Stuttgart und Ludwigsburg wiedergeſehen, ich hatte höchſt vergnügt mit ihnen zuſammen gelebt, ich hatte einige neue intereſſante Bekanntſchaften gemacht, ich hatte alle die Plätze beſucht, wo ſo viele theure Erinnerungen an mein früheres Leben wieder lebendig in mir wurden, ich hatte auf dem Gottesacker in Stuttgart meine dort ruhenden Aeltern und Geſchwiſter, und alle vor mir hingegangenen Freunde herzlich gegrüßt, und ſo konnte ich denn, auch mit meinem diesmaligen Aufenthalt im lieben Vaterland ganz zufrieden, wieder nach Nördlingen zurückkehren.

Ungeachtet ich ſeit meiner Verſetzung in den Ruheſtand nichts mehr mit Krankenanſtalten zu thun hatte, ſo intereſſierte mich doch das Krankenhaus in Stuttgart zu ſehr, als daß ich es auch diesmal zu beſuchen hätte unterlaſſen können. Es gehört unter die vorzüglichſten Krankenhäuſer, die ich kenne, und wenn ich es wegen ſeiner in jeder Hinſicht trefflichen Einrichtung höchlich preiſen muß, ſo muß ich auch zum Ruhm der an demſelben angeſtellten Aerzte, vorzüglich aber des erſten von ihnen, meines Freundes und Wirths Cleß, ſagen, daß ſchwerlich ein öffentliches Krankenhaus ſo beſorgt iſt, als dieſes Stuttgarter. Es iſt eine wahre Freude, in demſelben herumzuwandeln, die überall herrſchende Ordnung und Reinlichkeit wahrzunehmen, und den wie in ſeinem Element darin lebenden Cleß handeln zu ſehen. Ein ſolches Krankenhaus ſollte nach meinem Plan das Nürnberger werden; aber das Schickſal hat es nicht gewollt, mein Plan iſt wenigſtens bis jetzt unausgeführt geblieben, und ich kann mich blos freuen, daß eines in Stuttgart, meiner Vaterſtadt, exiſtiert, welches meiner Idee von einem Krankenhaus, wie es ſein ſoll, entſpricht.

Von den vielen Freunden, welche ich ſonſt bei meinen Beſuchen

im Vaterland antraf, leben ſehr wenige mehr; die noch lebenden, und während meines Aufenthalts anweſenden habe ich alle beſucht, und mit ihnen insgeſammt die vergnügteſten Stunden zugebracht. Von ihnen nenne ich vorzüglich den Medicinalrath und vormaligen Stadtphyſikus Plieninger, den penſionierten Oberamtmann Seubert, den penſionierten General der Infanterie von Phull, die verwittwete Frau von Notter, und ihre Tochter, die gleichfalls verwittwete Miniſterin von Weishann, und den Miniſter des Innern, den Geheimenrath von Schlayer. Die drei erſten gehörten ſchon, als meine Mitzöglinge in der vormaligen Karls-Akademie in Stuttgart, zu meinen liebſten Freunden, und wie überhaupt Jugendfreundſchaften ſich am feſteſten knüpfen, ſo war dies auch der Fall bei uns. Wir ſind nun alle hochbejahrte Männer, aber wir lieben uns noch eben ſo warm, als wir uns als Zöglinge der Akademie liebten, und daher war es auch diesmal ein höher Genuß für mich, ſie wiederzuſehen. — Die Frau von Notter, die ich ſchon als ganz junges Mädchen kennen lernte, war mir auch als Frau wegen ihrer reinen, ſelten in einem ſo hohen Grade wahrzunehmenden Weiblichkeit ſehr lieb, und auch als ich ſie diesmal wieder ſah, hatte ich die Freude, mich zu überzeugen, daß ſie, wie ihre Tochter, mich noch immer zu ihren liebſten Freunden zähle.

Mit dem Geheimenrath von Schlayer bin ich erſt vor zwei Jahren, und zwar aus einem glücklichen Irrthum, bekannt geworden. Ich wollte nämlich einen Beſuch bei dem Kriegsminiſter, dem General von Hügel machen, kam aber ſtatt in das Kriegsminiſterium in das Miniſterium des Innern. Ich ließ mich bei dem Miniſter durch einen Kanzleidiener melden, welcher mich einſtweilen, bis der Miniſter zu ſprechen ſein würde, in das Wartzimmer führte. Hier wartete ich nun beinahe eine halbe Stunde, ohne daß ein Kanzleidiener wiederkam, die Zeit fing mir an lang zu werden, ich wollte mich wieder entfernen, allein in dem Augenblick, da ich die Treppe hinuntergehen wollte, öffnete ſich eine Thüre, aus welcher der Profeſſor Pahl, welchen ich am Tag zuvor im Badgarten in Kanſtadt geſehen hatte, heraustrat, begleitet von einem jungen Mann, welchen ich für einen Sekretär des Kriegsminiſters hielt. Ich bat ihn, mich zu dem Miniſter zu führen, allein der junge Mann war kein Sekretär des Kriegsminiſters, es war der Miniſter des Innern, der Geheimerath von Schlayer. Ich wollte mich wegen meines Irr-

thums entſchuldigen, aber wie ich, freute auch er ſich des Irrthums. Er nahm mich freundlich bei der Hand, führte mich in ſein Arbeitszimmer, und benahm ſich ſo wohlwollend gegen mich, als ob wir ſchon längſt die beſten Freunde wären. Ich verweilte beinahe eine Stunde bei ihm, und bei'm Abſchied mußte ich verſprechen, ihn zu beſuchen, ſo oft ich nach Stuttgart käme. Im folgenden Jahr machte ich zwar wieder eine Reiſe nach Stuttgart, aber ich beſuchte ihn nicht, weil er wegen des damaligen Landtages zu beſchäftigt war, ich ſah ihn blos in einer Sitzung der Ständeverſammlung, welcher ich beiwohnte, und in welcher ich ihn mit Bewunderung ſeines eben ſo ausgezeichneten Rednertalents als ſeiner tiefen Kenntniſſe, die er in dieſer wichtigen Sitzung an den Tag legte, ſprechen hörte. Wie leid es mir that, meine Bekanntſchaft mit dieſem trefflichen Mann diesmal nicht erneuern zu können, kann man ſich denken. Um ſo mehr freute ich mich auf meinen Beſuch in Stuttgart im nächſten Jahr, wo ich ihn minder beſchäftigt anzutreffen hoffte. Allein ich durfte nicht ſo lange warten. Schon in demſelben Jahr machte er nach Beendigung des Landtages eine Erholungsreiſe, und überraſchte mich auf eine eben ſo erfreuliche, als unerwartete Weiſe mit einem Beſuch in Nürnberg, wo er zwei Tage lang verweilte. Er war zuvor nie in Nürnberg geweſen, und ich brauche nicht zu ſagen, daß ich Alles that, was mir möglich war, um ihm ſeinen Aufenthalt daſelbſt angenehm zu machen. Mit Vergnügen ſah er Alles, was dieſe alte ehrwürdige Stadt Intereſſantes aufzuweiſen hat, vorzüglich aber freute ihn die Fahrt auf der Eiſenbahn von Nürnberg nach Fürth, die er in meiner Begleitung machte. Ueberhaupt verließ er Nürnberg vollkommen befriedigt, und was mich betrifft, ſo zähle ich die Paar Tage, die ich mit ihm zuſammen war, zu den angenehmſten meines Lebens.

Aber näher, als in Nürnberg, wurde ich mit dieſem hochverehrten Mann bei meinem im folgenden Jahr gemachten Beſuch in Stuttgart bekannt. Schon am erſten Tag nach meiner Ankunft begab ich mich zu ihm, wurde auf das freundlichſte von ihm aufgenommen, unterhielt mich mit ihm über allerlei Gegenſtände, über welche er ſich eben ſo offen als einſichtsvoll ausſprach, ſpeiſte bei ihm zu Mittag, wo ich mit ihm und ſeiner Gemahlin einige höchſt vergnügte Stunden zubrachte, und als ich Stuttgart verließ, freute ich mich ſchon voraus auf das nächſte Jahr, wo ich mein Vaterland

wieder zu beſuchen beſchloſſen hatte, und ihn und ſeine Gemahlin wiederſehen würde.

Ich habe ſchon geſagt, daß ich mich nur zehn Tage in Stuttgart aufhielt; aber mein Freund Cleß machte mir dieſe Tage zu eben ſo vielen Feſttagen. Wir beſahen mit einander alles Merkwürdige in der Stadt, die vielen und großen ſchönen neuen Gebäude, wir machten Spaziergänge in den reizenden Umgebungen der Stadt, wir beſuchten die geſchloſſenen Abendgeſellſchaften, deren Mitglied er war, und in denen ich mehrere intereſſante Bekanntſchaften machte, unter andern mit dem geiſtreichen und gelehrten Profeſſor an dem Gymnaſium Pauli, dem Sohn eines meiner ehemaligen liebſten Freunde in Ludwigsburg. Wir reiſten mit einander nach Eßlingen, wo wir den Abſchied ſeines ältern Sohnes von dem väterlichen Haus feierten. Wir gingen mit einander nach Kanſtadt zu einem großen Gaſtmahl in dem Frößneriſchen Badhauſe, wo ich ebenfalls mehrere intereſſante Perſonen, und, was mir beſonders angenehm war, die hochgefeierte Sängerin, Fräulein Schebeſt, welche ich im vergangenen Jahr in Nürnberg ſpielen ſah, nun auch perſönlich kennen lernte, und an der ausgezeichneten Künſtlerin auch ein ſchönes, liebenswürdiges, und, was bei ſolchen hochgefeierten, voreilig vergötterten Künſtlerinnen ſelten der Fall iſt, beſcheidenes anſpruchloſes Frauenzimmer fand. — Von bekannten Perſonen, die an dem Gaſtmahl Theil nahmen, traf ich unter mehreren andern auch meinen einzigen noch lebenden Lehrer, den Oberſten von Rösch, an. Er war bereits vier und neunzig Jahr alt, noch ſo geſund und rüſtig, wie ich ihn immer geſehen hatte. Wie gewöhnlich, hatte er auch diesmal den Weg von Stuttgart nach Kanſtadt zu Fuß gemacht, aß mit dem beſten Appetit, und als ich ihm über ſein glückliches Alter meine Freude bezeigte, erwiederte er, vier und neunzig Jahre ſeien noch kein Alter, wenn er das hundertſte Jahr zurückgelegt habe, werde er eingeſtehen, daß er ein alter Mann ſei, und ſo lange er nicht hundert und fünf und zwanzig Jahre zähle, denke er nicht an das Sterben.

Nach Ludwigsburg, wo ich ebenfalls, wenn ich meinen Schwager Harpprecht dort getroffen hätte, mehrere Tage verweilen wollte, kam ich nur zweimal, das einemal, als ich meine Enkelin, die mich auf der Reiſe begleitet hatte, einführte, und das andere mal, als ich ſie wieder dort abholte. Beide mal war ich nur über Mittag in Ludwigsburg, wo ich bei meiner Schwägerin, der verwittweten

Stallmeiſterin Leutze ſpeiſte. Die Zeit war daher zu kurz, um Beſuche zu machen, doch ging ich vor Tiſch eine Stunde ſpazieren in den ſchönen Anlagen hinter dem königlichen Schloß, und auf dem Rückweg durchlief ich einige Straßen, um die wohlbekannten Häuſer wieder zu ſehen, die ich ſo oft als Arzt betreten hatte. Aber die meiſten ſah ich mit Wehmuth an, weil von denen, die ſie vor dreißig Jahren bewohnten, nur wenige mehr am Leben waren. Ueberhaupt fühle ich nirgends ſo ſehr, daß ich ein alter Mann geworden, als in Ludwigsburg und in Stuttgart. In beiden Städten finde ich mich wie in einer neuen Welt, nicht nur was die Menſchen, ſondern auch die Städte ſelbſt betrifft. Die Städte haben ſich erweitert, verſchönert, und es machte mir Freude, dieſe Veränderungen wahrzunehmen. Aber wenn ich mein Haus in Ludwigsburg anſehe, das zu einer Kaſerne geworden, und an dem Akademiegebäude in Stuttgart vorübergehe, und bedenke, daß es jetzt ſtatt den Muſen Hofleuten zur Wohnung dient, ſo überfällt mich eine Wehmuth, deren ich lange nicht wieder los werden kann. Ein gleiches Gefühl überfällt mich auch, wenn ich der Menſchen gedenke, welche beide Städte zu meiner Zeit bewohnten. Nur Wenige von ihnen leben noch, die Meiſten ruhen längſt in ihren Gräbern, und der Gedanke, wie lange wohl den noch Lebenden und mir das Licht des Tages zu ſchauen noch vergönnt ſein wird, läßt mich die Freude, ſie zu ſehen, nur halb genießen.

Mit dieſen wehmüthigen Gefühlen verließ ich nun mein liebes Vaterland auch diesmal wieder, und der Gedanke, es vielleicht zum letztenmal beſucht zu haben, verfolgte mich auf der ganzen Rückreiſe. Indeſſen kam ich, begleitet von meiner Tochter und einer andern meiner Enkelinnen, welche mir bis Aalen entgegengefahren, wieder wohlbehalten in Nördlingen an, und es that mir wohl, mich nun wieder in dem engen Kreis der Meinigen zu ſehen, in welchem man ſich doch immer am wohlſten befindet, zumal nach einem ſo zerſtreuten Leben, wie bis in mein hohes Alter, das meinige.

Das Erſte, womit ich mich nach meiner Zurückkunft beſchäftigte, war, wie leicht zu erachten, die Fortſetzung meiner Biographie; allein den größten Theil meiner Muße wollte ich wiſſenſchaftlichen Studien widmen, da ich aber im Sinne hatte, zu Ende des Sommers Nürnberg wieder zu beſuchen, ſo wollte ich mich vor der Hand nicht damit befaſſen, ſondern benutzte die Zwiſchenzeit zum Leſen biographi=

ſcher Schriften, und zwar zuerſt der Lebensgeſchichte des berühmten Heim in Berlin, die ich zwar gleich nach ihrer Erſcheinung flüchtig durchgeſehen hatte, jetzt aber erſt eigentlich las. Intereſſierte mich die Biographie eines ſo originellen, als Menſch und als Arzt gleich hochwürdigen Mannes, ſchon an ſich ſelbſt, ſo intereſſierte ſie mich noch beſonders auch deswegen, weil einige meiner Freunde zwiſchen Heim und mir eine auffallende Aehnlichkeit gefunden haben wollten. Ich meinerſeits habe dieſe Aehnlichkeit nicht gefunden, ich mochte mich mit ihm als Arzt oder als Menſch vergleichen. Als Arzt ſteht er nach meiner innigſten Ueberzeugung weit höher, als ich, nicht allein wegen ſeines praktiſchen Talents, mit dem ſich das meinige nicht meſſen darf, ſondern auch wegen der ſtets gleichen Luſt und Liebe, womit er ſeine Kunſt bis in das höchſte Alter ausübte. Wie in ſeinen jüngern Jahren, trat er als ein achtzigjähriger Greis noch eben ſo unverdroſſen und heiter an das Krankenbette, als ich kaum in meinem vierzigſten Jahr, und ob er ſchon die Mängel unſrer Kunſt ohne Zweifel eben ſo gut einſah, als ich, ſo erzeugte dies doch bei ihm keinen Widerwillen gegen ſie, wie bei mir. Er übte ſie als eine Kunſt, in welcher man immer weiter kommt, und das war ihm genug, um über ihre dermalige Unvollkommenheit wegzuſehen, und zufrieden mit dem zu ſein, was ſie auf ihrem jetzigen Standpunkt zu leiſten vermöge. Ich hingegen übte ſie als eine Kunſt, in welcher Meiſter zu werden ich verzweifelte, und wenn Heim mit Luſt und Liebe an das Krankenbette trat, ſo trat ich an daſſelbe mit dem niederſchlagenden Gefühl, daß ich den Anforderungen, die ich an mich machte, ſo wenig Genüge leiſte. So wurde mir mit jedem Jahr die Praxis weniger erfreulich, es kamen Stunden, wo ich den ärztlichen Stand verwünſchte, und es bereute, mich demſelben gewidmet zu haben, und mit Sehnſucht ſah ich dem Zeitpunkt entgegen, wo ich die Praxis mit Ehre würde aufgeben können. Heim war Arzt mit ganzer Seele, ich war es nur aus Pflicht, weil ich mich einmal dem ärztlichen Stande gewidmet hatte, und wenn er ſich nach vollbrachtem Tagwerk, in ſeinem Gott vergnügt, zu Bette legte, und, mit neuem Muth ausgerüſtet, daſſelbe am folgenden Tag wieder eben ſo heiter fortſetzte, als er es am Tag zuvor geendigt hatte, ſo fürchtete ich mich beim Schlafengehen ſchon wieder auf den folgenden Tag, ging, wenn ich gefährliche Kranke hatte, nie aus, ohne daß mich der niederſchlagende Gedanke begleitete, ich möchte ſie ſchlimmer antreffen,

als ich ſie am Tag zuvor verlaſſen hatte, und ſo viele Kuren mir auch gelingen mochten, ſo erhob doch dieſes Gelingen meinen Muth nie ſo, als ihn das Mißlingen anderer niederſchlug, kurz, ich wurde meines praktiſchen Lebens nie ſo froh, als Heim des ſeinigen.

Eben ſo wenig Aehnlichkeit zwiſchen Heim und mir, als Arzt, fand ich, wenn ich mich mit ihm als Menſch verglich. Wie er einer der vorzüglichſten Aerzte ſeiner Zeit war, ſo war er auch wegen ſeines Charakters ein nicht minder hochachtungswürdiger Menſch. Wohlgeſinnt gegen alle Menſchen, ſtets bereit, Jedem zu dienen, nicht nur als Arzt, ſondern auch als Menſch, kein Opfer ſcheuend, das ihm die Leiſtung ſeiner Dienſte koſtete, mehr bekümmert um das Wohl Anderer, als um ſein eigenes, gleich uneigennützig, nachdem er einen bedeutenden Theil ſeines Vermögens verloren hatte, als da er noch im Beſitz deſſelben war, immer ſich darſtellend als den, der er war, gegen Große und Geringe ſeine Geſinnungen gleich offen, ja ſelbſt bis zur Derbheit ausſprechend, war er ein Mann, dergleichen man ſelten in der Welt, zumal unter den Aerzten, antrifft. Aber es gehörte dazu auch ein Charakter, wie der ſeinige, ſein heiteres Temperament, ſeine von Natur fröhliche Gemüthsſtimmung, ſeine ihm eigene Jovialität, ſeine kindliche Religioſität, welche ihn bei allen Widerwärtigkeiten, die ihm begegneten, ſich ſtets gleich erhielt, ſo daß er am Schluſſe jedes Tages ſagen konnte, er habe ſich in ſeinem Gott vergnügt ſchlafen gelegt. Auch ich darf, ohne mir zu ſchmeicheln, von mir ſagen, daß ich ein guter Menſch bin, der es wohl mit allen ſeinen Mitmenſchen meint, der ihnen gern dient, wo ſie ſeiner Hülfe bedürfen, daß ich vor Großen wie vor Geringen rede, wie ich denke, und mich nichts darum bekümmere, ob es ihnen angenehm oder unangenehm iſt, und ob es mir nütze oder ſchade. Allein um, wie Heim, für das, was ich bin, erkannt zu werden, fehlt mir ſeine immer gleiche Heiterkeit, ſeine frohe, durch keine Widerwärtigkeit zu trübende Laune, und, ich darf wohl hinzuſetzen, ſeine Religioſität, welche gewiß das Meiſte zu ſeiner ſtets heitern Gemüthsſtimmung beitrug. Ich kann zwar auch recht heiter ſein, ja zuweilen bis zur Luſtigkeit, aber was ich nur zuweilen bin, das war Heim immer. Er war, was ihm auch Unangenehmes begegnen mochte, ſtets der gleich heitere Mann, ich bin es nur, ſo lange mich nichts in üble Laune ſetzt, und wenn Heim nie übler Laune war, ſo lag der Grund davon in ſeinem minder reizbaren Temperament, in ſeiner

von Natur heitern Gemüthsſtimmung, die mir mangelt, und in ſeiner Religioſität, die bei ihm mehr eine Sache des Herzens, als ein Erzeugniß der Vernunft war, wie bei mir.

Nebſt der Lebensgeſchichte Heims, las ich noch einige andere, theils ältere, die ich aus Mangel an Zeit noch nicht geleſen hatte, theils neuere, die mir als beſonders leſenswerth empfohlen wurden; allein ich las ſie mehr zur Unterhaltung in meinen müßigen Stunden, als in der Abſicht, ſie für meine philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien zu benutzen. Dieſe forderten eine ernſtere Beſchäftigung, und da indeſſen die Zeit zu meiner Reiſe nach Nürnberg herbeigekommen, ſo ſchob ich ſie bis zu meiner Zurückkunft auf, und zu Anfang des Septembers trat ich die beſchloſſene Reiſe in Begleitung meiner Tochter an. Meine Abſicht bei derſelben war, theils meine daſelbſt zurückgelaſſenen Freunde wiederzuſehen, theils zu hören, was ſeit meiner Entfernung mit den dortigen Krankenanſtalten vorgegangen, und wie weit es insbeſondere mit dem neuen Krankenhaus gekommen, deſſen Erbauung vor meinem Abgang nach Nördlingen bereits beſchloſſen war. Von den Krankenanſtalten hatte ich ſeit der Zeit gar nichts mehr gehört, ich ſchloß daraus, daß wohl Alles noch beim Alten ſei, und verſprach mir daher nicht viel Erfreuliches. Um ſo mehr aber freute ich mich auf das Wiederſehen meiner Freunde, und ich geſtehe, daß ich den Augenblick, mich wieder in ihrer Mitte zu befinden, kaum erwarten konnte. Daſſelbe war auch der Fall mit meiner Tochter, meiner Begleiterin auf der Reiſe. Wir hatten in Ansbach übernachtet, wo wir die Mutter meines Schwiegerſohns beſuchten, und es war eben Mittag, als wir in Nürnberg ankamen. Wir ſtiegen im Wittelsbacher Hof ab, packten noch vor Tiſch unſere Sachen aus, und es war kaum abgeſpeiſt, ſo begann ich meine Beſuche. Ich fand mich wieder ſo einheimiſch in der Stadt, als ob ich ſie nicht verlaſſen hätte. Ich durchwandelte die Straßen, wie wenn ich noch praktiſcher Arzt in Nürnberg wäre. Erſt ſpät am Abend kam ich wieder in den Gaſthof zurück. Am andern Morgen ſetzte ich gleich nach dem Frühſtück meine Beſuche fort, und ſchon in den erſten vier Tagen hatte ich beinahe alle meine Freunde wiedergeſehen. Die Freude, mit welcher ich von allen, von den minder vertrauten, wie von den vertrauteſten, aufgenommen worden, übertraf alle meine Erwartung. Ich wußte, wie lieb ich ihnen war, da ich mit ihnen zuſammen lebte, aber es ſchien, als ſei ich ihnen ſeit unſerer

Trennung noch lieber geworden, und nie hätte ich geglaubt, daß die Anhänglichkeit an einen Arzt, dem man ſein Vertrauen geſchenkt hat, von ſolcher Dauer ſei. Mehrere Familien hatten ſeit meinem Abgang von Nürnberg noch keinen Hausarzt gewählt, ſondern bei vorgekommenen Unpäßlichkeiten ſich an die wohlaufbewahrten alten Recepte von mir gehalten. Andere hatten zwar bereits ihre Hausärzte, aber ich mußte ihnen aufs neue verſprechen, in allen wichtigen Fällen ihnen auch aus der Ferne mit meinem Rath beizuſtehen. Beinahe Alle, die während meiner Anweſenheit krank lagen, verlangten meinen Rath und meine Hülfe, ſo daß es ſchien, als ſollte ich aufs neue wieder in mein praktiſches Leben in Nürnberg eintreten. Dieſe Beweiſe von Vertrauen haben mich mehr erfreut, als alles andere Erfreuliche, was mir in den Paar Wochen, die ich in Nürnberg verweilte, widerfahren iſt; auch haben ſie mich aufs neue in der Ueberzeugung beſtärkt, daß das Vertrauen zu dem Arzt zum Gelingen ſeiner Kuren eben ſo viel oder noch mehr thut, als ſeine Kunſt. Mehrere Kranke, die ich beſuchte, glaubten ſich bei meinem Anblick beſſer zu befinden, und ſie wurden wirklich beſſer, ungeachtet ich ihnen nicht das mindeſte verordnete, und alles billigte, was ihnen ihre Hausärzte verſchrieben hatten. Dieſe neuern Erfahrungen erinnerten mich an viele ältere, welche ich in meiner Praxis von dieſem Einfluß des Vertrauens zu dem Arzt gemacht hatte, und ich hatte gewiß recht, wenn ich bei einer frühern Gelegenheit ſagte, daß ich das Glück meiner Praxis vorzüglich dem Vertrauen danke, welches ich mir von meinen Kranken erworben hatte. Dieſes Vertrauen gehört zu den pſychiſchen Einflüſſen, von denen jeder Arzt, der bei ſeinen Verordnungen nicht blos den Magen und die Haut in Anſpruch nimmt, aus Erfahrung weiß, was er in ſo vielen Fällen, wo ihn die Arzneien aus der Apotheke im Stiche laſſen, durch verſtändige Einwirkung auf die Pſyche vermag.

Von den vielen Ehrenbezeigungen, welche mir während meiner Anweſenheit in Nürnberg zu Theil wurden, erwähne ich nur einer, eines Feſtmahles, welches der Bürgermeiſter Binder und der Direktor Scharrer auf der alten Veſte bei Zirndorf veranſtalteten, und an welchem auch beider Frauen und meine Tochter Theil nahmen. Wir fuhren Nachmittags von Nürnberg auf der Eiſenbahn nach Fürth, wo uns die Wagen, welche uns nach der alten Veſte führen ſollten, erwarteten. Eine Stunde vor Tiſch kamen wir auf derſelben an,

erfreuten uns, durch das ſchöne Wetter begünſtigt, der weiten, nach allen Richtungen gleich ſchönen Ausſicht, beſahen den ſtattlichen, der Vollendung nahen, über neunzig Fuß hohen, den Blick noch weiter tragenden Thurm, und ſo erheitert begaben wir uns nun in das Wirthshaus. Das Mahl war einfach, aber die Speiſen alle ſehr gut zubereitet, und die Weine, welche die beiden Herren, ſo wie das Deſert, welches die Frauen von Nürnberg mitgebracht hatten, köſtlich. Wie vergnügt wir bei Tiſch waren, kann man ſich denken. Unſere Unterhaltung würzte das Mahl, der treffliche Champagner belebte unſer Geſpräch. So blieben wir zuſammen bis gegen Abend, wo wir wieder zurück nach Fürth, und von da nach Nürnberg, wie am Morgen, auf der Eiſenbahn fuhren. Ich erinnere mich weniger Tage in meinem Leben, an welchen ich ſo vergnügt geweſen, als an dieſem. Schöne Natur, ſchönes Wetter, Zuſammenſein mit geiſtreichen Männern und vertrauten lieben Freunden, und verſtändigen, gebildeten, wackern Frauen, machten mir dieſen Tag zu einem Feſttag.

Gleich ſchöne Stunden brachte ich auch mit meiner theuern Freundin und Korreſpondentin, Fräulein von Kretſchmann, zu. Oefter, als bei allen andern Freunden, war ich bei ihr, und am Tage vor meiner Abreiſe war ich den ganzen Nachmittag mit ihr und ihrer Schweſter, die eben auf Beſuch bei ihr war, auf dem Lande, in Hummelſtein, meinem ehemaligen Lieblingsort. Wie immer, war auch diesmal meine Unterhaltung mit ihr eben ſo lehrreich als angenehm. Eine Menge der intereſſanteſten Gegenſtände kam zur Sprache, und von was die Rede ſein mochte, ſprach ſich ihr Geiſt und ihr Herz gleich ſchön und herrlich aus. Ich war immer ſtolz auf ihre Freundſchaft, aber je näher ich ſie kennen lerne, deſto mehr bilde ich mir auf dieſelbe ein. Es ſcheint mir, als gewinne ich dadurch an eigenem Werth, und welcher Wahn kann wohl beglückender ſein, als dieſer?

Was die Krankenanſtalten betrifft, ſo fand ich ſie noch ganz ſo, wie ich ſie verlaſſen hatte. Die an denſelben angeſtellten Aerzte und Chirurgen trieben insgeſammt ihre Geſchäfte auf die gewohnte Weiſe, und es war mir lieb, zu vernehmen, daß der Stadtgerichtsarzt, welchem nach meinem Abgang die Aufſicht über die Anſtalten von der Kreis-Regierung übertragen worden, Alles den bisherigen Gang darin gehen ließ. Ich hatte das nicht vermuthet, denn ich glaubte,

er würde darin Manches zu reformieren finden, wenn es auch blos um das Reformieren ſelbſt geweſen wäre. Er unterließ es, und er that wohl daran, weil jede Abänderung, die er getroffen haben würde, zu nichts Erſprießlichem geführt hätte. Was zur Verbeſſerung der Anſtalten, ſo lange ſie unter meiner Direktion ſtanden, möglich war, iſt geſchehen, denn es waren nur Palliativmittel anwendbar, und dieſe hatten geleiſtet, was ſie konnten. Eine radikale Verbeſſerung war unmöglich, ſo lange es an einem allgemeinen Krankenhaus fehlte, der Magiſtrat und die Gemeinde-Bevollmächtigten hatten dieß endlich erkannt, die Erbauung des Krankenhauſes war vor meinem Abgang von Nürnberg beſchloſſen; allein ich fand leider, daß ſeitdem nichts weiter geſchehen, als daß der Plan zu dem Gebäude dem Bauinſpector Schmidtner zur Reviſion zugeſtellt worden, um die ſeit dem erſten Entwurf nöthig befundenen Abänderungen und Verbeſſerungen nachzutragen. Dieß war allerdings nothwendig, und ich hatte ſelbſt dazu Veranlaſſung gegeben, da ich während meiner Anweſenheit in Stuttgart im Jahr 1836 bei meinen wiederholten Beſuchen des allgemeinen Krankenhauſes daſelbſt auf Manches geführt worden, was in dem erſten Entwurf zu dem in Nürnberg zu erbauenden mangele. Leider war der neue Plan, ſo lange ich in Nürnberg war, nicht fertig geworden, und ich mußte abreiſen, ehe ich ihn geſehen hatte, ja ich hatte Grund zu glauben, daß Schmidtner die Arbeit nicht einmal begonnen habe. Ueberhaupt ſchien es mir mit der Erbauung des neuen Krankenhauſes kein rechter Ernſt zu ſein. Man ſchien das Bedürfniß deſſelben noch nicht recht zu fühlen, und wenn vollends der Bau des Hauſes und ſeine Einrichtungen nach dem neuen Plan mehr koſten ſollte, als man Anfangs berechnet hat, ſo iſt es leicht möglich, daß ſelbſt von denen, welche die Sache begünſtigt hatten, Manche wieder neue Bedenklichkeiten erheben, und zum Aufſchub des Unternehmens auf beſſere Zeiten rathen werden. Mir, der ich jetzt nichts mehr mit den Nürnberger Krankenanſtalten zu thun hatte, kam es nicht zu, die Angelegenheiten mit dem vormaligen Eifer zu betreiben, ich mußte mich begnügen, ſie den beiden Bürgermeiſtern blos wieder zu empfehlen. Beide verſicherten mich zwar, daß zur Ausführung des Werkes gewiß und bald werde geſchritten werden; allein da ſo viele von denen, die nicht alle denken, wie ſie, darein zu reden haben, ſo geſtehe ich, daß ich, ihrer Verſicherung ungeachtet, Nürnberg mit dem niederſchlagenden Gedanken verließ, daß ich viel-

leicht nicht einmal den Beginn eines Werkes, welches mir ſeit einer Reihe von Jahren ſo ſehr am Herzen lag, mehr erleben werde.

Nach meiner Zurückkunft nach Nördlingen machte ich mich, wie ich mir vorgenommen hatte, wieder an meine philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien. Geſchichte und Philoſophie waren von jeher der Lieblingsgegenſtand meiner litterariſchen Beſchäftigungen; allein ſo lange ich als praktiſcher Arzt den größten Theil meiner Zeit meinen medieiniſchen Studien widmen mußte, betrieb ich jene nur als Nebenſache, jetzt aber als den Hauptgegenſtand meiner Studien, und zwar nicht blos aus Liebhaberei, ſondern mit eben dem Ernſte, mit welchem ich vormals meine medieiniſchen betrieben hatte. Allein ſo wie bei den letztern mein Hauptaugenmerk immer auf das Praktiſche gerichtet war, ſo war dieß auch der Fall bei den philoſophiſchen und hiſtoriſchen. So habe ich, was zuerſt die Philoſophie betrifft, zwar die meiſten Syſteme, die von Zeit zu Zeit aufgeſtellt worden, ſtudiert, und auch ziemlich verſtanden, ausgenommen das Hegel'ſche, deſſen Urheber ſich ſelbſt nicht verſtanden zu haben ſcheint, am meiſten aber hat mich das Kant'ſche angezogen, nicht weil ich Kant für den größten Philoſophen der neuern Zeit halte, ſondern weil er darauf ausgeht, vielmehr die Grundloſigkeit aller Metaphyſik darzuthun, als eine neue aufzuſtellen. Ueberzeugt, daß der Menſch von der überſinnlichen Welt unmöglich etwas Poſitives wiſſen kann, habe ich alles, was die Fichte, Schellinge, Hegel und alle andern ſpekulativen Philoſophen darüber ausſagen, für leere Träume gehalten, welche mitzuträumen zwar eine angenehme Unterhaltung gewährt, vorausgeſetzt, daß es den Mitträumenden nicht an der dazu erforderlichen Phantaſie fehlt, aber durchaus keine Reſultate für das Leben geben, worauf es doch nach meiner Ueberzeugung bei allem Philoſophieren hauptſächlich ankommt. Reſultate für das Leben gibt blos die praktiſche oder die Moralphiloſophie, und darum habe ich auch dieſe zum Hauptgegenſtand meiner philoſophiſchen Studien gemacht. Der liebſte unter den Moralphiloſophen war mir immer Garve. Seine Schriften haben mich am meiſten angezogen, ich habe ſie am fleißigſten geleſen, und leſe ſie noch jetzt mit dem gleichen Intereſſe. Höher, als Garve, ſteht zwar Kant, in ſo fern er für die Moral ein höchſtes Princip, ſein dem Menſchen eingeborenes Sittengeſetz, und zur Befolgung des Geſetzes als das alleinige Motiv die Achtung vor demſelben aufſtellt. Allein dieſer höhere

Rang gebührt Kant blos als theoretiſchem Moralphiloſophen. In der Praxis reicht ſein kategoriſcher Imperativ, welcher unbedingten Gehorſam gegen das Sittengeſetz gebietet, nicht aus, aus bloſer Achtung vor dem Geſetz, worauf ſich derſelbe gründet, könnte nur der rein-vernünftige Menſch demſelben gemäß handeln. Allein der Menſch iſt kein rein-vernünftiges, ſondern er iſt ein ſinnlich-vernünftiges Weſen, bei welchem, wie überall, auch bei der Befolgung des Sittengeſetzes, neben der Achtung vor demſelben, immer zugleich ſinnliche Motive mitwirken müſſen. Die Erkenntniß des Geſetzes, als ſolche, iſt eine blos theoretiſche Erkenntniß, die todt im Kopf liegt; ſoll ſie lebendig werden, ſo muß auch die ſinnliche Natur ins Intereſſe gezogen werden, außerdem bleibt ſie eine unfruchtbare Schulweisheit, wie die tägliche Erfahrung lehrt, welche uns Beiſpiele genug aufſtellt, daß es ſelbſt unter den größten Philoſophen ſchlechte Menſchen gibt. Auch der verdorbenſte Menſch weiß, daß er nicht thun darf, was er mag, ſondern thun muß, was er ſoll, denn das Sittengeſetz, das Geſetz recht zu thun, iſt ihm ins Herz geſchrieben, und er hat darüber einen unbeſtechlichen Richter an ſeinem Gewiſſen. Aber warum befolgt er deſſen ungeachtet das Geſetz nicht? Offenbar deswegen, weil nicht ſeine Vernunft, ſondern ſeine Begierden und Leidenſchaften, welche die Oberherrſchaft über die Vernunft bei ihm gewonnen haben, ſeinen Willen beſtimmen. Wäre der Menſch ein rein vernünftiges Weſen, ſo würde es ſeine Vernunft allein ſein, was ſeinen Willen beſtimmt; bei einem ſinnlich vernünftigen Weſen gibt die Vernunft blos das Regulativ für den Willen, aber in Thätigkeit geſetzt wird er nur durch die Gefühle von Luſt und Unluſt, welche, wie bei dem Thier, auch bei dem Menſchen die Triebfedern aller ſeiner Handlungen ſind. Von allem, was er thut, will er auch einen Genuß, einen Vortheil, und wenn er moraliſch handeln will, für die Verzichtung auf die ſinnlichen Genüſſe, die ihm das Sittengeſetz gebietet, eine Entſchädigung haben, die ihm ebenfalls nur durch ſinnliche Genüſſe zu Theil werden kann. Nun gewährt allerdings auch das Handeln nach dem Geſetz der Vernunft ein angenehmes Gefühl, ja das angenehmſte, deſſen der Menſch fähig iſt, die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, ſo wie das Gegentheil ein nicht minder unangenehmes, das peinigende Gefühl der Reue, des Mißmuths, der Selbſtverachtung. Allein mit dieſem Gefühl der Zufriedenheit

mit ſich ſelbſt begnügen ſich nur die im höchſten Grad moraliſch ausgebildeten Menſchen, und deren gab es von jeher ſehr wenige, und vielleicht gar keinen. Weit die Meiſten verlangen auch äußere Vortheile von ihrer moraliſchen Handlungsweiſe, Lob, Hochachtung, Vertrauen von Andern, erfreuliche Erfolge ihrer Handlungen, und wenn ſie religiöſe Menſchen ſind, auch Ruhm vor Gott. Bei einem ſinnlich=vernünftigen Weſen, wie der Menſch iſt, kann dieſes nicht anders ſein, und ſelbſt das Chriſtenthum, welches das Rechthandeln als das Gebot Gottes aufſtellt, verſchmäht die Mitwirkung ſinnlicher Motive nicht, indem es für die Entſagungen, die es auflegt, die reichſte Entſchädigung in einer künftigen Welt verheißt. Nur die rohe Sinnlichkeit hindert die Menſchen an der Befolgung des Sittengeſetzes, die ungebändigten ſinnlichen Triebe, die Begierden und Leidenſchaften, und jene edlen Triebe nur, wenn ſie ihre gehörigen Schranken überſchreiten, die Begierde nach Ehre in Ehrgeiz, die Begierde nach Achtung in Herrſchſucht, die Begierde nach Erwerb in Habſucht und Geiz ausarten. In ihren gehörigen Schranken gehalten, fördern ſie vielmehr das Handeln nach dem Sittengeſetz, als daß ſie ihm hinderlich ſein ſollten. Sie dürfen daher nur gebändigt, nicht unterdrückt oder gar vertilgt werden, wie es die Selbſtpeiniger in Indien, die Kloſterbewohner im Mittelalter verſucht haben, und die Pietiſten und Myſtiker unſerer jetzigen Zeit auf ihre Weiſe es noch verſuchen. Auch abgeſehen von den ſchlimmen moraliſchen Folgen dieſer vermeinten Selbſtüberwindung, darf der Menſch nie aufhören, ein ſinnliches Weſen zu ſein. Seine ſinnliche Natur iſt die Trägerin ſeiner geiſtigen, ſeine ſinnlichen Triebe geben ihm den erſten Anſtoß zur Entwickelung ſeiner Vernunft, ihre Befriedigung iſt das Mittel zur Ausbildung derſelben, ſie ſind die Haupttriebfedern, welche den Willen in Thätigkeit ſetzen, ihre Befriedigung iſt die Bedingung der Erhaltung des Körpers, und ihre Nichtbefriedigung würde ein indirekter Selbſtmord ſein. Weit entfernt alſo, daß ſie, um die Vernunft in ihrer Thätigkeit freier zu machen, unbefriedigt gelaſſen, oder gar unterdrückt werden dürften, gebietet vielmehr die Vernunft ſelbſt ihre Befriedigung, und macht dieſe dem Menſchen nicht minder zur Pflicht, als die Befolgung ihrer höchſten Gebote. Sie fordert nur Maß in derſelben, ſie fordert nur Beſchränkung der ſinnlichen Triebe, damit ſie nicht ihre gehörigen Grenzen überſchreiten, ihre Anforderungen nicht taub gegen das Gebot der Vernunft machen, und

ſtatt ihr zu gehorchen, die Oberherrſchaft dergeſtalt über ſie gewinnen, daß auch die Stimme des Gewiſſens nicht mehr gehört wird. Daß der erſte Schritt hiezu durch die Erziehung geſchehen muß, iſt einleuchtend, denn das Hauptgeſchäft der Erziehung iſt die Beſchränkung der ſinnlichen Triebe von der früheſten Jugend an, und die gleichzeitige Stärkung des Willens durch ſtete Uebung im Gehorſam, damit er fähig werde, ihren übermäßigen Anforderungen zu widerſtehen, noch ehe die Vernunft als die höchſte Geſetzgeberin des Menſchen, und die Befolgung ihrer Geſetze als ſeine höchſte Pflicht von ihm anerkannt wird. Das Rechthandeln muß dem Menſchen erſt angewöhnt werden, ehe es bei ihm zur klaren Erkenntniß und zum vollen Bewußtſein des Sittengeſetzes kommt, er muß in der Befolgung deſſelben von Kindheit an geübt werden, und das Gefühl der Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, das unzertrennlich mit ſeiner Befolgung verbunden iſt, wird den Anforderungen der ſchon voraus beſchränkten ſinnlichen Triebe nicht nur das Gleichgewicht halten, ſondern es wird auch, wie es ſelbſt das höchſte aller angenehmen Gefühle iſt, das Uebergewicht über ſie gewinnen. Nur ſo kann der Menſch, als ſinnlich-vernünftiges Weſen, ſeine ſinnliche Natur mit ſeiner vernünftigen in Einklang bringen, und iſt dieſer Einklang zu Stande gebracht, ſo koſtet es ihm keinen Kampf mit den ſinnlichen Trieben mehr. Sein Gemüth, weniger empfänglich für den groben ſinnlichen Reiz, iſt um ſo empfänglicher für jenes, jede Art von Sinnenluſt weit übertreffendes Gefühl der Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, und je mehr er daſſelbe kennen lernt, deſto mehr gewinnt es Macht über ſeinen Willen. Jetzt darf er ſich nur denken, daß Etwas zu thun oder zu unterlaſſen Pflicht ſei, und der Wille, den kein gemeiner Sinnenreiz mehr von ſeiner Richtung zum Guten abzulenken vermag, iſt bereit zu gehorchen. Was dem ſinnlichen Menſchen die größte Mühe macht, was ihm zu thun oder zu unterlaſſen unmöglich ſcheint, was er, als ein zu großes Opfer, das er bringen ſoll, wirklich unterläßt, das koſtet ihm keine Anſtrengung, denn er hat keinen Widerſtand zu überwinden. Ja er darf er ſogar ſeinen niedrigſten ſinnlichen Trieben in ihren Beſtrebungen ihren Lauf laſſen, ohne fürchten zu müſſen, daß ſie ihr gehöriges Maß überſchreiten, denn er hat ſie der Oberherrſchaft ſeiner Vernunft unterworfen, und ihre Befriedigung gehört nun ſelbſt zu den ſittlichen Handlungen.

Dieſe Uebereinſtimmung der Sinnlichkeit mit der Vernunft zu

bewirken, iſt die große Aufgabe der Erziehung, und ſie iſt gelöſt in dem ſittlichen Charakter. Wo dieſer Charakter ſich bei einem Menſchen gebildet hat, da iſt das ſittliche Handeln kein Kampf mehr. Es iſt ein freies, ohne alle Anſtrengung erfolgendes Handeln, ja der Handelnde weiß nicht einmal, daß er ſittlich handelt. Alle ſeine ſittlichen Handlungen verrichtet er mit einer Leichtigkeit, als ob blos der Inſtinkt in ihm wirkte, und die Erfüllung auch der ſchwerſten Pflichten iſt ihm ein Spiel, weil die mit der Vernunft verſöhnte Sinnlichkeit ihr keinen Widerſtand mehr leiſtet. Die Vernunft hat in ihm die ihr gebührende Oberherrſchaft gewonnen, und was ſie beſchließt, das geſchieht auch, weil nicht die Sinnlichkeit, ſondern die Vernunft den Willen regiert. Ja eben dieſe Unterordnung der Sinnlichkeit unter die Vernunft geſtattet ſogar dem Menſchen, bei welchem der ſittliche Charakter zu ſeiner vollſtändigen Ausbildung gekommen iſt, ſich in ſeiner Handlungsweiſe ganz von ſeinem Gefühl leiten zu laſſen, weil er nicht Gefahr läuft, den Geboten ſeiner Vernunft entgegen zu handeln, wenn er die Beſtimmung ſeines Willens ganz ſeinem Herzen überläßt. Daher giebt es aber auch nichts Schöneres und Liebenswürdigeres, als einen ſolchen Charakter. Er iſt das Größte, was der Menſch auf dieſer Erde erreichen kann. Ihn zu bilden, muß daher das höchſte Ziel der Erziehung, ihn immer mehr zu vervollkommnen, das unabläſſige Beſtreben des Menſchen in dem ganzen Lauf ſeines Lebens ſein. — Dies ſind die Grundſätze meiner Moralphiloſophie, die ich in meiner im Jahr 1822 erſchienenen Schrift: Ideen über ſittliche Kultur und Erziehung, ausführlicher entwickelt habe, und denen ich auch jetzt noch huldige, weil ich glaube, daß ſie der Natur des Menſchen die angemeſſenſten ſeien.

Zu dem gleichen praktiſchen Zweck habe ich, wie meine philoſophiſchen, auch meine hiſtoriſchen Studien getrieben, ob ich ſchon den hohen Werth der Geſchichte auch von ihrer wiſſenſchaftlichen Seite nie verkannt habe. Als Wiſſenſchaft iſt es der Geſchichte blos um die Ausmittelung der Thatſachen, die ſie erzählt, zu thun. Der wiſſenſchaftliche Geſchichtsforſcher ſucht in dieſer Abſicht neue Quellen und Hülfsmittel der Geſchichte auf, berichtigt jedes unrichtig beſchriebene Faktum, jede falſch angegebene Jahreszahl, jeden unrichtig genannten Ort, jeden unrichtig angegebenen Namen einer handelnden Perſon. Als Geſchichtſchreiber erzählt er die Begebenheiten nicht nur nach der Zeit und dem Ort, wo ſie vorgefallen, ſondern

er bemüht ſich auch, zu zeigen, wie jede Begebenheit entweder als Folge vorhergegangener Ereigniſſe, oder als Wirkung abſichtlich unternommener Handlungen, wieder andere Begebenheiten zur Folge gehabt hat, um ſo den Faden der Geſchichte vom Anfang an bis auf die jetzige Zeit fortzuführen. Der pragmatiſche Geſchichtſchreiber hingegen betrachtet die Geſchichte als ein großes Drama, welches das Menſchengeſchlecht auf dem Welttheater im Lauf der Zeiten aufgeführt hat. Er ſieht, wie der Knoten des Drama zwar langſam, und oft unterbrochen, ſeiner Entwickelung entgegen ſchreitet, und obſchon nach dem Ausſpruch des großen Dichters:

Das iſt die Lehre aller Menſchenſagen,
Und des Vergangnen ew'ge Wiederholung:
Erſt Freiheit und dann Ruhm, dann üpp'ger Reichthum,
Verderbniß, Laſter, Barbarei zuletzt.
So hat mit allen ihren großen Bänden
Die Weltgeſchichte eine Seite nur;

die nämlichen Scenen immer wiederkehren, doch Alles zur Verwirklichung des bisher blos in der Idee der Weiſen exiſtierenden Zuſtandes der Menſchheit hinſtrebt, in welchem die Lüge der Wahrheit, die Willkühr dem Recht, der Egoismus der Nächſtenliebe, die Politik der Moral Platz machen wird. So hat vorzüglich Herder die Geſchichte betrachtet, und ſein unſterbliches Werk: Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, muß Jedem, der es lieſt, ſtudiert und verſteht, die tröſtliche Hoffnung geben, daß das menſchliche Geſchlecht nicht beſtimmt iſt, ſich in einem ewigen Kreis herumzudrehen, ſondern daß eine Zeit kommen muß, wo es ſeine höhere Beſtimmung erkennen, und dieſer Erkenntniß gemäß handeln wird. Unverkennbar iſt die Menſchheit im Lauf der Jahrhunderte zu dieſem Ziel immer weiter fortgeſchritten, und wie oft auch bald da bald dort ein Stillſtand, ja ſelbſt ein Rückſchritt Statt gefunden hat, ſo war doch im Ganzen des Fortſchreitens mehr, als des Stillſtehens und des Rückſchreitens. In allen Epochen der Geſchichte ſind Männer aufgeſtanden, die jenes hohe Ziel deutlicher erkannt, und die Menſchheit derſelben mehr oder weniger näher gebracht haben. So im grauen Alterthum Zoroaſter, Konfucius, Moſes. So in Griechenland Lykurg, Solon, Pythagoras. So zur Zeit der fürchterlichen Römiſchen Weltherrſchaft der Stifter des, eine moraliſche Weltherrſchaft begründenden Chriſtenthums, ein verachteter

Jude, und der Sohn eines Zimmermanns. So in unſerer neuern Zeit Martin Luther, Friederich der Große, Waſhington, und noch mehrere Andere aus allen Ständen, Fürſten, Staatsmänner, Gelehrte, Künſtler. Dies ſind die Menſchen, welche die Geſchichte als Wohlthäter der Menſchheit preiſt, und wie tief eingreifend, und auf alle Zeiten fortdauernd wirkſam ihre Bemühungen geweſen, zeigt unſer jetziges Zeitalter, welches die hohe Stufe der geiſtigen und ſittlichen Kultur, auf der es ſteht, dieſen Heroen unſeres Geſchiechts zu danken hat.

Unſtreitig hat in unſerm Zeitalter die Civiliſation eine Stufe erreicht, welche ſie weder im Mittelalter, noch im Alterthum, ſelbſt in den ſchönſten Zeiten Griechenlands und Roms, nie erreicht hat. Die Wiſſenſchaften ſind nicht mehr das ausſchließende Eigenthum der gelehrten Stände, wie vormals, ſie ſind ein allgemeines Gut der Geſellſchaft geworden, und ſelbſt unter dem Landvolk iſt die vormalige rohe Unwiſſenheit verſchwunden. Faſt jedes Dorf hat, wenigſtens in Deutſchland, jetzt ſeine eigene Schule, zur Bildung der Schullehrer ſind eigene Seminarien errichtet, und der Schulunterricht ſelbſt hat manche weſentliche Verbeſſerungen erhalten. In den Städten ſind nicht nur die öffentlichen Unterrichtsanſtalten, von den Trivialſchulen bis zu den Gymnaſien und Univerſitäten herauf, jetzt ſo an einander gereiht, daß nirgendwo eine Lücke iſt, ſondern es kommen auch immer mehrere Privatanſtalten auf, ſo daß ſchon jetzt kaum mehr etwas zu wünſchen übrig bleibt. — Nicht anders verhält es ſich auch mit dem Unterricht in den Künſten. Man lernt jetzt nicht mehr blos Leſen, Schreiben und Rechnen, man lernt auch Zeichnen und Malen, und ſelbſt das rohe Handwerk bildet ſich, beſonders ſeit der Errichtung politechniſcher Schulen, immer mehr zu einer Kunſt aus. Um ſich von dieſen Fortſchritten, beſonders in den mechaniſchen Künſten, zu überzeugen, darf man ſich nur an die vielfachen Erzeugniſſe der Induſtrie in den ſich mit jedem Jahr vermehrenden Fabriken, an die Einführung der Dampfſchiffe und der Eiſenbahnen erinnern, wodurch jene Erzeugniſſe mit Vogelſchnelligkeit von einem Lande zum andern verführt werden, und wer mag zweifeln, daß man bald noch auf hundert andere Erfindungen kommen wird, die noch größere bewundernswürdige Beweiſe von dieſen Fortſchritten geben werden?

Nicht geringere Fortſchritte, als in den Wiſſenſchaften und Künſten, hat die Menſchheit in unſerm Zeitalter auch in der Geſit-

tung gemacht, und den Beweis liefert unſer ganzes geſelliges Leben. Man ſehe unſere jetzigen Fürſten, in dem ganzen chriſtlichen Europa findet ſich kaum noch einer unter ihnen, der in dem Wahn, als wären die Fürſten Weſen höherer Art, glaubt, daß ſeine Unterthanen nur um ſeinetwillen da ſeien, und daß er mit ihnen ſchalten und walten dürfe, wie es ihm beliebt. Man betrachte unſern jetzigen Adel, und man ſieht, daß die Adeligen ganz andere Menſchen geworden ſind, als ihre Vorfahren auf ihren Burgen, die Unwiſſenheit und Brutalität für Prärogativen ihres Standes hielten. Man betrachte unſere jetzigen Gelehrten, und man findet an ihnen ſelten mehr die vormaligen ſtolzen, ungeſchliffenen und unbeholfenen Pedanten, ſondern größtentheils beſcheidene, umgängliche, lebensluſtige Männer. Man ſehe die Beamten unſerer Zeit, von dem erſten Miniſter an bis zu dem letzten Kanzleiſchreiber, trifft man ſelten mehr bei einem den vormaligen beleidigenden Amtsſtolz an, ſie ſind durchaus höflicher, freundlicher, gefälliger geworden. Man ſehe endlich den Bürger unſerer Zeit in den Städten, und die Bauern auf dem Lande. So wie dort nicht blos der Handelſtand, nicht blos die Künſtler und Fabrikanten, ſondern auch die gemeinen Handwerker höflicher, beſcheidener, gehorſamer gegen die Obrigkeit, und ſelbſt in ihren Gelagen, wo ſich die Rohheit am offenſten ausſpricht, verträglicher und friedſamer geworden ſind, ſo iſt hier an die Stelle der vormaligen Plumpheit mehr Beweglichkeit und Gewandtheit, an die Stelle des vormaligen groben Bauernſtolzes mehr ſtädtiſche Höflichkeit, an die Stelle der oft bis zur Brutalität gegangenen Widerſpenſtigkeit mehr Gehorſam und Folgſamkeit getreten.

Nicht minder, als bei dem männlichen, hat auch bei dem weiblichen Geſchlecht im Ganzen die Geſittung in unſerm Zeitalter zugenommen. Mögen auch die hohen Tugenden der Römiſchen Matronen, und die liebenswürdigen Eigenſchaften der Griechiſchen Hetären gegenwärtig ſeltener wahrgenommen werden, ſo ſehen wir dagegen bei unſerer jetzigen weiblichen Welt mehr allgemeine ſittliche Bildung, und eine weitere Verbreitung derſelben in allen Ständen von den Höfen der Fürſten an bis zu den letzten Klaſſen der Stadtbewohnerinnen und den Bäuerinnen auf dem Lande. Kurz, in allen Ständen ſind unter beiden Geſchlechtern die Fortſchritte der Geſittung unverkennbar; die Menſchen ſind gefälliger gegen einander, verträglicher mit einander, und wenn auch nicht von Herzen, doch äußerlich wohl-

wollender gegen einander, und das geſellige Leben überhaupt freier, ſchöner, an Freuden reicher geworden.

Aber ſo erfreulich dieſe Lichtſeite der Civiliſation iſt, ſo unerfreulich iſt ihre Schattenſeite. Offenbar hat mit der Zunahme der Civiliſation auch der Hang zum ſinnlichen Wohlleben gleichen Schritt gehalten, und um ſich davon zu überzeugen, darf man nur unſere jetzige Zeit mit den Zeiten vor der franzöſiſchen Revolution vergleichen. Damals waren nicht nur die Hofhaltungen der Fürſten — verſteht ſich mit Ausnahmen — weniger koſtſpielig als jetzt, ſondern auch die Vornehmen und Reichen machten weniger Aufwand, und was die bürgerlichen Stände betrifft, ſo herrſchte bei ihnen mehr oder weniger noch die vormalige alterthümliche Frugalität, von einem Luxus, wie er jetzt auch in dem letztern herrſcht, hatte man damals keinen Begriff. Nur die Fürſten hatten ihre Schlöſſer, nur die Vornehmſten und Reichſten wohnten in großen, wohlmeublirten Häuſern. Nur die Vornehmſten und Reichſten kleideten ſich in Gold und Seide, umgaben ſich mit einer großen Dienerſchaft, und hielten eigene Equipagen; jetzt hat jeder Vornehme und Reiche eine Art von Pallaſt mit ſchönen und koſtbaren Meubeln ausgeſchmückt, jeder kleidet ſich in feines Tuch und koſtbare Stoffe, jeder hat ſeine zahlreiche Dienerſchaft, jeder ſeine eigenen mit ſchönen Pferden beſpannten Wagen, und ihrem Beiſpiel folgen mehr oder weniger auch die übrigen bürgerlichen Stände, die Gelehrten, die Kaufleute, die Gewerbsmänner, die Handwerker. Jeder will ein geräumiges, ſchön und modern meubliertes Haus bewohnen, und er baut und ſchmückt es ſich aus. Jeder will ſchön und reich gekleidet ſein, und er kleidet ſich ſchön und reich. Jeder will gut bedient ſein, und hält ſich zwei, drei und mehrere Dienſtboten. Jeder reiche Kaufmann fährt mit eigener Equipage, und gibt ſeinen Bedienten eine eigene Livree, die Aerzte, die ſonſt ihre Viſiten zu Fuß machten, machen ſie jetzt fahrend, und ſelbſt Schneider und andere Handwerker haben ihr eigenes Fuhrwerk, oder wenigſtens ihr Reitpferd. Wie ganz anders war dieß in frühern Zeiten! Sonſt machte ſich der Bürger blos an Neujahrstagen, an Sonn- und Feiertagen, einen guten Tag, jetzt geſchieht es faſt täglich, und auch andere Wochentage ſind jetzt blaue Montage. Jeder eilt, mit ſeinem Berufsgeſchäft fertig zu werden, um ſo bald wie möglich, zu ſeiner Kompagnie im Wirthshaus zu kommen; in ſeinen Feierſtunden mit ſeiner Familie zu leben iſt ihm eine Pein, er fühlt ſich nur wohl außer dem Haus, und dazu findet

er bei der täglich zunehmenden Menge von Vergnügungsplätzen Gelegenheit genug. Der Hang, ſich zu zerſtreuen, der Widerwille gegen das Zuhauſebleiben iſt ein charakteriſtiſches Merkmal unſerer Zeit, und es ſcheint wirklich eine eigene Angelegenheit der Obrigkeiten zu ſein, dieſen unſeligen Hang vielmehr zu befördern, als zu verhindern, indem ſie nicht nur beinahe einem Jeden, der einen neuen Vergnügungsplatz eröffnen will, die Erlaubniß dazu geben, ſondern auch öffentliche, Wochen lang dauernde Volksfeſte veranſtalten, von denen man früher nichts wußte. Welche Nachtheile dieſe Gelegenheitsmachereien zum ſinnlichen Wohlleben für die bürgerlichen Stände haben, iſt leicht einzuſehen. Die Luſt zu arbeiten geht verloren, die Arbeiten ſelbſt werden weniger gut verfertigt, die Lieferung der Arbeit geſchieht nicht mehr zur verſprochnen Zeit, der ſchlechte und lügneriſche Arbeiter verliert ſeine Kundſchaft, der Wohlhabende kommt in ſeinem Vermögen herunter, und der verarmte Bürger wird ſehr oft zugleich ein ſchlechter Bürger.

Aber wie auf der einen Seite Verarmung, ſo iſt auf der andern übermäßiger Reichthum die Frucht der Civiliſation. Um dem Hang zum ſinnlichen Wohlleben zu genügen, muß man die Mittel dazu haben, man muß reich zu werden ſuchen, und das Geld wird der Gott der Welt. Dieſem Gott huldigen nicht nur die Kaufleute, die eigentlichen Prieſter deſſelben, ſondern auch alle übrigen Stände, von den Fürſten und Großen an bis hinunter zu dem Landvolk und dem Taglöhner. Denn wornach trachten die Fürſten, wenn ſie Krieg führen, Handelsverträge ſchließen, die Anlegung ſo vieler Fabriken begünſtigen, und zur Förderung des Handels Eiſenbahnen und Flüſſe verbindende Kanäle anlegen laſſen, als nach Vermehrung der Staatseinkünfte? Wozu ſtudiert und ſchreibt der Gelehrte, wozu arbeitet der Künſtler und Handwerker, wozu baut der Bauer im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Feld, als um Geld zu erwerben? Alſo überall derſelbe Zweck, den der Kaufmann verfolgt, wenn er ſeine Güter dem ungetreuen Meere anvertraut. So iſt der Gelderwerb das allgemeine Loſungswort in der civiliſierten Welt. Aber je mehr Geld, und je mehr Mittel zum ſinnlichen Wohlleben, deſto größer der Hang zu demſelben, deſto größer die Begierde, es immer höher und höher zu ſteigern. Wie wenig bei dieſem ſtets tiefern Verſinken in das ſinnliche Leben das Höhere im Menſchen geachtet, wie vorzüglich nur der Verſtand, nicht auch die Vernunft ausgebildet wird, wie die Religio-

ſität immer mehr aus der Welt verſchwindet, und, was die Folge davon iſt, bei ſo Vielen, die dieſen Mangel tiefer fühlen, die wahre Religioſität in Pietiſterei und Myſticismus ausartet, während daß Andere zu Religionsverräthern oder Religionsſpöttern werden, wie man keinen Unterſchied mehr zwiſchen Sittlichkeit und Geſittung macht, wie man die Scheinglückſeligkeit, nach welcher man jagt, für wahre Glückſeligkeit hält, die doch der höchſte Zweck der Civiliſation ſein ſoll, fällt Jedem, der ſich nur ein wenig in der civiliſierten Welt umſieht, klar in die Augen. Aber die große Frage iſt: wie iſt zu helfen? Daß die Civiliſation in ihrem Fortſchreiten nicht aufgehalten werden kann, iſt einleuchtend, denn dieß vermag keine menſchliche Macht. Allein vielleicht liegt in ihren Fortſchritten ſelbſt das Mittel, daß ſie zu jenem höhern Ziele führt. Schon der immer größere Verkehr der Völker mittelſt des ſich ſtets verbreitenden Handels, ihr Näherrücken an einander mittelſt der Dampfſchifffahrt und der Eiſenbahnen, die Verbrüderung derſelben mittelſt der erkannten Gleichheit ihrer Intereſſen, Alles dieſes muß ſie nothwendig zu der Ueberzeugung führen, daß ſie Freunde ſein müſſen, und wenn es einmal ſo weit gekommen iſt, daß die Völker ſich als Freunde und Brüder anſehen und behandeln, wie wollte es wohl ein Fürſt anfangen, ſein Volk zu einem Kriege mit einem andern zu vermögen? Das Intereſſe des einen Volkes iſt auch das Intereſſe des andern, alle Völker würden ihr gemeinſames Intereſſe wahren, und ein Krieg des einen gegen das andere wäre ein unſinniges Beginnen ihrer Fürſten. So realiſierte ſich die Idee eines ewigen Friedens von ſelbſt, und welche unabſehbare Folgen würden ſich nicht an die Realiſierung dieſer Idee knüpfen, nicht allein in Hinſicht der materiellen Intereſſen, ſondern auch der moraliſchen?

Aber das Fortſchreiten der Civiliſation bahnt ſich noch in einer andern Hinſicht den Weg zu ihrem höhern Ziel. Je höher nämlich die Civiliſation ſteigt, je weiter ſie ſich in allen Klaſſen des Volks verbreitet, deſto mehr verliert ſich auch der Unterſchied der Stände. Jeder Stand wird aufgeklärter, jeder geſitteter, jeder fühlt ſeinen Werth im Staat immer mehr, und wenn ſich einmal der Handwerker in ſeiner Profeſſion eben ſo viel dünkt, als der Gelehrte in der ſeinigen, der ſubalterne Beamte im Bewußtſein ſeiner Tüchtigkeit ſich dem höher ſtehenden kühner gegenüberſtellt, und dieſer, unverblendet von ſeiner Würde, einſieht, daß er ohne jenen keine ſonderliche Rolle ſpielt, wenn auch ſchon der aufgeklärtere Landbauer erkennt, daß ſein Stand

ein eben ſo ehrenwerther Stand iſt, als jeder andere, kurz, wenn es einmal ſo weit gekommen iſt, daß die Vernunft über den Werth der menſchlichen Dinge entſcheidet, ſo kann es nicht fehlen, die Höhergeſtellten müſſen von ihrer uſurpierten Höhe herunterſteigen, ſie müſſen ihre eingebildeten Vorzüge gegen reellere zu vertauſchen ſuchen, und welche könnten dieſe wohl ſein, als die moraliſchen? Freilich können, bis es dahin kommt, noch Jahrhunderte hingehen, aber ich bin überzeugt, daß es einmal ſo weit kommen wird. Die Civiliſation muß dem Reich der Vernunft den Weg bahnen, denn das Reich der Vernunft iſt das Reich Gottes, und die Menſchheit hat entweder keine Beſtimmung, oder die Menſchen müſſen früher oder ſpäter Bürger in dem Reich Gottes werden, welches ſchon auf dieſer Welt beginnen muß, nicht erſt in einer künftigen.

Dieß bewirkt nach meiner Anſicht ſchon der Gang der Civiliſation ſelbſt. Aber auch die Regierungen können das ihrige dazu beitragen, und dies geſchieht vorzüglich durch Anordnung beſſerer Erziehungsanſtalten, und durch Einführung eines beſſern Unterrichts überhaupt, und insbeſondere in der Religion. Die Jugend lernt in den Schulen im Ganzen weit mehr, als ſie braucht, aber gerade das, was ſie am nöthigſten braucht, lernt ſie am wenigſten. Der Menſch iſt nicht zum Alleswiſſen, ſondern zum Rechthandeln beſtimmt, und recht handeln kann nur der Vernünftige, oder, was daſſelbe iſt, der religiöſe Menſch, denn die Vernunft iſt das Göttliche im Menſchen. Bisher war es vorzüglich der Verſtand, auf deſſen Ausbildung man ausging, und es iſt unläugbar, daß der Zweck bereits in hohem Grade erreicht worden. Aber auch die Vernunft hat nicht minder große, ja noch größere Anſprüche auf ihre Ausbildung, und zur Befriedigung dieſer Anſprüche iſt die bloſe Dreſſur zur Geſittung (denn die moraliſche Erziehung iſt heutzutage ſelten etwas mehr) nicht genug. Die Jugend muß auch früh genug zum Bewußtſein des Sittengeſetzes und zu einer innigen Achtung für daſſelbe gebracht werden, und dazu kann blos ein beſſerer Unterricht überhaupt, und insbeſondere in der Religion führen, das heißt in dem urſprünglich reinen Chriſtenthum, nicht in der darauf erbauten ſo genannten chriſtlichen Glaubenslehre, in welche es unter den Händen der Prieſter ausgeartet iſt. Freilich können die Regierungen zu dieſer Verbeſſerung des Religionsunterrichts nur indirekt wirken, und auch dazu werden ſie ſich ſchwerlich verſtehen, ſo lange ihnen die

chriſtliche Glaubenslehre eben ſo zu einem Werkzeug der Politik dient, wie dem Clerus zur Behauptung ſeines Anſehens und ſeiner Macht über die Gemüther der Menſchen. Allein in dem Chriſtenthum liegt eine höhere Macht, als die Macht der Fürſten und Prieſter, und ſo gewiß einſt eine Zeit kommen wird, wo es als das, was es ſeinem Weſen nach iſt, als eine Vernunftreligion erkannt, und als ſolche allgemeine Weltreligion werden wird, ſo gewiß werden auch die Regierungen und ſelbſt die Prieſter thätige Beförderer dieſer heilbringenden Umwandlung werden. Die Fürſten nennen ſich die Stellvertreter Gottes auf Erden; ſoll dieſer Ausdruck einen Sinn haben, ſo müſſen ſie Gehülfen der Gottheit bei der Ausführung ihres Plans mit dem Menſchengeſchlecht ſein, welcher kein anderer iſt, als das Reich der Vernunft in die Welt einzuführen. Die Aufgabe der Fürſten kann daher keine andere ſein, als aus dem civiliſierten Staat einen ſittlichen zu machen, deſſen Genoſſen nicht blos Bürger, ſondern auch Menſchen ſind. Freilich iſt ein ſolcher ſittlicher Staat eine Idee, welche dem erſten Anſehen nach eben ſo unausführbar zu ſein ſcheint, als die Idee eines ewigen Friedens. Allein wenn es wahr iſt, was Fichte ſagt, daß das Streben aller Regierung dahin gehen muß, alle Regierung überflüſſig zu machen, ſo iſt die Civiliſierung der Staatsgenoſſen blos Mittel zum Zweck, der Zweck ſelbſt iſt die Sittlichkeit derſelben. Der Menſch, wenn er das werden und ſein ſoll, was er allein im Staat werden kann, ein Menſch im vollen Sinne des Worts, muß ſich zu einem ſittlichen, d. h. ſich nach dem Vernunftgeſetz frei beſtimmenden Weſen, ausbilden. Iſt er das nicht, und ſo lange er es nicht iſt, iſt er ein Kunſtmenſch, ein menſchliches Thier, das eben ſo dem Zwang des Geſetzes, wie das vernunftloſe Thier ſeinem Inſtinkt, folgt. Nur als ein ſittliches Weſen kann der Menſch ein echter Staatsbürger ſein. Denn nun iſt es nicht mehr der äußere Zwang des Geſetzes, es iſt der aufgeſchloſſene innere Sinn für den Zweck des Staates, der innere freie Antrieb, was ihn zum Gehorſam gegen das Geſetz beſtimmt. Es dahin zu bringen, iſt allerdings eine ſchwere Aufgabe, und bis ſie gelöſt wird, können noch Jahrhunderte, ja Jahrtauſende hingehen. Aber es iſt genug, wenn die Menſchheit dieſem Ziel nur immer näher rückt, und daß dies wirklich der Fall iſt, daran kann nur der zweifeln, der keinen Begriff von der Menſchheit, und ihrer höhern Beſtimmung hat.

Ich bin weit entfernt, den Regierungen einen Vorwurf zu machen, daß ſie für das Wohl der Staatsbürger durch eine immer höher getriebene Civiliſierung derſelben ſorgen, denn nur in einem civiliſierten Staat iſt wahre ſittliche Bildung möglich. Ich tadle nur, daß ſie darüber vergeſſen, ſie befördern blos Scheinglückſeligkeit, nicht wahre Glückſeligkeit. Wahre Glückſeligkeit kann nur die Frucht der ſittlichen Ausbildung der Vernunft ſein. Fehlt es an dieſer, ſo mag die Civiliſation eine Höhe erreichen, welche ſie will, ſo lange die Haupttendenz derſelben, wie bisher, Vervielfältigung und Erhöhung der Mittel zum ſinnlichen Wohlbefinden bleibt, kann von wahrer Glückſeligkeit nicht die Rede ſein. Es iſt blos Scheinglückſeligkeit, die dadurch befördert wird, und die den Namen wahrer Glückſeligkeit um ſo weniger verdient, da ſie kein Gemeingut der civiliſierten Welt werden kann. Nur die Kinder des Glücks können ſich in den Beſitz der durch die Civiliſation herbeigeführten Mittel zum ſinnlichen Wohlleben ſetzen. Aber auch die vom Glück minder begünſtigten Menſchen wollen genießen, wie jene; ſie können es nicht, weil ihnen die Mittel dazu fehlen, ſie fühlen ſich daher unglücklich, und um ſo unglücklicher, je mehr ſie Genüſſe kennen lernen, welche ſie ſich aus Mangel an den Mitteln dazu verſagen müſſen. Nur der vernünftige Menſch begnügt ſich mit dem Nothwendigen, und auch im vollen Beſitz aller Mittel zum ſinnlichen Wohlleben weiß er ſich zu mäßigen. Dafür aber genießt er um ſo mehr ſich ſelbſt, ſein Wohlbefinden hängt nicht von ſeiner äußern Lage ab, die Quelle, aus der es entſpringt, hat er in ſich ſelbſt, in dem Bewußtſein ſeines moraliſchen Werths, und dieſe innere Quelle fließt immer gleich reichlich, ſeine äußern Verhältniſſe mögen ſein, welche ſie wollen. Daher genießt er auch eines Wohlbefindens, das kein äußerer Zufall trüben, das keine unbefriedigte Leidenſchaft ſtören kann, das an keinen Stand gebunden iſt, das auch dem Taglöhner zu Theil wird, wenn er hat, was er zu ſeiner Leibesnahrung und Nothdurft bedarf, und ſelbſt dem Bettler, der von den Broſamen lebt, die von den Tiſchen der Herren fallen. Welch eine andere Welt würde die civiliſierte Welt ſein, wenn nicht die Sinnlichkeit, ſondern die Vernunft in ihr herrſchte! Die Vernunft verbietet die ſinnlichen Genüſſe nicht, ſie gebietet ſie vielmehr, weil der Menſch kein rein-vernünftiges, ſondern ein ſinnlich-vernünftiges Weſen iſt. Sie verlangt nicht, daß die Menſchen wieder in den Naturzuſtand zurückkehren, und den Früchten der

Civiliſation entſagen ſollen, ſie verlangt blos, daß ſie im Genuß derſelben Maß halten, denn das Geſetz der Vernunft iſt Maß. Sie verlangt nicht, daß der Fürſt leben ſoll, wie ſeine Unterthanen, der Vornehme und Reiche, wie der Geringe und Arme, der Stadtbewohner, wie der Landbewohner, ſie erkennt vielmehr den Unterſchied der Stände als nothwendig und nützlich an, aber ſie verlangt, daß alle Stände auf gleiche Weiſe geachtet, keiner dem andern vorgezogen, keiner auf Koſten des andern begünſtigt werde. Sie verlangt nicht, daß eine Gleichheit des Vermögens eingeführt werde, denn das iſt unmöglich, aber ſie verlangt, daß es keinem Staatsgenoſſen an dem Nothwendigen zu ſeinem Lebensunterhalt fehle, denn darauf hat jeder Staatsgenoſſe gerechten Anſpruch als Menſch, und es iſt eine der heiligſten Pflichten der Regierungen, dafür zu ſorgen, nicht durch Anweiſung der Armen an die Mildthätigkeit der Wohlhabenden, ſondern durch Anſtalten zur Verminderung der Armuth ſelbſt. Sie verlangt nicht, daß der Fürſt keinen glänzenden Hof um ſich habe, keinen großen prächtigen Pallaſt bewohne, keine köſtliche Tafel halte, und nicht auch in ſeinen Beluſtigungen, und in den Feſten, die er gibt, ſeine Würde behaupte, ſie verlangt nicht, daß der hohe, den Thron umgebende Adel es dem Fürſten nicht nachthue, daß der Reiche in ſeinem Aufwand ſich dem Adel nicht gleichſtelle, aber ſie verlangt, daß der Fürſt die Staatseinkünfte nicht zu ſeinen Liebhabereien verſchwende, und nicht vergeſſe, daß er blos der Verwalter derſelben iſt, und daß der Adelige und Reiche in ſeinem Aufwand nicht die gehörigen Grenzen überſchreite; ſie verlangt, daß ſie von ihrem Ueberfluß die Dürftigen unterſtützen, zur Errichtung und Unterhaltung der öffentlichen Armenanſtalten beitragen, und, was eine Hauptſache iſt, in ihrer freiwilligen Frugalität den Geringen und Armen das Beiſpiel geben, daß man auch bei großem Reichthum mäßig ſein könne, damit ſie ihre erzwungene Frugalität deſto leichter ertragen lernen. Denn was macht eigentlich die Armen unglücklich? Nicht die Armuth an ſich, in die man ſich findet, wenn man nur nicht an dem ſchlechterdings unentbehrlichen Mangel leidet, ſondern der Neid auf die Vornehmen und Reichen, deren Aufwand ihnen Hohn ſpricht, ſie gegen ſie erbittert, und geneigt macht, wo es dazu Gelegenheit gibt, ihren Haß gegen ſie auszulaſſen, jedem Aufwiegler, der ihnen ein beſſeres Schickſal verſpricht, anzuhängen, und ihnen zur Ausführung ihrer Plane die

Hände zu bieten. Dies zeigt die Geſchichte aller Revolutionen, und es iſt ein großer Irrthum der Regierungen, wenn ſie glauben, daß, um Revolutionen zu verhindern, Alles gethan ſei, wenn ſie der Urheber derſelben habhaft geworden, und während ſie dieſe einſperren und beſtrafen, Andere von ähnlichen Verſuchen abzuſchrecken hoffen, indem ſie die Preſſe beſchränken, alle verdächtige Bücher verbieten, die Zeitungen und Journale einer immer ſtrengern Cenſur unterwerfen, und ihre Spione ausſchicken, um Jeden, der irgend einen Verdacht böslicher Geſinnungen gegen die Regierung erregt, bei'm Kopf zu nehmen. Dieſe Maßregeln ſind blos Palliativmittel. Sie unterdrücken zwar den Ausbruch den Uebels, aber ſie helfen ihm nicht ab, ſie beſchleunigen vielmehr ſeinen Ausbruch, weil ſie gegen die Regierung erbittern. Nur Zufriedenheit mit der Regierung, Zufriedenheit des ganzen Volks, beugt dem Uebel gründlich vor, und es bedarf jener Palliativmittel nicht. Aber wodurch erwerben ſich die Regierungen dieſe allgemeine Zufriedenheit? Nicht durch Konſtitutionen, welche die Fürſten ihren Völkern aus Gnaden geben, nicht durch Abhaltung von Landtagen, auf welchen die Majorität nach dem Willen der Regierung ſtimmt, nicht durch eine immer weitere Verbreitung einer ſchimmernden, Licht lügenden Aufklärung unter dem Volk, welche daſſelbe nur anmaßend und übermüthig macht, nicht durch unbegrenzte Beförderung der Induſtrie und des Handels, wobei nur die Fabrikanten und Kaufleute reich werden, das Volk aber, zu immer größerem Luxus dadurch verleitet, verarmt, und mit der Verarmung zugleich demoraliſiert wird, ſondern durch ein gutes Regiment, an deſſen Spitze ein weiſer, wohlgeſinnter und willenskräftiger Fürſt ſteht. Sei die Konſtitution eines Staates ſo gut, als ſie will, die Organiſation deſſelben von oben bis unten ſo trefflich, als ſie will, die Hauptperſon iſt und bleibt immer der Regent. Er iſt die Seele des Staates, die ihn trägt und regt, aber nicht dadurch, daß er, worein ſo viele Fürſten ihren höchſten Ruhm ſetzen, ſelbſt regiert, ſondern dadurch, daß er die Männer, durch welche er regiert, gehörig zu wählen, und jeden an ſeinen rechten Platz zu ſtellen weiß, daß er die Würdigkeit zur Anſtellung im Staatsdienſt nicht nach den heuchleriſchen Huldigungen, die ſeiner Perſon dargebracht werden, ſondern nach dem Werth der Individuen bemißt, die ſich darum bewerben, daß er ſich nicht den Ariſtokraten, die ihm das Volk als den Feind der Fürſten darſtellen, und der Prieſterſchaft,

die es als für durchaus verdorben ausſchreit, hingibt, ſondern ſich mehr auf die Treue desſelben, als auf die Treue der Ariſtokraten und auf die Redlichkeit der Prieſter verläßt, daß er überhaupt keinen Stand dem andern vorzieht, daß er ſich nicht mit Günſtlingen umgibt, die nicht ſeinen, ſondern ihren Vortheil ſuchen, daß er keinem ihn zum Gott erhebenden Schmeichler Zutritt zu ſich geſtattet, keinem phantaſtiſchen, von Volksbeglückung und Glanzerhöhung der Krone faſelnden Projektenmacher Gehör gibt, ſondern überall ſelbſt ſieht, jeden ſeiner Unterthanen mit eben der Aufmerkſamkeit, wie ſeine höchſten Staatsbeamten, anhört, und nicht verſchmäht, auch aus gemeinem Mund Wahrheit zu vernehmen, kurz, wenn er ein eben ſo gütiger, als weiſer und gerechter Fürſt iſt. So gedeiht nicht nur der Staat freudig unter ſeinem Zepter, und unter allen Klaſſen des Volks herrſcht vollkommene Zufriedenheit, ſondern er ſtellt ſich auch als Muſter für alle Klaſſen des Volks auf, vom Hofmann und Miniſter an bis hinunter zum Landbauer und Taglöhner. Durch Erfahrung belehrt, daß nur Rechtſchaffenheit und wahres Verdienſt vor ihm gilt, wird nicht leicht Jemand Scheinverdienſt vor ihm geltend machen wollen, nicht leicht Jemand, ohne ſich ſeiner Würdigkeit bewußt zu ſein, ſich um ein Amt oder eine Ehrenſtelle bewerben, nicht leicht Jemand über Andere herrſchen wollen, die ſich nicht, ſeine Ueberlegenheit anerkennend, ſeiner Herrſchaft freiwillig unterwerfen. Der Staat, von einem ſolchen Fürſten regiert, iſt kein blos ſo genannter, ſondern ein wahrer Organismus, gleich dem geſunden menſchlichen, in welchem jeder einzelne Theil ſeine gehörige Stelle einnimmt, jeder wirkt, wie er ſeiner Beſtimmung gemäß ſoll, und die Seele, die ihn belebt, durch keine krankhafte Verſtimmung weder des Ganzen, noch eines einzelnen Theiles, in ihrer freien kräftigen Thätigkeit gehemmt wird. Schon jetzt gibt es ſolche Fürſten, und wenn in der Folge, was leider bisher ſelten der Fall war, auch die Fürſtenkinder beſſer erzogen, und vorzüglich in dem, was zu ihrer hohen Beſtimmung gehört, unterrichtet werden, wird es ihrer noch mehr geben. Machen dann ſolche Fürſten die Mehrzahl aus, ſo wird, wie in das Volksleben, auch in die Politik mehr Moralität kommen. Wie der Egoismus der Völker, wird auch der Egoismus der Fürſten verſchwinden. Die Völker werden gleich Brüdern neben einander wohnen, die Fürſten werden Kosmopoliten werden, die Kriege werden aufhören, der ewige Friede wird kommen,

das goldene Zeitalter wird auch in der civiliſierten Welt wiederkehren.

Freilich können, wie ſchon geſagt, noch Jahrhunderte hingehen, bis es ſo weit kommt, aber daß dieſe Ausſicht kein leerer Traum iſt, zeigen die Fortſchritte, welche die geiſtige und ſittliche Kultur bereits gemacht hat, unwiderſprechlich, und was ſo weit vorgeſchritten iſt, kann nicht mehr zurückſchreiten. Es werden keine wilden Barbaren mehr in Europa eindringen, oder wenn ſie es verſuchen ſollten, wird es ihnen nicht gelingen, ſich feſtzuſetzen, unſere tapfern Armeen würden ſie alsbald in ihre heimathlichen Steppen zurückſchlagen. Es wird nie in Europa ein aſiatiſcher Despotiſmus aufkommen, und wenn, wie wir es noch in unſern Zeiten geſehen haben, auch in der Folge Eroberer auftreten ſollten, die ungewitzigt durch das Schickſal ihrer Vorgänger, auf Gründung von Univerſalmonarchien ausgehen, ſo werden ſie doch keine Attila's und Dſchengis-Chane ſein. Wie jetzt ſchon die meiſten europäiſchen Staaten konſtitutionelle Monarchien ſind, ſo werden es früher oder ſpäter alle werden, weil die Einführung konſtitutioneller Verfaſſungen die unausbleibliche Folge der Civiliſation iſt. Es werden zwar auch in den konſtitutionellen Monarchien nicht immer weiſe und gute Fürſten den Thron zieren, es werden ihn auch ſelbſtſüchtige und deſpotiſch geſinnte beſteigen, welchen die Konſtitution eine verhaßte Feſſel iſt, aber ſchwerlich wird es einer wagen, die Konſtitution aufzuheben, er wird ſie blos zu untergraben verſuchen, und auch dieſe Verſuche werden um ſo weniger gelingen, je mehr die Konſtitutionen ſelbſt ſich mit der fortſchreitenden Civiliſation immer weiter ausbilden und befeſtigen werden. Was ſolche Fürſten nicht ſind, das müſſen ſie wenigſtens ſcheinen, und wie ſie, dieſen Schein zu behaupten, gezwungen ſind, der Konſtitution gemäß zu regieren, ſo werden auch ihre Gehülfen in der Regierung, ihre Miniſter und Räthe, ſich wohl hüten, ihnen die Hände zu Schritten zu bieten, welche für ſie eben ſo gewagt und gefährlich ſind, als für die Fürſten. — Auf den Gerichtsbänken werden zwar, wie bisher, nicht lauter gerechte Richter ſitzen, aber mit der Verbeſſerung der Geſetzgebung, indem ſie der Chikane, und der Mißdeutung und Verdrehung der Geſetze weniger Raum geſtatten wird, werden auch die Richter ſelbſt beſſer, und ihre Erkenntniſſe gerechter werden. — Die Theologen werden zwar zur Aufrechthaltung ihres prieſterlichen Anſehens und ihrer Macht

über die Gemüther der Menſchen an ihrem Dogmenſyſtem feſthalten, wie immer, aber ſeit man die Heiden nicht mehr mit dem Schwert bekehrt, und die Ketzer nicht mehr auf Scheiterhaufen verbrennt, werden je länger je mehr Bekämpfer deſſelben auftreten, bis es endlich dem urſprünglichen reinen Chriſtenthum, an deſſen Stelle es getreten, Platz macht. — Unter den Aerzten wird es zwar auch in der Folge nicht an Homöopathen, Geiſterſehern und Teufelaustreibern, und andern dergleichen Narren fehlen, aber die Mehrzahl wird ſich am Krankenbette bilden, und, keinem am Schreibtiſch ausgeheckten Syſtem huldigend, das Heil der Medicin allein in den an demſelben gemachten, und zu ſicher leitenden Grundſätzen und Maximen des Handelns benutzten Erfahrungen ſuchen und finden. — Unter den Philoſophen endlich werden zwar noch Manche auftreten, welche die überſinnliche Welt zum Gegenſtand ihres Philoſophierens machen, und ihre metaphyſiſchen Hirngeſpinnſte für die tiefſte Erkenntniß, für das höchſte Wiſſen halten und ausgeben, aber dieſer ſpekulativen Philoſophen werden immer weniger werden, je mehr man lernen wird, die Vernunft bei'm Philoſophieren vernünftiger zu gebrauchen, und je mehr zu hoffen iſt, daß das Schickſal aller bisher aufgeſtellten ſpekulativen Syſteme, der Untergang des einen nach dem andern, von ähnlichen Verſuchen abſchrecken, und zu der Erkenntniß führen wird, daß die Philoſophie vom Himmel, zu welchem ſie ſich verſtiegen, wieder zur Erde zurückkehren muß, wenn ſie fruchtbar für das Leben, und ihr Einfluß auf Staatenregierung, Geſetzgebung, Erziehung und wahre Volksaufklärung heilbringend ſein ſoll. So werden ſich überall die Früchte unſerer bereits ſo ſchön begonnenen und immer weiter fortſchreitenden Civiliſation immer deutlicher zeigen; es wird kein finſteres Mittelalter, ſo ſehr es auch blinde Verehrer deſſelben zurückwünſchen, und Manche es zurückzubringen trachten, wiederkehren, es wird keine Zeit der Barbarei wiederkommen, die Menſchen werden immer vernünftiger werden, und Licht und Recht wird früher oder ſpäter die allgemeine Loſung in der civiliſierten Welt ſein.

Dies ſind die Reſultate meiner philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien, und wer, der Achtung vor der Würde der Menſchheit hat, und ſie liebt, möchte ſie wohl für leere Träume halten? Der Zuſtand der Menſchheit unter der Herrſchaft der Vernunft iſt ihr natürlicher Zuſtand, eben ſo natürlich als der Zuſtand der Thierwelt unter der

Herrſchaft des Inſtinkts. Daß die Menſchheit dieſem Zuſtand entgegen ſchreitet, zeigt die Geſchichte unwiderſprechlich, und wenn irgend etwas den Geiſt des Menſchen erheben, und ſein Herz erfreuen kann, ſo iſt es dieſe Ausſicht in die Zukunft. Daher war das Studium der Geſchichte, welche dieſe Ausſicht eröffnet, nebſt dem Studium der menſchlichen Natur, deſſen Reſultat mit dem Reſultat des Studiums der Geſchichte daſſelbe iſt, von jeher mein Lieblingsſtudium. Ihm widmete ich, ſo lange ich praktiſcher Arzt war, meine meiſten müßigen Stunden, und ſeitdem ich es nicht mehr bin, iſt das Leſen der die Geſchichte in jenem Geiſt bearbeitenden Hiſtoriker, wie Gibbon, Rotteck, Schneller, Raumer, und vor allen Herder, der Hauptgegenſtand meiner litterariſchen Beſchäftigung. Beinahe den ganzen Winter hindurch trieb ich nichts anders, und erſt im Frühjahr fand ich nöthig, eine Pauſe zu machen.

Ich befand mich nämlich während des ganzen Winters geiſtig und körperlich wohl, doch fühlte ich, daß ich, früher an ein bewegteres Leben gewöhnt, zu viel geſeſſen hatte, und um den weiteren übeln Folgen einer ſitzenden Lebensart zu begegnen, nahm ich mir vor, gleich nach dem Eintritt der beſſern Witterung mir mehr Bewegung zu machen, und wenigſtens alle ernſtere Studien eine Zeit lang aufzugeben. Ich ging daher täglich ſpazieren, oft ſtundenlang, benutzte dieſe Spaziergänge von Zeit zu Zeit zu Beſuchen bei den Geiſtlichen in der Umgegend, die ich in Nördlingen, wo ich mit ihnen und ihren Frauen öfter in Geſellſchaft zuſammenkam, als gebildete und wackere Männer hatte kennen lernen, und zu Hauſe wandte ich mich wieder zu meinen alten Lieblingsdichtern, die ich nun mit eben dem Intereſſe als Greis las, mit welchem ich ſie in meinen jüngern Jahren geleſen hatte. Sie unterhielten mich, ſie erheiterten mich, ja ſie machten mich wieder jünger, indem ſie mich in die Zeiten verſetzten, wo ſie mir waren, was andern die Muſik iſt, und eine Zuflucht, wenn mich amtliche Verdrüßlichkeiten oder Unannehmlichkeiten anderer Art in üble Laune verſetzen wollten. Vorzüglich war es Arioſt, an den ich mich bei ſolchen Fällen wandte, ich durfte nur ein Paar Geſänge in ſeinem raſenden Roland leſen, und ſogleich war Alles wieder gut. Jetzt las ich vorzüglich die hiſtoriſchen Dramen Shakſpeares, und wenn ich ihn in meinen frühern Jahren als den größten Dramatiker aller Zeiten bewunderte, ſo bewunderte ich jetzt, da ich ſelbſt die Menſchen beſſer kennen gelernt hatte, an ihm den großen Kenner

des menſchlichen Herzens, in deſſen Innerſtes vielleicht Keiner ſo tief geblickt hat, wie er.

Ich habe nun mein neunundſiebzigſtes Lebensjahr angetreten, und ich glaube nicht, daß mir in dieſem hohen Alter noch etwas begegnen werde, was zu erzählen der Mühe werth wäre. Ich ſchließe daher meine Selbſtbiographie, und füge dem bisher Erzählten noch einige Bemerkungen über mich bei, die zur nähern Kenntniß meiner Individualität dienen mögen. Der Menſch mag in der Welt ſein, was er will, ein Landbauer, ein Handwerker, ein Gelehrter, ein Staatsmann, ein Regent, die Hauptfrage iſt immer: was iſt er, was war er als Menſch? Die Beantwortung dieſer Frage iſt die Hauptaufgabe, welche der Selbſtbiograph zu löſen hat, und ſo will ich denn mich dieſer Obliegenheit nicht entziehen, ob ich ſchon weiß, daß die Beantwortung der Frage nicht ganz zu meinem Vortheil ausfallen wird.

Als der Sohn in beſchränktem Wohlſtand lebender, und an eine einfache Lebensart gewöhnter Aeltern, wurde ich auch von ihnen zu der gleichen Lebensart erzogen, was um ſo leichter war, da ich meine frühern Kinderjahre in dem großälterlichen Haus auf dem Lande zubrachte, wo die Lebensweiſe noch einfacher war als in dem älterlichen. So wurde ich ſchon in meiner zarteſten Kindheit zur Mäßigung in allen Arten ſinnlicher Genüſſe gewöhnt, und nachdem ich ſchon als ein zwölfjähriger Knabe als Zögling in die vormalige Militäriſche Pflanzſchule auf der Solitüde eingetreten war, ſo wurde ich bei der in derſelben eingeführten Lebensweiſe nicht nur bei der gewohnten Mäßigung erhalten, ſondern die Angewohnheit an dieſelbe wurzelte noch feſter, da es in dem Inſtitute durchaus an Verſuchungen zur Unmäßigkeit fehlte. Dieſelbe einfache Lebensweiſe ſetzte ich auch nach Verlegung der Pflanzſchule nach Stuttgart, wo ſie zur Militärakademie geworden, auf gleiche Weiſe fort, und als ich die Akademie in meinem einundzwanzigſten Jahr verließ, war ſie mir ſo zur Gewohnheit geworden, daß mich nur ſehr ſtarke Anreizungen zu Exceſſen verleiten konnten. Freilich fehlte es nach meinem Eintritt in das öffentliche Leben an ſolchen Anreizungen nicht, und ich kann nicht läugnen, daß ich ihnen öfters nicht zu widerſtehen vermochte. Allein weil mir beinahe jeder Exceß, den ich beging, eben weil ich nicht daran gewöhnt war, übel bekam, ſo fürchtete ich mich vor neuen, und ließ mich deswegen ſeltner dazu verleiten. Der Hauptexceß, den

ich beging, war, daß ich zuweilen einige Gläſer Wein zu viel trank; allein daß das Trinken bei mir nicht, wie bei ſo vielen jungen Männern der damaligen Zeit, zur Leidenſchaft wurde, hatte ich eben meiner von der frühesten Jugend an gewohnten Mäßigkeit zu danken, die Mäßigkeit war Regel, der Exceß Ausnahme, und wenn ich auch zuweilen einige Gläſer zuviel trank, ſo geſchah es immer in Geſellſchaft mit Freunden, für mich allein trank ich nie, denn nur unter Freunden fühlte ich, daß der Wein das Herz erfreut. — Noch weniger, als der Wein, verleitete mich ein wohlbeſetzter guter Tiſch, von meiner gewohnten Mäßigung abzuweichen. Ich war zwar gern zu Gaſt in Häuſern, wo man gut aß und trank, aber immer freute mich die Geſellſchaft mehr, als das gute Eſſen und Trinken, und ich erinnere mich nur weniger Fälle, wo ich mir bei einem Gaſtmahl eine Indigeſtion zugezogen hätte. Dieſe Mäßigung war die Folge meiner Erziehung, und ich bilde mir darauf eben ſo wenig ein, als auf meine Enthaltſamkeit in Rückſicht auf die Freuden der Liebe, welche ich vor meiner Verheirathung nie genoſſen hatte. Es iſt nicht meine moraliſche Kraft, welcher ich Beides zu danken habe, es ſind meine Aeltern und Großältern, und mein eilfjähriger Aufenthalt in der Karls-Akademie, denen ich dafür Dank ſchuldig bin.

Gleichen Dank bin ich auch meinen Aeltern und Großältern und der Karls-Akademie, und letzterer vorzüglich, für die Gewöhnung an Ordnung ſchuldig, welche mir ebenfalls zur andern Natur geworden, und beſonders als praktiſchem Arzt zu Statten gekommen iſt. Von meiner früheſten Jugend an gewohnt, immer früh aufzuſtehen, und früh zu Bett zu gehen, blieb ich auch bis in mein hohes Alter dieſer Gewohnheit getreu. So kam ich jeden Tag zur gehörigen Zeit an meine Geſchäfte, ſo konnte ich in der Nacht von denſelben gehörig ausruhen, um ſie am folgenden Tag mit erneuter Kraft fortzuſetzen; dadurch gewann ich nicht nur Zeit genug dazu, ſondern ich konnte ſie auch, eben weil ich weniger Eile hatte, deſto beſſer beſorgen. Wie ich als Zögling der Karls-Akademie im Sommer immer früh um ſieben, im Winter um acht Uhr meine Hörſäle beſuchte, ſo fing ich auch als praktiſcher Arzt um dieſelbe Zeit meine Krankenbeſuche an, und ich erinnere mich keines Tages, an dem ich nicht mit denſelben fertig geworden wäre, oder um fertig zu werden, einen Kranken hätte verſäumen müſſen. Darüber kann ich mich auf das Zeugniß aller Familien berufen, deren Hausarzt ich war, in Ludwigsburg,

in Würzburg und in Nürnberg. — Aber ein Anderes iſt es, die Kranken gehörig beſuchen, und keine verſäumen, ein Anderes, ſie mit Luſt und Liebe behandeln, und hier muß ich nun geſtehen, daß ich nicht immer das Lob verdient habe, welches mir meine Kranken gaben. Ich gab mir zwar alle Mühe bei ihrer Behandlung, ich beſuchte ſie auch in leichtern Krankheitsfällen fleißig, und in bedeutendern täglich zwei auch dreimal, und mit Vergnügen ſah ich, daß ſie die Mühe, die ich mir mit ihnen gab, dankbar erkannten. Aber um ſo weniger war ich mit mir ſelbſt zufrieden. Die meiſten Kuren gelangen mir zwar, aber gewöhnlich waren die Krankheiten, die ich glücklich heilte, Krankheiten leichterer Art, welche, auch ſich ſelbſt überlaſſen, eben ſo glücklich vorüber gegangen wären. Dagegen ſpotteten ſchwerere Krankheiten deſto öfter meiner Kunſt, und weil ich glaubte, meine Aufgabe ſei, auch von dieſen, die nicht entſchieden unheilbar ſind, zu heilen, ſo ſetzte mich jeder Todesfall in die peinlichſte Stimmung, die ich nicht wieder los werden konnte, bis mir eine bedeutende Kur gelungen war. So faßte ich zwar wieder neuen Muth, zumal wenn, wie es öfter geſchah, auf eine mißlungene Kur mehrere glückliche folgten; aber ſo oft dieſe glücklichen Kuren durch eine oder ein Paar unglückliche unterbrochen wurden, erneuerte ſich auch jene peinliche Stimmung wieder, und ſo konnte ich denn meines ärztlichen Lebens nie ganz froh werden. Ich ſagte mir zwar immer, daß auch den geſchickteſten und erfahrenſten Aerzten Kranke genug ſterben, daß der Arzt, wenn ihm ein Kranker ſtirbt, ſich mit dem Bewußtſein tröſten kann, nichts bei demſelben verſäumt zu haben, daß an dem Mißlingen vieler Kuren nicht der Arzt, ſondern die Kranken, indem ſie ſeine Verordnungen nicht genau befolgen, Schuld ſeien, daß endlich die Heilkunſt ſelbſt noch viel zu unvollkommen ſei, als daß der Arzt am Krankenbette ſeiner Sache überall gewiß ſein, und mit Sicherheit handeln könne. Allein dieſe Unvollkommenheit der Heilkunſt war es eben, was mir die ärztliche Praxis verdrüßlich machte. Ich ſah, daß ich mich einer Kunſt gewidmet hatte, in welcher ich nie vollkommener Meiſter zu werden hoffen könne. So oft ich einen Kranken verlor, bereute ich es, mich ihr gewidmet zu haben, und obſchon meine gelungenen Kuren mich immer wieder ermuthigten, ſo blieb mir doch ſtets der Zweifel, ob ich ſie nicht vielmehr meinem guten Glück, als meiner Kunſt, zu danken gehabt, ein Zweifel deſſen ich um ſo weniger Meiſter werden konnte, da ich ſah, daß ſo viele

Aerzte von geringerem Talent, von weniger Kenntniſſen und von beſchränkterer Erfahrung, ja ſogar Quackſalber nicht ſelten deſſelben Glücks ſich zu erfreuen haben. Indeſſen war ich einmal praktiſcher Arzt, ich konnte nichts andres mehr ergreifen. Ich prakticierte daher fort, aber ich that es nicht aus Luſt und Liebe ſondern aus Pflicht, und was mir die Erfüllung dieſer Pflicht erleichterte, war das Vertrauen, welches die Kranken in mich ſetzten, und welches ich um ſo höher anſchlug, da ich mich für überzeugt hielt, daß ich das Gelingen vieler meiner Kuren dieſem Vertrauen zu danken habe. Denn das Vertrauen zu dem Arzt macht Muth und der Muth iſt eine Univerſalarzenei, wenn es irgend eine giebt.

Es iſt leicht zu erachten, daß die Mißſtimmung, in welche mich mein ärztliches Leben ſo oft verſetzte, mich auch im geſelligen Leben nie ganz verließ. Ich konnte zwar in Geſellſchaften ſehr heiter ſein, und man ſah mich gern in ihnen, weil ich reich an Anekdoten war, die ich zum beſten gab, und auch manches Andere, theils aus meiner Lektüre, theils aus meiner Welterfahrung wußte, deſſen Mittheilung der Geſellſchaft Vergnügen machte. Allein ich durfte nur einen oder ein Paar ſchwere Kranke in der Behandlung haben, ſo brachte ich eine verdrüßliche Stimmung in die Geſellſchaft mit, und weil dieſes öfters geſchah, und ich überhaupt von Natur ſtill, in mich gekehrt, mehr in meinem Innern, als nach außen beſchäftigt, und von meiner frühern Erziehung her etwas ſchüchtern war, ſo war ich im Ganzen kein angenehmer Geſellſchafter, ja Viele, die mich nicht näher kannten, hielten mich für einen unfreundlichen, untheilnehmenden, ſtolzen Menſchen. Freilich konnte ich den Leuten nicht ſo ſchmeicheln, wie es ihre Eitelkeit verlangt, und wie man es beſonders an den Aerzten gewohnt iſt, denn das war mir weder von der Natur gegeben, noch achtete ich auch, mir meiner eigenen Mängel bewußt, die Menſchen ſo hoch, daß ich ihnen hätte ſonderlich ſchön thun können. So ſchön thun können ihnen nur diejenigen, die ſie gewöhnlich nur im Sonntagshabit ſehen, der Arzt hingegen, der ſie auch im Schlafrock ſieht, weiß beſſer was an ihnen iſt, und wenn ihnen die meiſten Aerzte gleichwohl mehr Achtung und Verehrung bezeigen, als ſie verdienen, ſo ſind ſie entweder Heuchler, oder ſie thun ihnen ſchön in der Hoffnung, deſto reichlicher von ihnen bezahlt zu werden. Aber Begierde nach Reichthum war nie meine Sache, und deswegen beneidete ich nie einen meiner Mitärzte um ihre ausgebreitete und

einträgliche Praxis. Ich rivaliſierte mit keinem, und wenn ich nur mit einigen auf einem freundſchaftlichen Fuß ſtand, ſo war es nicht Neid auf die andern, ſondern die Verſchiedenheit unſerer Denkungsart, unſerer Anſichten und unſeres Betragens, was uns auseinander hielt. Von Jugend auf an Mäßigung gewöhnt, war ich zufrieden, wenn ich erwarb, was ich bedurfte, um meiner Familie eine ſorgenfreie, behagliche und anſtändige Exiſtenz zu verſchaffen, und weil es mir nie an etwas hiezu fehlte, ſo hatte ich nie nöthig, Leuten Komplimente zu machen, die ich nicht ihrer Perſönlichkeit wegen achtete. So erſchien ich freilich Vielen als ein unfreundlicher, untheilnehmender und ſtolzer Menſch. Allein ich war es nicht. Ich war wohlgeſinnt gegen alle meine Mitmenſchen, ob ich ſchon mit wenigen auf einem eigentlich freundſchaftlichen Fuß ſtand. Ich war theilnehmend an den Leiden meiner Kranken, obſchon ich es zuweilen weniger ſchien, weil ich, ſo oft es Noth that, ernſt und ſtreng gegen ſie war; ich ſuchte mir ihr Vertrauen nicht durch unzeitiges Mitleid, ſondern durch die Mühe, welche ich mir mit ihnen gab, zu erwerben, und wenn man mich für ſtolz hielt, ſo gab ich dazu blos dadurch Anlaß, daß ich öfters an Perſonen, welche ich nicht näher kannte, gleichgültig vorüberging, und Andere, welche ich ihrer Perſönlichkeit wegen nicht lieben und achten konnte, nicht ſo komplimentierte, wie es die Konvenienz forderte. Ich kannte mich ſelbſt zu gut, um irgend einen Menſchen zu verachten, ich bedauerte vielmehr die Verächtlichen, weil ich fühlte, wie weit ich ſelbſt hinter dem Ideal zurückſtand, welches ich mir von einem Menſchen, wie er ſeiner Beſtimmung nach ſein ſoll, gebildet hatte. Daher ging auch mein Beſtreben ſtets auf meine weitere Ausbildung, wie für die Kunſt der ich mich gewidmet hatte, auch für das geſellige Leben, in welchem ich mich als Arzt bewegte. Freilich waren die Fortſchritte, welche ich in beiden machte, nicht groß; aber ich fühlte doch, daß ich immer etwas vorwärts kam, — in meiner Kunſt, indem ich ſie zwar nie in dem großen Vertrauen auf ſie, wie die meiſten ältern praktiſchen Aerzte, aber doch, an Erfahrung reicher geworden, mit mehr Sicherheit und Dreiſtigkeit übte, — in dem geſelligen Leben, indem ich in den Geſellſchaften, die ich beſuchte, mich jederzeit, wenn auch nicht immer freundlich, heiter und unterhaltend, doch anſtändig und würdig, und als einen Mann betrug, der die Wahrheit liebt, das Böſe haßt, und das Gute ſchätzt und zu befördern ſucht, ſo viel er es in ſeiner Lage vermag.

Mehr, als im geſelligen Leben, zeigt ſich der Mann, wie er iſt, in dem häuslichen, als Gatte und Familienvater. Ich war, als ich heurathete, ſieben und zwanzig, und meine Frau ſiebenzehn Jahre alt. Unſeren Ehebund hatte die Liebe geſtiftet, und wie glücklich meine Wahl war, brauche ich nicht zu ſagen, da ich in dem zweiten Buch dieſer Geſchichte die Vorzüge meiner Frau zur Genüge geſchildert zu haben glaube. So jung ſie war, ſo beſaß ſie doch alle Eigenſchaften, welche zur Führung auch eines größern Hausweſens, als das unſerige, erfordert werden. Ich konnte ihr daſſelbe ganz überlaſſen, und ich that es auch. Was ich einnahm, gab ich in ihre Hände, ſie konnte darüber ſchalten und walten, wie ſie wollte, und ich hatte nie Urſache, es zu bereuen, da ſie bis zu ihrem Tod eine eben ſo verſtändige als treue Verwalterin deſſelben war. Beiderſeits an Sparſamkeit gewöhnt, kamen wir mit unſerem Einkommen, ſo gering es auch im Anfang war, doch ganz gut aus, und wenn die kluge Oekonomie meiner Frau ſchon an ſich ſelbſt mir höchſt ſchätzbar war, ſo ward ſie mir es noch mehr dadurch, daß ich, frei von allen häuslichen Sorgen, deſto heiterer und muthiger meine Berufsgeſchäfte betreiben konnte. So war es, da wir noch keine Kinder hatten, und ſo blieb es auch, nachdem uns eine Tochter, und zwei Jahre darauf ein Sohn geboren worden, und nun ein neues Geſchäft auf meine Frau wartete, die Erziehung unſerer Kinder. Auch dieſes Geſchäft beſorgte ſie eben ſo verſtändig und gewiſſenhaft, als ihre Haushaltung. Sie erkannte, daß bei Kindern beiderlei Geſchlechts die erſte Erziehung vorzüglich der Mutter obliege, und wenn meine Tochter eine tüchtige Hausfrau, eine treue Gattin, und eine ſorgſame Mutter ihrer Kinder geworden, und mein Sohn bei ſeinem Austritt aus dem älterlichen Hauſe ein durchaus unverdorbener Jüngling war, ſo iſt dies vorzüglich das Verdienſt ihrer Mutter. Was ſie ſelbſt war, ſollte auch ihre Tochter werden, eine tüchtige bürgerliche Hausfrau, und wenn mein Sohn nicht geblieben iſt, was er bei ſeinem Austritt aus dem älterlichen Haus war, ſo iſt es weniger ihre Schuld, als die meinige. Ich hatte ihm zuviel zugetraut, ich hatte nicht gefürchtet, daß ein ſo verſtändiger, ſo gut gearteter, und ſo fleißiger Menſch, auch wenn er die ſchlechteſten Beiſpiele vor ſich haben würde, ausarten könne, und wie er die Univerſität Erlangen bezog, dachte ich um ſo weniger daran, ihn unter Aufſicht zu ſtellen, da er ſich während ſeines Aufenthalts auf der Univerſität

Altdorf ſtets als einen eben ſo geſitteten als fleißigen Studenten betragen hatte. Hätte ich von der traurigen Verwandlung, welche in Erlangen mit ihm vorging, früher etwas erfahren, ſo wäre es mir vielleicht gelungen, ihn auf den Pfad des Guten wieder zurückzubringen. Allein wie es leider in ſolchen Fällen oft geſchieht, daß die Freunde uns mit böſen Nachrichten von den Unſerigen verſchonen wollen, ſo geſchah dies auch hier, und als ich erfuhr, was mehrere meiner Freunde längſt wußten, war es bereits zu ſeiner Rettung zu ſpät. Als ein von Natur guter Menſch ſah er zwar die mit ihm vorgangene Veränderung ſehr wohl ein, und die Vorwürfe und Ermahnungen, die er von mir erhielt, bewirkten jedesmal die tiefſte Reue wegen des Vergangenen, und die beſten Vorſätze für die Zukunft bei ihm, allein es erfolgte immer nur eine vorübergehende Beſſerung. Das Uebel war bereits zu tief gewurzelt, als daß er ſeine guten Vorſätze hätte zur Ausführung bringen können, und ſo ſtarb er als ein trauriges Opfer deſſelben in einem Alter von fünf und dreißig Jahren.

So hatten wir nun nur noch ein einziges Kind, unſere an den nunmehrigen königlichen Poſtverwalter in Nördlingen verheurathete Tochter, und da ich bald nach dem Tode meines Sohnes auch meine Frau verlor, und entſchloſſen war, nicht wieder zu heurathen, ſo blieb ich nicht nur bei ihr wohnen, ſondern begab mich auch bei ihr in die Koſt. So lebten wir in Nürnberg neun Jahre zuſammen, und nachdem mein Schwiegerſohn zum Poſtverwalter in Nördlingen befördert, und ich in den Ruheſtand verſetzt worden, wählte auch ich Nördlingen zu meinem Aufenthaltsort. Gleich meiner Frau, beſorgte mich auch meine Tochter, wie in Nürnberg, auch in Nördlingen zu meiner vollkommenen Zufriedenheit. Auch war ich im Ganzen mit der Art, wie ſie ihre Kinder, drei Mädchen, erzog, wohl zufrieden, nur bedurfte ſie dabei der Mitwirkung einer Gehülfin, weil man gegenwärtig weit mehr von einem gebildeten Frauenzimmer verlangt, als ehedem. Die Kinder erhielten daher eine Gouvernantin, und wir waren ſo glücklich, eine Perſon zu finden, wie wir ſie wünſchten, ein Mädchen von zwanzig Jahren, welches in Allem, was die Kinder von ihr lernen ſollten, wohl unterrichtet war, und, was beſonders mir ſehr am Herzen lag, nicht zu den Gouvernantinnen gehörte, welche das Höchſte zu leiſten glauben, wenn ſie ihre Zöglinge, wie man ſagt, für die Welt erziehen, eine Erziehung, bei welcher,

wie die Erfahrung lehrt, ſo häufig das Weſentliche dem Unweſentlichen, das Nützliche dem Angenehmen, die Bildung für das Haus der Bildung für die Welt aufgeopfert wird. Schon die Knaben, die doch einer vielſeitigern Ausbildung bedürfen, lernen heutzutage Viel und Mancherlei, was ſie zu ihrem künftigen Beruf nicht brauchen; um ſo mehr iſt es bei Mädchen gefehlt, wenn ſie Dinge lernen ſollen, die ihnen zur Ausbildung für ihre wahre Beſtimmung nicht nur nicht förderlich, ſondern vielmehr hinderlich ſind. Dem weiblichen Geſchlecht iſt ſein Wirkungskreis in dem Hauſe angewieſen, eine ſorgſame fleißige Hausfrau, eine liebevolle treue Gattin, eine wachſame liebende Mutter, eine verſtändige gewiſſenhafte Erzieherin ihrer Kinder zu werden, iſt des Mädchens Beſtimmung, und der Hauptzweck der weiblichen Erziehung iſt verfehlt, wenn dabei mehr auf äußere Auszeichnung, als auf echte weibliche Ausbildung hingearbeitet wird. Denn auch abgeſehen, daß für letztre gewöhnlich um ſo weniger gethan wird, als zu viel für die erſtere, ſo verlieren auch die ſo erzogenen Mädchen gar leicht den Sinn für das Weſentliche, ſo daß ſie, wenn ſie ſofort Frauen und Mutter werden, nicht mehr das Verſäumte nachzuholen vermögend, ſich um ſo unglücklicher fühlen, je mehr ſie gewahr werden, daß zur Erfüllung der Pflichten, die ihnen dieſer neue Stand auflegt, etwas mehr erfordert wird, als eine Virtuoſin auf dem Klavier, eine Künſtlerin an der Stickrahme zu ſein, Franzöſiſch, Italieniſch und Engliſch ſprechen zu können, und in Geſellſchaften als modiſch fein gebildete, oder gar als gelehrte Damen ſich producieren zu können. Dieſe Bemerkungen wiederholte ich, ſo oft ich dazu Gelegenheit fand, gegen meinen Schwiegerſohn, und ich freue mich, ſagen zu können, daß ſie bei ihm nicht ohne Wirkung geblieben, ob er ſchon auf die Erziehung für die Welt mehr Werth legte, als ich. Beſonders aber widerrieth ich, die Kinder in ein öffentliches Mädchen-Inſtitut zu geben, nicht nur weil ich überhaupt wenig auf dieſe Inſtitute halte, da die Mädchen, ſo wie ſie für das häusliche Leben beſtimmt ſind, auch zu Hauſe erzogen werden müſſen, ſondern auch weil ich kein ſolches Inſtitut kenne, ja keines für möglich halte, wo die Mädchen zu dem, was ſie ihrer Beſtimmung nach werden ſollen, erzogen werden können. Auch darüber war mein Schwiegerſohn mit mir einverſtanden, und ich zweifle nicht, daß er ſeiner Anſicht getreu bleiben werde, auch dann, wenn ich nicht mehr am Leben bin. Meine drei Enkelinnen ſind alle von

der Natur ſo ausgeſtattet, daß ich hoffen darf, ſie werden einſt werden, was ihre Großmutter war, und ich glaube, daß dies auch für die jetzige Zeit, ungeachtet der größern Anforderungen, welche man jetzt an das weibliche Geſchlecht macht, genug wäre, denn Alles hat ſein Maß, und wie wenig auch hier das rechte Maß überſchritten werden darf, erſieht man daraus, daß, was man bei dem weiblichen Geſchlecht höhere Bildung nennt, genau betrachtet, ſehr oft Verbildung iſt.

Bei einem ſo lebhaften und reizbaren Temperament, wie das meinige, und bei der häufigen Verſtimmung, in welche mich meine Berufsgeſchäfte ſetzten, konnte es nicht fehlen, wie in die Geſellſchaften, die ich beſuchte, mußte ich dieſe Verſtimmung auch in den Kreis meiner Familie mitbringen, und da man ſich zu Hauſe weniger zuſammennimmt, als in öffentlicher Geſellſchaft, ſo war in ſolchen Stunden übler Laune auch die unbedeutendſte Kleinigkeit im Stande, mich auf eine Art aufzuregen, daß ich mich oft im eigentlichen Verſtand ungebärdig benahm. Indeſſen war meine Frau verſtändig und ruhig genug, den Pulvermüller, wie mich ihre Freundin Paulus nannte, ausbrauſen zu laſſen, und ſie konnte es um ſo mehr thun, da ſie wußte, daß nichts, als ihr ruhiges Betragen nöthig war, um den böſen Dämon alsbald von dem guten beſiegt zu ſehen. War der kurze Sturm vorüber, ſo war ich der gutmüthigſte Menſch von der Welt, denn es gibt wohl wenig gutmüthigere Menſchen, als ich von Natur bin, ja ich möchte ſagen, daß meine Gutmüthigkeit zuweilen zu weit ging, und beſonders habe ich mir dieſen Vorwurf in Betreff meines Sohnes zu machen, dem ich immer wieder verzieh, wenn er Reue wegen ſeiner Vergehungen bezeigt hatte. — Ueberhaupt war ich, wenn ich bei guter Laune war, in welche mich auch die unbedeutendſten erfreulichen Ereigniſſe ſetzen konnten, heiter, luſtig, oft bis zur Ausgelaſſenheit, freundlich gegen Jedermann, dienſtfertig, wohlthätig, kurz, Alles, wodurch ein guter Menſch ſich zu erkennen gibt. Dies wußte Niemand beſſer, als meine Frau, und daher war auch unſere Ehe, ungeachtet der öftern, durch meine nach Hauſe mitgebrachte Verſtimmung veranlaßten Mißhelligkeiten, eine glückliche Ehe. Wie mich meine Frau, ſo liebte ich auch ſie herzlich, und den ſprechendſten Beweis, wie gewiß ſie meiner Liebe war, gab ſie mir dadurch, daß ſie ſich nie etwas daraus machte, wenn ſie ſah oder hörte, daß mir auch andere ſchöne und liebenswür-

dige Frauen und Mädchen wohlgefielen, ja ſelbſt nicht, wenn dieſes Wohlgefallen bis zum Kourmachen ging. Sie hielt es für das, was es war, für etwas Vorübergehendes, das meiner nicht auf Wohlgegefallen an ihrer ſchönen Geſtalt, ſondern auf Anerkennung ihres innern Werths gegründeten Liebe zu ihr keinen Eintrag thun konnte, und das ſie mir um ſo lieber verzieh, da ſie dabei immer mehr gewann, als verlor. — So herzlich, wie meine Frau, liebten mich auch meine Tochter und mein Schwiegerſohn, und ſeit ich Großvater bin, auch meine Enkel, und wie lieb auch ſie mir waren und ſind, gab ich ihnen nicht nur dadurch zu erkennen, daß ich nach dem Tod meiner Frau, wo ich wohl hätte wieder heurathen können, Wittwer blieb, und mit ihnen nach Nördlingen zog, ſondern auch dadurch, daß ich ſelbſt der Lehrer meiner Enkel wurde, indem ich ſie in Allem, wozu es in Nördlingen an Lehrern fehlte, und was ich zu ihrer geiſtigen und ſittlichen Bildung für nothwendig hielt, unterrichtete.

Aber zur vollſtändigen Schilderung meiner Individualität gehört auch noch eine nähere Darſtellung meines mediciniſchen und religiöſen Glaubensbekenntniſſes, und über beide werde ich mich, wie über alles Andere, ausſprechen, wie ich denke. Zuerſt alſo mein mediciniſches Glaubensbekenntniß. Ich habe daſſelbe ſchon früher in der Schrift: Rhapſodien aus den hinterlaſſenen Papieren eines praktiſchen Arztes, herausgegeben von Ernſt Friederich Wahrhold, abgelegt, und da es noch daſſelbe iſt, ſo brauche ich es hier blos zu wiederholen. Es lautet, wie folgt.

1.

Ich würde gegen meine Ueberzeugung ſprechen, wenn ich behaupten wollte, wir ſeien in der Heilkunſt nicht weiter gekommen, als die Alten. Allein ich glaube, daß man dies nur in wiſſenſchaftlicher Beziehung mit Grund ſagen kann. In der Praxis ſind wir nur in der Chirurgie bedeutend weiter gekommen, in der Medicin hingegen nur um einige Schritte. Wir ſind wohl im Beſitz mehrerer Heilmittel, als die Alten, wir handeln rationeller, als ſie, wir ſind thätiger, als ſie. Aber wir heilen deswegen nicht glücklicher, es geneſen und ſterben uns im Ganzen eben ſo viele Kranke, als ihnen. Wären wir beſſere praktiſche Aerzte, als ſie, ſo müßte die Zahl der Geneſenden nothwendig größer ſein, die

Sterblichkeit müßte ſich im Ganzen vermindert haben, was doch keineswegs der Fall iſt. Wollte man ſagen, die Menſchen ſeien im Alterthum geſünder geweſen, es ſeien weniger Krankheiten vorgekommen, die Krankheiten ſeien einfacher, mehr akuter als chroniſcher Art, und wegen der einfachen Lebensweiſe und der kräftigern Konſtitution der damaligen Menſchen leichter zu heilen geweſen, als jetzt, ſo gebe ich dieſes Alles gern zu. Allein die Frage iſt hier nicht von der Zahl der Geneſenden und Sterbenden überhaupt, ſondern von der Zahl der Kranken, die geheilt oder nicht geheilt werden, und in dieſer Rückſicht iſt der Unterſchied wahrlich nur ſehr unbedeutend. Sowohl an akuten, als an chroniſchen Krankheiten, ſterben jetzt noch ohngefähr eben ſo viele Menſchen als zu den Zeiten des Hippokrates. Die Natur beider Krankheitsklaſſen hat ſich nicht geändert, ihre Urſachen ſind noch eben dieſelben, ſie ſelbſt ſind nicht bösartiger geworden, unſere veränderte Lebensart hat ſie nicht verſchlimmert, ſie iſt blos Schuld, daß die chroniſchen Krankheiten im Verhältniß zu den akuten häufiger geworden, und daß einige Krankheiten, welche die Alten nicht kannten, entſtanden ſind. Man kann alſo blos ſagen, daß jetzt mehr Kranke an chroniſchen Krankheiten ſterben, als zu den Zeiten des Hippokrates, und wenn wir, was ich keineswegs läugne, in der Behandlung dieſer Krankheiten glücklicher ſind, als die Alten, ſo kommt dies blos daher, daß wir im Beſitz wirkſamerer Mittel gegen ſie ſind. Allein warum leiſten wir mit ſo wirkſamen Mitteln nicht noch mehr? Warum ſterben uns beinahe noch eben ſo viele Kranke? Offenbar, weil wir von unſern Mitteln noch nicht den rechten Gebrauch zu machen verſtehen. Denn was thun wir? Wir erklären ihre Wirkungsart nach den Principien des herrſchenden Syſtems, wir richten uns nach dieſen Principien bei ihrer Verordnung, wir achten aus allzu großem Vertrauen auf ihre Kräfte zu wenig auf die Heilkraft der Natur. Die Folge davon iſt, wir wählen nicht überall die paſſenden Mittel, wir laufen mit den gewählten gleichſam Sturm auf die Krankheit. Durch dieſes zu thätige Verfahren ſtören wir die Natur, die doch von der Kunſt blos unterſtützt werden ſoll, in ihren Heilbeſtrebungen, und anſtatt die Krankheit ſchneller zu heben, verzögern wir vielmehr ihre Heilung, und anſtatt ſie zu heilen, machen wir ſie unheilbar. So kann freilich unſere neuere rationelle Heilkunſt wenig mehr leiſten, als die alte empiriſche, und der Unterſchied beſteht blos darin: den

Alten fehlte es an dem erforderlichen Vorrath wirkſamer Mittel, ſie mußten daher die Heilung der Krankheiten größtentheils der Natur überlaſſen; wir neuern Aerzte haben vielmehr Ueberfluß als Mangel an wirkſamen Mitteln, aber wir ſind mit dieſen Mitteln zu freigebig, ſtatt die Natur blos zu unterſtützen, wollen wir ſie meiſtern, und doch iſt nichts gewiſſer, als der ſich zu allen Zeiten bewährte Ausſpruch der Erfahrung, daß nicht der Arzt, ſondern die Natur die Krankheiten heilt, daß der Arzt nur der Diener der Natur, nicht ihr Herr und Meiſter iſt. Freilich bedarf die Natur ſehr oft der Unterſtützung der Kunſt, und es iſt bekannt, wie viel wir durch rechtzeitige Aderläſſen, durch Brechmittel und Laxanzen, durch unſere ſo genannten auflöſenden Mittel, durch das Opium und andere Narkotika, durch die Chinarinde, das Queckſilber und andere Metallpräparate, kurz, durch eine Menge unſerer Arzneimittel, zur rechten Zeit und auf die rechte Art angewendet, ſelbſt in den bedenklichſten Fällen, vermögen. Aber es iſt nicht minder bekannt, daß wir mit allen dieſen Mitteln wenig oder nichts leiſten, wenn die Natur nicht das Meiſte dabei thut. Die Heilkraft der Natur iſt das größte aller Heilmittel, das hat man in der neueſten Zeit am auffallendſten an den homöopathiſchen Kuren geſehen, die offenbar ohne alle Arzeneien, (denn die homöopathiſchen ſind keine,) erfolgen; nächſt dem Glauben an das Wunderbare und Unbegreifliche, thut die Heilkraft der Natur dabei Alles. Aber auch bei unſern wiſſenſchaftlichen Kuren thut ſie wenigſtens das Meiſte, und wie viel wir auch mit unſern künſtlichen Mitteln leiſten mögen, ſo unterſtützen wir blos damit die Heilkraft der Natur, die Heilung ſelbſt iſt lediglich ihr Werk. Das haben von jeher alle erfahrene und denkende Aerzte eingeſehen, und auch ich ſelbſt habe mich davon in meiner vieljährigen Praxis zur Genüge überzeugt. Ich habe bei Epidemien, ſowohl in der Stadt als auf dem Lande, deren ich ſehr Viele zu behandeln hatte, geſehen, daß viele ſehr ſchwer Erkrankte, welche, wie das bei dem gemeinen Volk gewöhnlich der Fall iſt, gar keine Arzeneien nahmen, eben ſo bald und eben ſo vollſtändig genaſen, als Andere, welche Alles nahmen, was ich ihnen verordnete. Eben ſo habe ich bei chroniſchen Krankheiten ſehr oft die Erfahrung gemacht, daß ich bei ihnen weit mehr mit einer angemeſſenen, ſtreng gehaltenen Diät ausrichtete, als mit den Arzeneien, die ich aus der Apotheke verſchrieb. Ohne Zweifel haben auch andere Aerzte dieſe Erfahrungen nicht min-

der häufig gemacht, und gleich mir, durch dieſe vielfältigen Erfahrungen belehrt, die Maxime befolgt, nur da thätig einzuſchreiten, wo die Heilung der Natur nicht allein überlaſſen werden kann. Allerdings kommen ſolche Fälle oft vor, aber eben-ſo oft kommen auch die entgegengeſetzten vor, und hier iſt es offenbar, daß die Kunſt mehr ſchadet, als nützt, ja wo ſie oft noch weit mehr ſchaden würde, wenn die Natur nicht wieder gut machte, was die Kunſt verdarb. Wie wahr dieſes iſt, erſieht man ſchon daraus, daß bei allem Wechſel der Heilmethoden, welche die von Zeit zu Zeit aufkommenden Syſteme zur Folge gehabt, dennoch die Zahl der Geneſenen und Geſtorbenen im Ganzen immer dieſelbe geweſen. Geſchadet hat dieſer Wechſel der Heilmethode allerdings, und er mußte ſchaden, weil die Theorien, worauf ſie ſich gründeten, einſeitig waren, denn alles Einſeitige ſchadet, und muß ſchaden. Aber was wars, was iſts, und was wirds immer ſein, was da macht, daß auch die einſeitigſte verderblichſte Methode nicht ſo viel ſchadet, als man mit Recht fürchten ſollte? Die Heilkraft der Natur iſts, die, wie ſie überhaupt nur zu oft unſere Ehrenretterin iſt, zum Glück auch unſere größern gegen ſie begangenen Unbilden wieder gut macht. Siegreich über alle Methoden, die bisher aufgekommen, ſtand ſie da, ſiegreich über alle, die künftig aufkommen werden, wird ſie da ſtehen, und nur die Methode, die ihr abgelernt iſt, die auf Erfahrung gegründete, und auf dem Weg der Erfahrung immer mehr vervollkommnete, die empiriſch-rationelle, vermag ſie in ihrem Sieg zu unterſtützen. Daher iſt das Krankenbette die wahre Schule für den praktiſchen Arzt, und nur in dieſer Schule kann er ſich zu einem ſolchen bilden.

2.

Ich bin weit entfernt, die Fortſchritte zu verkennen, welche die Medicin als Wiſſenſchaft in neuern Zeiten gemacht hat. Ich weiß, und ſchätze es ſehr hoch, was in der Anatomie, Phyſiologie, Pathologie, Pharmacie u. ſ. w., theils auf dem Weg der Beobachtung, theils auf dem Weg der Spekulation gethan worden. Aber ich glaube, daß noch ſehr viel fehlt, um auf die bereits gewonnenen halben Begriffe von dem Weſen des Organismus, und ſeinem geſunden und kranken Leben, ein auch für die Praxis brauchbares Syſtem bauen zu können, ja ich zweifle, ob wir überhaupt jemals

zu einem ſolchen Syſtem gelangen werden. Wie viele Syſtme der Heilkunde ſind nicht bereits aufgeſtellt worden, aber können wir wohl von irgend einem ſagen, daß es uns am Krankenbette nicht im Stiche gelaſſen hätte? So viel ſie bei ihrer Erſcheinung verſprachen, ſo viele Anhänger ſie fanden, ſo hoch ſie im Anfang geprieſen wurden, ſie haben alle ihren Tag erlebt, das Brownſche ſo gut, als das Boerhavſche, das Naturphiloſophiſche ſo gut, als das Brownſche, und ſo viele auch in der Folge aufſtehen mögen, ſie werden alle das gleiche Schickſal haben, denn Opinionum commenta delet dies. Ein für die Praxis brauchbares Syſtem kann nur auf lautere, durch keine ſpekulative Anſicht getrübte Erfahrung gebaut werden, und ein ſolches iſt allein das empiriſch-rationelle, zu welchem die Alten, und vorzüglich Hippokrates, den Grund gelegt haben. Die ſpekulativen Syſteme mögen wohl die Fortſchritte der Wiſſenſchaft beurkunden, und dem Scharfſinn ihrer Urheber Ehre machen; am Krankenbett macht nur Erfahrung den Meiſter, und um als Meiſter zu handeln, ſind nur praktiſche Grundſätze, d. h. unmittelbar aus der Erfahrung abgeleitete Regeln und Maximen des Handelns nöthig und nützlich.

3.

Ich bin weit entfernt zu behaupten, unſere bisher aufgekommenen ſpekulativen Syſteme hätten für die Praxis gar keinen Nutzen gehabt; die ſchärfere Beobachtung der Erſcheinungen der Krankheiten, wozu ihre Prüfung am Krankenbette führte, müßte auch zu einem ſchärfern Studium der Geſetze des kranken Lebens anregen, und zu nützlichen Reſultaten für die Praxis führen, auf welche man vielleicht ohne ſie nicht gekommen wäre. Allein ich glaube, daß ſie auf der andern Seite wohl eben ſo virl geſchadet haben, indem ſie, ſelbſt auf einſeitige Anſichten gegründet, auch dem Beobachtungsgeiſt eine einſeitige Richtung gaben, wodurch er, ſtatt mit der gehörigen Freiheit und Unbefangenheit, vielmehr im Geiſt des Syſtems zu wirken beſtimmt wurde, — eine Richtung, vor welcher auch der Unbefangenſte nicht ſicher iſt, und welche zu nehmen er um ſo leichter verſucht wird, je mehr ihm einerſeits das Syſtem ſelbſt wegen ſeiner Neuheit, der ſcheinbaren Richtigkeit ſeiner Principien, und der Konſequenz, mit welcher es durchgeführt iſt, einleuchtet, und je mehr ihm anderſeits um des Ge-

winns willen, welchen er für die Praxis von ihm erwartet, daran gelegen iſt, es durch ſeine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen zu beſtätigen. So hat von jeher jedes neu aufgeſtellte Syſtem, wie ſeine Anhänger und Verfolger, auch ſeine Beförderer unter den praktiſchen Aerzten gefunden. Getäuſcht von allen vorhergegangenen Syſtemen, aber eben deswegen das Bedürfniß eines beſſern um ſo ſtärker fühlend, greifen ſie mit beiden Händen nach dem neuen. Sie glauben, weil es noch mehr verſpreche, leiſte es auch mehr. Sie fangen an nach demſelben zu handeln, und die gemachten Kuren ſcheinen es zu beſtätigen, weil ſie dieſelben den Grundſätzen des Syſtemes gemäß deuten. Allein ſie bedenken nicht, daß die Grundſätze des Syſtems ſelbſt von einſeitigen Beobachtungen und Erfahrungen abſtrahiert ſind, und daher unmöglich allgemein gültige Grundſätze ſein können, wie doch ein jedes Syſtem, das haltbar ſein ſoll, fordert, und wenn früher oder ſpäter das Syſtem fällt, werden ſie mit Schrecken gewahr, daß ſie abermal getäuſcht worden. Um nur ein Beiſpiel anzuführen, welche Senſation hat nicht das Browuſche Syſtem bei ſeiner Erſcheinung gemacht! Haben ihm nicht alle erfahrenen Aerzte ſo gut, wie die jüngern gehuldigt? Haben ſie nicht ihr früheres Wiſſen, als eiteln unnützen Quark, gegen die Browuſche Lehre vertauſcht? Haben ſie nicht von dem Augenblick an, da ſie zu ihm übergingen, und nach Browuſchen Grundſätzen zu handeln anfingen, ihre Erfahrungen dieſem Grundſatze gemäß erklärt? Haben ſie nicht dieſe Erfahrungen als eben ſo viele Beweiſe für die Richtigkeit jener Grundſätze angeſehen, und auf alle Weiſe geltend zu machen geſucht? Aber das Browuſche Syſtem, von unbefangern, der wahren Erfahrung treuer gebliebenen Aerzten näher geprüft und geſtürzt, fiel, wie alle ſeine Vorgänger. Seine Anhänger kamen zur Beſinnung, ſchämten ſich Brownianer geweſen zu ſein, dankten Gott für die der Natur verliehene Heilkraft; und alſo bekehrt gingen ſie wieder zu ihrem verlaſſenen rationellen Empirismus über. Dieſe temporären Verirrungen ſchaden zwar durch die Mißgriffe, zu denen ſie in der Praxis verleiten, ſehr viel, und ſie würden ohne Zweifel noch mehr ſchaden, wenn die Natur nicht wieder gut machte, was jene Mißgriffe verderben. Aber ich glaube, daß der Schaden noch größer iſt, welchen ſie in der Heilkunſt ſelbſt verurſachen. Sie machen die frühern Erfahrungen zweifelhaft, ſie bereichern die Heilkunſt mit keinen ſichern neuen Erfahrungen, der allgemeine Gewinn an wahrer Erfahrung wird

geſchmählert, und die Ausbildung das einzig wahre, für die Praxis brauchbarere Syſtem, des empiriſch-rationellen, wird in ihren Fortſchritten aufgehalten.

4.

Ich bin überzeugt, daß unſer Heilmittel-Apparat, ſo ſehr er auch mit entbehrlichen und mit Recht auszumerzenden Mitteln überladen iſt, doch einen ungleich größern *Schatz vom wirkſamen Mitteln aller Art* hat. Allein ich bin eben ſo ſehr überzeugt, daß wir von einem ſchon großen Theil derſelben noch nicht den *rechten Gebrauch* zu machen verſtehen. Was uns hieran hindert, iſt erſtlich der häufige *Wechſel unſerer Theorie und Syſteme*. Jedes neue Syſtem bewirkt eine andere Anſicht der Krankheiten, die veränderte Anſicht der Krankheiten hat auch eine andere Anſicht der Wirkungsart der Heilmittel zur Folge, und nichts iſt natürlicher, als daß bei dieſen immer veränderten Anſichten ihrer Wirkungsart die Indikationen zu ihrem Gebrauch auf gleiche Weiſe unbeſtimmter und unſicher werden. So wurden z. B. der Moſchus und das Opium, die früher allgemein für antiſpasmodiſche Mittel gehalten wurden, durch das Brownſche Syſtem zu reizenden, durch das naturphiloſophiſche zu antiphlogiſtiſchen. Wie können wir wohl unter dieſen Umſtänden unſere Heilmittel ihren Kräften gemäß anwenden lernen? Woraus ſollen wir die Indikationen zu ihrem Gebrauch ſchöpfen, da die einzig lautere Quelle ſo getrübt iſt? Wer ſieht hier nicht die ſchlimme Wirkung unſerer theoretiſchen Syſteme?

Ein anderes, eben ſo großes Hinderniß des richtigen Gebrauchs unſerer Heilmittel, und insbeſondere der Arzneien aus den Apotheken, iſt, daß wir ſie ſo ſelten *einzeln*, ſondern gewöhnlich in *Verbindung mit andern*, anwenden. Ich ſpreche nicht von Zuſammenſetzungen, wie wir ſie in den Recepten ſolcher Aerzte finden, die für jedes einzelne Symptom ein eigenes Mittel verſchreiben; auch die einfachen Recepte, die von richtigen Indikationen diktirt, und in denen den Hauptingredienzen keine adjuventia, corrigentia, u. ſ. w. beigemiſcht ſind, ſind nicht immer einfach genug. Es ſind dem Hauptmittel immer noch mehr oder weniger *Nebenmittel*, oft von nicht minderer Wirkſamkeit beigemiſcht, und eben dieſe Beimiſchung macht, daß wir die eigentliche Wirkung des Hauptmittels unmöglich ganz

genau kennen lernen können. Zwar giebt es manche Kompoſitionen, von denen die einſtimmige Erfahrung aller guten Praktiker lehrt, daß ſie nur als ſolche die beabſichtigte Wirkung hervorbringen, wie z. B. das Doverſche Pulver. Allein um die Kräfte eines Arzneimittels ganz genau kennen zu lernen, es iſt ſchlechterdings nothwendig, daß wir es für ſich allein anwenden. So haben wir den Gebrauch der Chinarinde in den Wechſelfiebern, des Opiums und Moſchus im Typhus, des Queckſilbers in entzündlichen Krankheiten, des Eiſens in der Bleichſucht, kennen gelernt, und ſo werden wir ſicher auch zur genauen Kenntniß der Kräfte anderer Arzneimittel gelangen. Arzneimittel, deren Wirkſamkeit durch ſichere Erfahrungen erprobt iſt, bleiben immer wirkſame Mittel, es kommt nur darauf an, daß wir ſie jederzeit da anwenden, wo ſie wirklich paſſen. Dieß geſchieht offenbar noch weit nicht bei allen; wir werden es aber lernen, wenn wir ſie, ſo viel möglich, allein, ohne Verbindung mit andern, anwenden, und genau auf die Umſtände achten, unter welchen ſie die ihnen zukommenden Kräfte äußern. Vermiſchen wir ſie mit andern, und zumal von ähnlicher Wirkung, ſo können wir nie genau beurtheilen, welches eigentlich gewirkt hat. Verordern wir hingegen jedes für ſich, und geben wir genau auf die Umſtände Acht, unter welchen es ſeine Kraft äußert, ſo kann es nicht fehlen, wir werden bald, wie ſeine Kräfte ſelbſt, auch die Indikationen zu ſeiner Anwendung genauer kennen lernen.

5.

Ich bin überzeugt, daß unter den täglich neu aufkommenden Heilmitteln viele ſehr wirkſam ſind. Allein ich bin eben ſo ſehr überzeugt, daß nur eine Reihe auf das ſorgfältigſte angeſtellter Beobachtungen über ihren Werth entſcheiden kann. Wir glauben dem, was ihre Erfinder von ihnen rühmen, zu ſehr, wir ſind ſogleich bereit, Verſuche mit ihnen zu machen, und wenn uns dieſe Verſuche einige mal gelingen, ſo glauben wir Wunder was für einen Gewinn wir an dem neuen Mittel gemacht haben. So geht es uns mit den meiſten dieſer neu aufkommenden Mittel, und zum Beweis will ich nur die Anguſturarinde, die Blauſäure, die Jodine, die Ratanhia, anführen. Kaum hatte man die Anguſturarinde kennen gelernt, ſo glaubte man ſchon, an ihr ein eben

ſo wirkſames Mittel, als an der Chinarinde, zu haben. Nicht weniger Lobeserhebungen machte man auch von der Jodine, der Ratanhia, der Blauſäure u. ſ. w. Allein je mehr man die Lobpreiſungen dieſer neuen Arzneimittel übertrieb, deſto mehr vernachläſſigte man die alten, und ſelbſt die wirkſamſten fingen an, außer Gebrauch zu kommen. So verdrang die Jodine den ſonſt ſo bewährten Kropfſchwamm. So ſollte die Blauſäure als beruhigendes Mittel mit dem Opium gleichen Rang einnehmen. So fand man an der Ratanhia ein alle andere übertreffendes Adſtringens. — Aber was waren die Folgen dieſer voreiligen Lobpreiſungen? Wie wenige dieſer Mittel haben den Glauben an ſie gerechtfertiget? Wie Viele haben ſchon jetzt wieder ihren Kredit verloren, und wie Viele von denen, die ihn noch behaupten, werden ihn behalten? Wie ſie die alten, längſt bewährten, zu verdrängen drohten, und zum Theil wirklich verdrangen, ſo werden auch ſie wieder von neuen verdrungen werden, und nur diejenigen werden dieſem Schickſal entgehen, welche die Probe fortgeſetzter unbefangener Beobachtungen ausgehalten haben. In der Heilkunſt kann nur die Erfahrung entſcheiden, und nur der Stempel iſt der echte, welchen die Erfahrung aufdrückt.

6.

Ich bin überzeugt, daß mittelſt der mit den Fortſchritten in den Naturwiſſenſchaften gleichen Schritt haltenden Ausbildung des empiriſch-rationellen Syſtems am Krankenbette, die praktiſche Heilkunde allmählich ſich zu einer Kunſt erheben wird, welche den Spottnamen einer Ars conjecturalis nicht mehr verdient. Aber ich bin eben ſo ſehr überzeugt, daß auch dann zum Glück in ihrer Ausübung eben ſo wenig, als bisher, das Savoir faire fehlen darf, und es wird immer wahr bleiben, was Richter ſagt, daß, um ein geſuchter Arzt zu werden, ein Drittel Wiſſenſchaft und zwei Drittel Savoir faire die rechte Proportion ſei. Wie immer, werden auch die größten Aerzte, wenn ſie ſich blos auf ihre Kunſt verlaſſen, ungeſucht zu Hauſe ſitzen; um ſich bei dem Publikum geltend zu machen, müſſen ſie auch ſeine Gunſt zu gewinnen wiſſen, und dieſe läßt ſich nur durch perſönliche Eigenſchaften gewinnen, durch zuvorkommende Dienſtfertigkeit, ſchmeichleriſche Gefälligkeit, mitleidige Theilnahme an den Leiden der Kranken, geduldiges Anhören ihrer Klagen, kluge

Nachgiebigkeit gegen ihre Launen, und was insbeſondere das weibliche Geſchlecht betrifft, durch ein ihrer Eitelkeit ſchmeichelndes galantes Betragen. Das iſt nun freilich nicht die Sache eines jeden ſich ſeiner Tüchtigkeit bewußten und auf ſeine Würde haltenden Arztes; allein dafür werden ihnen auch die geſchmeidigen, gefälligen, ſchmeichelnden, und bei dem weiblichen Geſchlecht den Rath des Mephiſtopheles*) befolgenden Aerzte in der Regel den Rang ablaufen. Hierzu kommt, daß die wiſſenſchaftlichen Aerzte allerweits bald mehr bald weniger Charlatans neben ſich haben, welche bekanntlich unter dem leichtgläubigen, wunderſüchtigen Volk einen um ſo größern Anhang finden, je mehr ſie, wie die Gaſſner und Hohenlohe ſeinen Glauben an Wunder, die Kaglioſtro's und Meßmer an verborgene Naturkräfte, durch welche zu wirken nur wenigen auserwählten Menſchen gegeben ſei, und wie Hahnemann und ſeine Jünger an den homöopathiſchen Unſinn, zu ihren Zwecken zu benutzen verſtehen.

Ich komme nun zu meinem religiöſen Glaubensbekenntniß, und ich ſcheue mich nicht, dieſes mit eben der Offenheit abzulegen, wie mein mediciniſches. Auch abgeſehen, daß jeder Menſch das Recht hat, auch in religiöſen Angelegenheiten ſeiner Ueberzeugung zu folgen, ein Recht, welches ihm weder der Staat noch die Kirche nehmen kann, ſo iſt es blos meine individuelle Ueberzeugung, die ich ausſpreche, und da ich weit entfernt bin, einen Andern in der ſeinigen zu ſtören, ſo darf ich hoffen, daß weder die Kirche das Anathema über mich ausſprechen, noch irgend ein chriſtlicher Staat, in welchem die drei verſchiedenen chriſtlichen Konfeſſionen friedlich neben einander beſtehen, und neben den Chriſten auch die Juden geduldet werden, ſo inkonſequent ſein werde, mein Glaubensbekenntniß zu einem Attentat gegen den Staat zu qualificieren.

Von chriſtlichen Aeltern gezeugt und in einem chriſtlichen Lande geboren, von meiner früheſten Jugend an in den Lehren des Chriſtenthums unterrichtet, und als Staatsbürger gehalten, mich zu demſelben zu bekennen, nenne ich mich nicht nur einen Chriſten, ſondern ich bekenne mich auch von ganzem Herzen zu dem Chriſtenthum,

---

*) S. Göthe's Fauſt.

aber nur zu dem urſprünglichen reinen Chriſtenthum, nicht zu dem, welches die chriſtlichen Prieſter aus demſelben gemacht haben. Nach ſeinem urſprünglichen reinen Sinn iſt das Chriſtenthum nichts weiter, als eine Sittenlehre, welche die Menſchen beſſer machen ſollte, und ſchon ihrer innern Vortrefflichkeit wegen dieſen Zweck nicht verfehlen kann. Aber an dieſer Sittenlehre allein genügt es den chriſtlichen Prieſtern nicht, die Hauptſche iſt ihnen der Glaube, der Glaube an Jeſum, den Sohn Gottes, d. h. der Glaube an das Syſtem von Dogmen, zu welchem zwar Jeſus, indem er als ein geborener und erzogener Jude über den Zweck ſeiner Sendung und ſeinen Verſöhnungstod auf jüdiſche Weiſe ſprach, Veranlaſſung gab, welches aber in der großen Geſtalt, in welcher es vor uns liegt nicht ſein Werk, ſondern das Werk der chriſtlichen Prieſter iſt. Dieſes Syſtem von Dogmen nun aufrecht zu erhalten, es immer mehr zu befeſtigen, es immer weiter auf der Erde zu verbreiten, war von jeher das unabläſſige Beſtreben der chriſtlichen Prieſter, es iſt es noch, und wird es bleiben, ſo lange es chriſtliche Prieſter gibt. Ich bin weit entfernt, dem Prieſterſtand auf irgend eine Art zu nahe zu treten; ich bin überzeugt, daß es Prieſter von allen Konfeſſionen gibt, die von Herzen glauben, was ſie lehren, und ich ehre den Eifer, mit welchem ſie jedem Zweifel an der Wahrheit ihrer Lehrer zu begegnen, und die Ungläubigen auf den Weg einer beſſern Erkenntniß, wie ſie ſagen, zu bringen ſuchen. Aber ich bin eben ſo ſehr überzeugt, daß einem großen Theil mehr daran liegt, daß die Lehren geglaubt werden, als daß ſie wirklich wahr ſeien. Hörten die Menſchen auf, an die Gottheit Jeſu zu glauben, ſo wäre es um das ganze geiſtliche Anſehen der chriſtlichen Prieſterſchaft geſchehen. Die Prieſter wären nicht mehr die Nachfolger der mit dem heiligen Geiſt erfüllten Apoſtel, und der Pabſt in Rom wäre nicht mehr der Statthalter Chriſti. Das chriſtliche Dogmenſyſtem würde für ein Machwerk der Prieſter angeſehen werden, und ſie ſelbſt würden aufhören, die Organe zu ſein, durch welche, ihrem Vorgeben nach, Gott noch jetzt zu den Menſchen ſpricht. Aber welcher Prieſter, der ſich in ſeiner Prieſterwürde gefällt, und weiß, was für ein mächtiges Mittel, auf die Menſchen zu wirken, in ſeinen Händen liegt, wird wohl ſo unklug ſein, ſie nicht an einem Glauben feſtzuhalten, auf deſſen Fortdauer das hohe Anſehen und die große Macht beruht, welche der Prieſterſtand von jeher behauptet,

und ſo wohl zu benutzen gewußt hat? Nur als ein von Gott eingeſetzter Stand konnte es die Prieſterſchaft wagen, einen Staat im Staat zu bilden, und dem geiſtlichen Staat die Macht zu verſchaffen, den weltlichen zu beherrſchen. Wohl iſt dieſe Prieſtermacht nicht mehr ſo groß, wie in dem Mittelalter, wo der römiſche Pabſt ſich wirklich als einen Gott auf der Erde benehmen durfte. Aber ſie iſt nur als weltliche Macht geringer geworden, als Herrſcherin über die Gemüther iſt ſie noch immer wirkſam genug, und was ihre Fortdauer bisher vorzüglich geſichert hat, und auch noch lange genug in der Folge ſichern wird, iſt ohne Zweifel der frühzeitige Unterricht der chriſtlichen Jugend in dem Prieſter-Chriſtenthum. Schon die kleinſten Kinder werden mit den chriſtlichen Glaubenslehren bekannt gemacht, die Unterweiſung in denſelben wird von Jahr zu Jahr fortgeſetzt, und den Erwachſenen gibt der chriſtliche Kultus Gelegenheit genug, ſich jenes Jugendunterrichts zu erinnern. Dieſe frühzeitige Unterweiſung in den Lehren des Prieſter-Chriſtenthums macht, daß man ſie auch im reifern Alter ſo fortglaubt, wie man in der Jugend davon belehrt worden. Der blinde Glaube, durch die Gewohnheit je länger je feſter wurzelnd, verwandelt ſich, wie dies immer der Fall iſt, wenn man über einen Gegenſtand lange auf dieſelbe Art gedacht hat, in ſcheinbare Ueberzeugung. Die gedankenloſe Beobachtung der kirchlichen Gebräuche beſtärkt in dieſer Ueberzeugung, und macht ſie feſter und feſter, je gedankenloſer ſie iſt. Die vermeinte Heiligkeit der Lehre macht ſie zu einem Noli me tangere, und die Furcht, ſie zu profanieren, ſchreckt ſie von jeder Prüfung derſelben ab. — So iſt es freilich kein Wunder, daß ſich der Glaube an das chriſtliche Dogmenſyſtem ſo viele Jahrhunderte lang erhalten hat, und ich geſtehe, daß auch ich in meinen jüngern Jahren, ihm, wie ſo viele tauſend Andere, gehuldiget habe. Allein ſobald ich anfing, mehr ſelbſt zu denken, verminderte ſich bei mir die Scheu, auch über religiöſe Gegenſtände nachzudenken, und das Erſte, nachdem ich dieſe Scheu überwunden hatte, war, daß ich die Bibel las, wie jedes andere Buch. So fand ich in derſelben zwar die intereſſanteſten Erzählungen, die trefflichſten Charakterſchilderungen, die größten Wahrheiten, die weiſeſten Sittenſprüche, die erhabenſten und rührendſten Dichtungen, aber auch daneben die ſcheußlichſten Thaten, ſelbſt von den Lieblingen Gottes begangen, die größten Irrthümer neben den größten Wahrheiten, die abgeſchmackteſten Vorſchriften

neben den weiſeſten Sittenſprüchen. Bei dieſem Ergebniß meines Bibelleſens und meines Studiums der bibliſchen Schriften konnte ich natürlicherweiſe nicht mehr an die Bibel als an eine von Gott eingegebene Schrift glauben; ich ſah ſie an als eine Sammlung von Schriften, deren Verfaſſer ſchrieben, wie es ihr Zeitalter, der Grad ihrer geiſtigen Bildung, das Maß ihrer Kenntniſſe, und ihrer individuellen Anſichten mit ſich brachten, und ſo betrachtete ich nicht nur das alte, ſondern auch das neue Teſtament. Die Evangeliſten und Apoſtel hielt ich nicht mehr für von Gott inſpirierte Männer, ſondern für Menſchen wie alle Andern, und ſo auch ihren Herrn und Meiſter, Chriſtus ſelbſt. Ich ließ das Wunderbare in ſeinem Leben auf ſich beruhen, das Unverſtändliche in ſeinen Ausſprüchen maß ich ſeinen Apoſteln, die über den Sinn derſelben offenbar ſelbſt nicht immer im Klaren waren, bei, und in Hinſicht auf das, was er über ſeine eigene Perſon, den Zweck ſeiner Sendung, ſeinen Verſöhnungstod, ſeine dereinſtige Wiederkunft u. ſ. w. ſprach, war es mir klar, daß er ſich ſeinen Jüngern nicht anders verſtändlich machen konnte, als daß er ſich ihrer jüdiſchen Vorſtellungsart gemäß ausdrückte. Wie er ſelbſt bis zu ſeinem Tode ein Jude blieb, ſo hatte er auch nicht die Abſicht, das Judenthum zu ſtürzen, er wollte blos der Reformator deſſelben ſein, und wenn er ſein Leben am Kreuz endigte, ſo ſtarb er nicht als Sühnopfer für die Menſchen, ſondern als Märtyrer ſeiner Lehre — ein Opfer des Prieſterhaſſes.

So blieb mir denn als reine Ausbeute meines Bibelleſens in Beziehung auf Chriſtus blos ſeine Sittenlehre übrig, — aber eine Sittenlehre, zu welcher ſich Jeder bekennen muß, der ſie von jenen unweſentlichen Beiwerken zu trennen weiß, und mit Freuden bekennt, weil ſie nicht nur auf die tiefſte Kenntniß der menſchlichen Natur gegründet, ſondern auch mehr, als jede andere, dem Bedürfniß des Menſchen angemeſſen iſt. Sie leiſtet Alles, was der Menſch zur Führung eines ſeiner Natur und ſeiner Beſtimmung gemäßen Lebens bedarf. Sie gibt ihm nicht blos trockene Lehren, zu deren Befolgung er keinen innern Antrieb hat, ſie wirkt auch auf ſein Gemüth, ſie erwärmt auch ſein Herz, indem ſie nicht blos ſeine vernünftige, ſondern auch ſeine ſinnliche Natur in Anſpruch nimmt. Kein Religionslehrer, ſo viel ihrer auch in der Welt aufgetreten ſind, hat wohlthätiger auf die Menſchheit, keiner ſo fortdauernd wohlthätig gewirkt, wie er. Keiner hat die Menſchen der Gottheit

näher gebracht, keiner ſie mehr zu ihr erhoben, wie er. Denn welches Verhältniß der Gottheit zu den Menſchen kann näher und inniger ſein, als das Verhältniß eines liebevollen Vaters zu ſeinen Kindern? Der Gott Jeſu iſt kein Weſen außerhalb der Welt, welches der Menſch nur von fern anbeten, welches er nur fürchten, nicht lieben kann, ſondern er iſt ein Weſen innerhalb der Welt, welches zwar unſichtbar, aber überall gegenwärtig iſt, welches auch die geheimſten Gedanken der Menſchen kennt, welchem aber auch jeder Menſch ſeine geheimſten Gedanken vertrauen darf, weil es die reinſte Liebe und Güte iſt. Nur eine ſolche Vorſtellung von Gott kann die Menſchen Gott näher bringen, kann eine wahre Liebe zu ihm, ein wahres Vertrauen zu ihm, eine wahre Scheu vor ihm, eine wahre Furcht vor dem Böſen, und ein aufrichtiges und ernſtliches Beſtreben nach dem Guten erzeugen, und ein ſolches Weſen iſt der Gott Jeſu, er iſt der liebevolle Vater der Menſchen. Dieſer Vater will, daß ſeine Kinder glücklich ſein ſollen, und die Bedingung ihrer Glückſeligkeit iſt der Gehorſam gegen ſeine Gebote. Die Erkenntniß dieſer Gebote iſt die höchſte Erkenntniß, nach welcher ſie zu ſtreben haben, und welches Verdienſt um die Menſchheit könnte wohl größer ſein, als das Verdienſt des Mannes, der ſie zur Erkenntniß jener Gebote geführt, und in Befolgung derſelben ſich ihnen als das vollkommenſte Muſter aufgeſtellt hat? Dieſer Mann iſt Chriſtus, und wenn je ein Menſch ein Geſandter Gottes genannt werden kann, ſo war er es. Er iſt der Repräſentant der reinen menſchlichen Natur, der wahre Gottmenſch, denn ſein ganzes Leben auf Erden war der Ausdruck des Göttlichen im Menſchen. Wie hätte wohl dieſer Gottmenſch, deſſen ganzes Geſchäft auf Erden die Verkündigung und Verbreitung ſeiner Sittenlehre, und deſſen ganzes Leben ein Thun nach den Vorſchriften derſelben war, der Urheber eines Dogmenſyſtems ſein wollen oder können, welches ſo viel Unheil in der Welt angerichtet, ſo viele Kriege veranlaßt hat, und auch jetzt noch ungeachtet der minder großen Geſtalt, die es ſeit der Reformation erhalten, Spaltungen unter den Bekennern des Chriſtenthums unterhält, die, wie in dem Mittelalter, in die grimmigſten Verfolgungen ausarten würden, wenn es nicht der Talisman verhinderte, den man Toleranz nennt. Chriſtus war kein Theolog, wie unſere chriſtlichen, der, gleich einem Profeſſor auf dem Katheder, ſeinen Zuhörern ſein dogmatiſches Syſtem vortrug. Er hielt ihnen keine Vor-

leſungen über das Weſen Gottes, ſeine Eigenſchaften und ſeine Geheimniſſe. Er ſuchte nicht, ihnen begreiflich zu machen, wie Gott einen Sohn haben könne, und wie er ſelbſt dieſer Sohn ſei. Er ſagte ihnen nicht, was die dritte Perſon in der Gottheit, der heilige Geiſt ſei, von wem er ausgehe, von dem Vater allein, oder von dem Vater und Sohn zugleich, und wie es mit den Wirkungen dieſes Geiſtes auf den Menſchen zugehe. Was er ſie lehrte, waren die richtigen Begriffe, welche er ihnen über ihr Verhältniß zur Gottheit beibrachte, war die Bezeichnung des Weges, auf welchem allein ſie in dieſes Verhältniß kommen können, waren die praktiſchen Lehren, welche er ihnen gab, Lehren zur Erzeugung gottſeliger Geſinnungen, Maximen zur Führung eines Gott wohlgefälligen Lebens. Liebet Gott über Alles, und euren Nächſten, wie euch ſelbſt, vertraget euch unter einander wie Brüder, liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch haſſen, ſegnet die, die euch fluchen u. ſ. w. Dieß ſind die Lehren, die er immer im Munde führt, die er in ſeinen Parabeln, bald unter dieſem, bald unter einem andern Bilde, anſchaulich macht, und, was die Hauptſache iſt, in deren Befolgung er ihnen als das vollkommenſte Muſter vorleuchtet. Dieſe Lehren ſind der ganze Inbegriff des Chriſtenthums, ſein Anfang und Ende. Sie kann auch der gemeine Menſchenverſtand faſſen, und ſchon dem Kinde können ſie beigebracht werden, ſobald es Gehorſam gegen ſeine Aeltern gelernt hat. Aber was haben die Prieſter aus dieſen ſo einfachen, ſo leicht faßlichen Lehren gemacht? Eine geheimnißvolle, unbegreifliche, unfruchtbare Glaubenslehre, welche, indem ſie Jeſum, den Sittenlehrer, zu einem Sohn Gottes, und ſeinen Tod zu einem Sühnopfer für die Sünden der Menſchen macht, das Weſen des Chriſtenthums ganz verkennt, und die Urſache iſt, daß das Chriſtenthum zu einer Religion an ihn, d. h. zu einer neuen Art von Götzendienſt geworden, nicht viel beſſer, als der alte heidniſche, den es verdrängen ſollte. Man leſe die Kirchengeſchichte, und man wird davon keinen weitern Beweis verlangen. Nun liegt freilich nichts daran, ob Jemand vor einem hölzernen Chriſtus anbetend niederfällt, und von einer heiligen Reliquie Wunderkräfte erwartet, wenn er nur dadurch zum Guten geleitet wird, und es iſt unvernünftig und unrecht, über ſolchen Aberglauben zu ſpotten. Allein nicht minder unvernünftig und unrecht iſt es, einer ſolchen Religion das Wort in

Zeiten zu reden, wo der aufgeklärtere Theil des Volks das Abgeſchmackte und Widerſinnige derſelben einſieht. Der Aufgeklärte verlangt eine vernünftigere Religion, und wenn er gleichwohl an jene zu glauben gehalten wird, ſo widerſtrebt er nicht nur dieſem Gebot, ſondern er wird auch dadurch veranlaßt, die Religion überhaupt für Etwas anzuſehen, das nur für das gemeine Volk, als Zügel ſeiner Begierden und Leidenſchaften, gehört. Darin liegt die wahre Urſache des ſo ſehr beklagten Mangels an Religioſität in unſerer Zeit unter den gebildetern Volksklaſſen, und die chriſtlichen Prieſter mögen ſich bemühen, wie ſie wollen, das Anſehen ihres Dogmenſyſtems aufrecht zu erhalten, ſo werden ihre Bemühungen je länger je weniger von Erfolg ſein. Das Heil der chriſtlichen Kirche beruht allein auf der Wiederherſtellung des Chriſtenthums in ſeiner urſprünglichen Reinheit; dahin ſollten die Prieſter arbeiten, und nicht warten, bis entweder ein neuer Luther das Chriſtenthum von der Pfaffenſchmiere, wie Lichtenberg das Prieſterchriſtenthum nennt*), reinigt, oder die Regierungen, einſehend, daß für aufgeklärte Völker keine abergläubiſche Religion mehr taugt, ihnen in der Reform, die von ihnen ſelbſt ausgehen ſollte, zuvorkommen.

Das Weſen des Chriſtenthums — ich kann es nicht genug wiederholen, — beſteht in ſeiner Sittenlehre, deren Befolgung freilich nicht ſo bequem iſt, als der blinde Glaube an gewiſſe Lehrmeinungen, und weit mehr fordert, als die Beobachtung unweſentlicher Ceremonien. Beſſerung des Herzens, Umſchaffung des ſinnlichen Menſchen in einen moraliſchen, iſt ſein hohes Ziel, und der Weg zu dieſem Ziel iſt der von Chriſtus, als dem größten aller Sittenlehrer, eröffnete. Seine Sittenlehre ſoll den Menſchen von der Knechtſchaft der Sinnlichkeit befreien, ſie ſoll dem Erzfeind der Moralität, dem Egoismus, ſteuern, ſie ſoll die Menſchen zu Brüdern machen, ſie ſoll die Furcht vor der Gottheit in Liebe zu ihr verwandeln, ſie ſoll ſie verehren und anbeten lehren nicht durch äußern Dienſt (Gottesdienſt), ſondern wie die Schrift ſagt, im Geiſt und in der Wahrheit, d. h. als das höchſte moraliſche Weſen, welches der Menſch nur dadurch auf eine ihrer und ſeiner würdige Art verehren kann, daß er, als ihr Nachbild, in ſeiner beſchränkten Sphäre handelt, wie ſie in ihrer unendlichen, nämlich als vernünftiges

*) Siehe vermiſchte Schriften 1. Theil S. 144.

Weſen, deſſen Aufgabe iſt, in allen Verhältniſſen ſeines Lebens ſeine Handlungsweiſe nach den Geſetzen der Vernunft zu beſtimmen.

Dies war der hohe Sinn des Stifters des Chriſtenthums, und wenn auch er, gleich allen andern Religionsſtiftern, zur Befolgung ſeiner Lehren die Sinnlichkeit in Anſpruch nahm, ſo geſchah es, weil er ihnen dadurch auch bei den rohen ſinnlichen Menſchen Eingang verſchaffen wollte. Nur der gebildete Menſch, und, wie die Erfahrung lehrt, auch dieſer nicht immer, vermag, die einfache moraliſche Lehre aus reiner Achtung vor derſelben zu befolgen; der rohe ungebildete Menſch bedarf dazu ſchlechterdings auch ſinnlicher Motive. Er bedarf des Glaubens an einen Gott, an welchem der Menſch einen ſteten Zeugen ſeiner Handlungen, einen ſteten Behorcher auch ſeiner geheimſten Gedanken habe. Er bedarf des Glaubens an den Schutz dieſes Gottes, welchen er im Gebet anrufen müſſe, damit er ihn auf den betretenen guten Weg fortleite, ihn aufrecht erhalte, wenn er ſtrauchle, und wieder aufrichte, wenn er falle. Er bedarf des Glaubens an einen Verſöhner mit Gott, der ſich für die Sünden der Menſchen geopfert habe, und zur würdigen Vollbringung dieſes Werks ſelbſt Gott (der Sohn Gottes) ſein müſſe. Er bedarf endlich des Glaubens an ein künftiges Leben, wo das geſammte Menſchengeſchlecht vor den Richterſtuhl dieſes Gottes und ſeines Sohnes gefordert, und die Guten die ihnen verheißenen Belohnungen, die Böſen die ihnen angedrohten Beſtrafungen erhalten werden. Dieſe und andere dergleichen Glaubensartikel ſind die Grundlage aller poſitiven Religionen, und ſie müſſen es ſein, weil das Weſen jeder poſitiven Religion in dem Glauben an eine Macht beſteht, welcher der Menſch unbedingt und blindlings gehorchen muß, wenn er ihrer Rache entfliehen will. Auch Chriſtus hat dieſes wohl erkannt, und obſchon bei der Religion, die er ſtiftete, ſein Zweck die moraliſche Beſſerung der Menſchen war, die ſchlechterdings des Menſchen eigenes freies Werk ſein muß, ſo kannte er doch die Menſchen zu gut, um eine höhere Sanktion ſeiner Sittenlehre für entbehrlich zu halten, und ſo iſt er allerdings auch dadurch ein Wohlthäter der Menſchheit geworden, daß er dieſelbe als eine von Gott kommende aufgeſtellt, und die Befolgung ihrer Vorſchriften als den Befehl Gottes ausgeſprochen hat. Allein ſo wenig es überhaupt eine geoffenbarte Religion gibt, ſo wenig iſt auch das Chriſtenthum eine ſolche. Es iſt eine Vernunftreligion, und es iſt kein

Zweifel, daß ſie, wie jetzt ſchon von dem Weiſen im Volk, einſt auch allgemein dafür erkannt werden wird. Aber ſo lange das gemeine Volk, zu welchem, was die Religion betrifft, unſtreitig auch der größte Theil der Aufgeklärten und Gebildeten gehört, noch unter der Herrſchaft der Sinnlichkeit ſteht, kann von einer Vernunftreligion weder überhaupt die Rede ſein, noch darf auch das Chriſtenthum als eine ſolche aufgeſtellt werden. Wie zu der Zeit, da Chriſtus als Stifter derſelben auftrat, und ſeine Apoſtel die neue Lehre aller Welt verkündigten, wie zu der Zeit, da die chriſtlichen Prieſter die nordiſchen Barbaren, welche das römiſche Reich in Beſitz genommen, zu Chriſten machten, bedürfen auch die jetzigen chriſtlichen Völker nicht minder, als die heidniſchen, zu deren Bekehrung die chriſtlichen Staaten allenthalben hin Miſſionäre ausſenden, des Glaubens an den göttlichen Urſprung des Chriſtenthums, und an eine mit göttlicher Autorität bekleidete Kirche, welche kraft dieſer Autorität lehrt, was der Menſch, um ein würdiges Glied der chriſtlichen Gemeinde zu ſein, glauben und thun ſoll, und was er in einem künftigen Leben zu gewärtigen hat, wenn er in dem gegenwärtigen ihren Vorſchriften nicht folgt. Es verhält ſich nämlich mit den Vorſchriften der Kirche, wie mit den Geſetzen, welche die Staatsregierungen geben. Beide ſind Geſetze für den ſinnlichen Menſchen, der, ſo lange er nicht aus eigener Ueberzeugung und aus innerem Antrieb das Gute zu thun, und das Böſe zu unterlaſſen vermag, durch äußern Zwang dazu angehalten werden muß. So lange es daher mit der Menſchheit nicht ſo weit gekommen iſt, daß die Menſchen ihre eigene Vernunft als die höchſte Geſetzgeberin anerkennen, und die Befolgung ihrer Geſetze für ihre höchſte Pflicht halten, ſo lange müſſen, wie im Staat, auch in der Kirche poſitive Geſetze walten, und es würde bei dem jetzigen Stand der geiſtigen und ſittlichen Kultur eben ſo voreilig und thöricht ſein, den Menſchen den Glauben an den göttlichen Urſprung des Chriſtenthums zu nehmen, und ſie vom Gehorſam gegen die Kirchengeſetze zu entbinden, als wenn man verlangen wollte, die Staatsregierungen ſollten die Menſchen ſich ſelbſt regieren laſſen. — Aber eben weil das Chriſtenthum ſich dereinſt zu einer Vernunftreligion erheben ſoll, ſollte auch bei dem Unterricht in demſelben vorzüglich darauf hingearbeitet werden. Die Geiſtlichen, denen dieſer Unterricht anvertraut iſt, ſollten nicht, wie bisher die Meiſten, die Schale für den Kern geben, keinen höhern

Werth auf das Geheimniß, als auf die Lehre, legen, ihre Schüler überall auf die Vernunftmäßigkeit des Chriſtenthums aufmerkſam machen, und den Stifter deſſelben vielmehr als das nachahmungswürdigſte Muſter eines Chriſten darſtellen, als von ihm immer, als von dem Sohn Gottes, ſprechen, und, als beſtände das Weſen des Chriſtenthums in dem Glauben an ſeine Gottheit, ihn zum Gegenſtand einer noch höhern Verehrung und Anbetung machen, als den Vater.

Wie wenig die chriſtliche Prieſterſchaft auf die Ausbildung des Chriſtenthums zu dem, was es ſeinem Weſen nach iſt, ausgeht, beweiſt der Aufruhr, welchen die kürzlich erſchienene Schrift: Das Leben Jeſu von Strauß, in der orthodoxen theoligiſchen Welt erregt hat. Seine Widerſacher haben in ihren Gegenſchriften klar gezeigt, um was es ihnen eigentlich zu thun iſt. Sie wollten beweiſen, daß der Chriſtus, deſſen Leben und Thaten die Evangeliſten erzählen, nicht, wie Strauß nachzuweiſen ſich erdreiſtet, eine mythiſche Perſon, ein jüdiſcher Rabbiner, auf welchen er ſelbſt, und ſeine Anhänger und Nachfolger die Weiſſagungen im alten Teſtament von dem künftigen Meſſias bezogen, ſondern wirklich der verheißene Meſſias, der Sohn Gottes in menſchlicher Geſtalt, geweſen ſei. Allein warum kann man denn dieſes Alles nicht dahin geſtellt ſein laſſen? Iſt es nicht genug, daß das, was die Jünger Chriſti ihren Meiſter ſprechen laſſen, geſchrieben da ſteht? Wer es geſprochen hat, mag geweſen ſein, wer er will, und geheißen haben, wie er will, es ſteht einmal da, und es iſt das Vortrefflichſte, was je von einem Menſchen ausgeſprochen worden, ein wahrhaft göttliches Wort, welches beſtehen wird, ſo lange die Welt beſteht, und mit der Kraft, welche in ihm liegt, fortwirken wird, mit welcher es ſchon ſeit beinahe zwei Jahrtauſenden gewirkt hat.

Man hört häufig den Aerzten nachſagen, daß ſie größtentheils Materialiſten, Freidenker, ja Manche von ihnen entſchiedene Atheiſten ſeien. Dieſer Vorwurf iſt ungerecht. Durch ihren Beruf auf das Studium der Natur hingewieſen, und dadurch aufgefordert, die in ihr wirkenden Kräfte genauer kennen zu lernen, erklären ſie freilich Manches als Wirkungen der Naturkräfte, was andere Leute als Wirkungen überſinnlicher Kräfte anſehen. Aber eben ihre genauere Kenntniß der Kräfte der materiellen Natur, und der Geſetze, nach welchen ſie wirken, macht auch, daß ſie über das, was nicht Natur

iſt, ohne deſſen Daſein aber weder eine materielle Natur möglich iſt, noch beſtehen kann, richtiger urtheilen lernen. Weit entfernt alſo, daß die Aerzte Atheiſten ſein ſollten, können ſie es nicht einmal ſein, ja es gibt vielleicht in keinem Stand mehr wahrhaft religiöſe Menſchen, als in dem ärztlichen, wenn man unter Religioſität das verſteht, was dieſen Namen wirklich verdient. Wahre Religioſität beſteht nämlich weder darin, daß man fleißig in die Kirche geht, und die religiöſen Ceremonien pünktlich der Vorſchrift gemäß mitmacht, noch eben ſo wenig darin, daß man ſich zu gewiſſen Lehrmeinungen bekennt, welche die Kirche als Religionsgrundſätze aufgeſtellt hat, ſondern ſie iſt ein innerer Zuſtand des Menſchen, ſie iſt die religiöſe Geſinnung, die ihn geneigt macht, in allen Verhältniſſen ſeines Lebens das ihm eingeborene Sittengeſetz als ein von einem höchſten moraliſchen Geſetzgeber ſtammendes Geſetz anzuerkennen, und die Verbindlichkeit zu ſeiner Befolgung in der Stimme des Gewiſſens, als der Stimme jenes höchſten Geſetzgebers, zu vernehmen. Dieſer Stimme unbedingt zu gehorchen, fühlt ſich Jeder aufgefordert, deſſen inneres Ohr nicht taub gegen ſie geworden; aber dieſe Aufforderung iſt um ſo häufiger und ſtärker, je ernſter und wichtiger der Beruf iſt, dem er ſich im Leben gewidmet hat. Der Beruf des Arztes iſt unſtreitig einer der ſchwierigſten und mühſamſten. Keiner fordert mehr Fleiß und Anſtrengung, keiner mehr Aufopferungen, keiner mehr Gewiſſenhaftigkeit. Aber wie oft ermüdet ſein Fleiß! Wie oft glaubt er, unter der Laſt ſeiner Geſchäfte erliegen zu müſſen! Wie oft verläßt ihn ſeine Geduld! Wie oft erwacht der Gedanke in ihm, ſich ſeinen Beruf durch ſeltenere Beſuchung der Kranken, durch minder angeſtrengten Fleiß bei ihrer Behandlung, durch weniger Sorgen um ſie, leichter zu machen! Allein wodurch entgeht er allen dieſen Verſuchungen am gewiſſenſten? Nicht dadurch, daß er bedenkt, von ſeinem Beruf leben zu müſſen. Nicht dadurch, daß er ſich ſchämt, nachdem er ſo viele Jahre lang thätig geweſen, jetzt auf einmal in ſeiner Thätigkeit nachzulaſſen. Nicht dadurch, daß er fürchtet, von dem Publikum weniger geehrt zu ſein, nachdem er ihm als praktiſcher Arzt zu dienen aufgehört hat. Sondern dadurch, daß er, eingedenk ſeiner höhern Beſtimmung, die immer gleiche Fortſetzung ſeiner Thätigkeit für Pflicht erkennt, und in der Erfüllung derſelben das Mittel findet, ſeine ermattende Kraft wieder zu ſtärken, ſeinen ſinkenden Muth wieder zu heben, das erlöſchende Feuer ſeiner

Thätigkeit wieder anzufachen. Dies iſt die große Wirkſamkeit der Religioſität, wie bei allen Menſchen, ſo auch bei dem Arzt. Nur der religiöſe Arzt vermag, ſeinen Beruf ſtets mit dem gleichen Fleiß, der gleichen Treue und Gewiſſenhaftigkeit zu erfüllen. Nur er vermag, wenn er ein reicher Mann geworden, der Verſuchung zu widerſtehen, ſein Geſchäft aufzugeben, und auf ſeinen Lorbeeren auszuruhen. Nur er vermag, ohne Widerwillen an die Lagerſtätte der ekelhafteſten, und mit frohem Muth an das Bette der mit den gefährlichſten anſteckenden Krankheiten behafteten Kranken zu treten. Nur er vermag, wenn er ſich ſelbſt nicht wohl befindet, ſein eigenes Leiden zu vergeſſen, und einen Kranken perſönlich zu beſuchen, der vielleicht weniger krank iſt, als er ſelbſt. Alle wahrhaft große Aerzte, Alle, die ihr ganzes Leben hindurch ſtets mit gleicher Thätigkeit gewirkt haben, Alle, denen jedes Menſchenleben gleich heilig war, Alle, die dem Armen wie dem Reichen, dem Geringen wie dem Vornehmen, ſtets mit gleichem Eifer gedient haben, Alle, die getroſt und freudig geſtorben ſind, ſind auch religiöſe Aerzte geweſen, und mir wenigſtens iſt keine Ausnahme bekannt.

Auch ich darf von mir ſagen, daß ich in dem Sinn, in welchem ich das Wort Religioſität nehme, zu den religiöſen Aerzten gehöre. Ich habe an mehrerern Stellen meiner Lebensgeſchichte geäußert, mit wie wenig Luſt und Liebe ich im Ganzen die Arzneikunſt ausgeübt habe, der Gedanke, daß ich nie zur Meiſterſchaft in meiner Kunſt gelangen werde, und der Zweifel, ob ich nicht die gelungenſten meiner Kuren vielmehr meinem guten Glück, als meiner Kunſt, zu danken hatte, machten mir dieſelbe verdrüßlich. Deſſen ungeachtet habe ich bis in mein hohes Alter die Praxis nicht nur nicht aufgegeben, ſondern ich habe ſie auch jederzeit ſo gut beſorgt, als mir mein Alter geſtattete. Nicht ſchnödes Intereſſe, nicht Furcht vor dem Tadel des Publikums, noch ein anderer äußerer Beweggrund hat mich dazu vermocht, ſondern die Ueberzeugung, daß es meine Pflicht ſei, meinen einmal gewählten Beruf abzuwarten, bis ich fühlte, daß mir die Kraft dazu gebrach, und dieſe Ueberzeugung habe ich gewonnen, indem ich die Erfüllung meines Berufs für eine heilige Pflicht hielt.

So war ich, ſo denke ich, ſo handelte ich, und wenn ich nun als ein Greis von beinahe achtzig Jahren auf mein langes Leben zurückſehe, ſo muß ich ſagen, daß es im Ganzen ein glückliches Leben war. Ich bin von meiner Kindheit an, wenige Unterbrechungen abgerechnet, ſtets geſund geweſen. Mich geiſtig auszubilden, hat es mir an keiner Gelegenheit gefehlt. Nicht lange nach meinem Abgang von der Akademie wurde ich als Gerichtsarzt angeſtellt, und als ausübender Arzt war ich in meiner Praxis weiter öfter glücklich, als unglücklich. Im Staatsdienſt iſt mir in allen Stellen, die ich bekleidete, die Zufriedenheit und Achtung meiner Vorgeſetzten zu Theil geworden. In meinem Privatleben hat es mir nirgends an wahren Freunden gefehlt, und unter den noch lebenden iſt keiner, der mir nicht treu geblieben wäre. Ich habe wohl Neider und Widerſacher, aber nie einen eigentlichen Feind gehabt. Ich habe in einer ununterbrochen glücklichen Ehe gelebt, und was ich an Vaterfreuden verlor, das erſetzen mir meine Enkel, deren Heranwachſen und Gedeihen die ſchönſte Freude meines Alters iſt. Was mich betrübt, iſt, daß ich nicht Alles geleiſtet habe, was ich hätte leiſten ſollen und können, und letzteres beſonders in Nürnberg, welches ich verlaſſen mußte, ohne zur Verbeſſerung der dortigen öffentlichen Krankenanſtalten etwas Bedeutendes gethan zu haben. Allein ich kann mich darüber tröſten, weil es nicht meine Schuld war. Eben ſo kann ich mich auch tröſten, wenn ich als Staatsbürger und Menſch meinen Obliegenheiten nicht überall nachgekommen bin, wie ich hätte ſollen, da ich mir bewußt bin, daß nicht Mangel an gutem Willen, ſondern Unvermögen und Mißtrauen in mich ſelbſt daran Schuld war. Als Staatsbürger habe ich mich ſtets beſtrebt ein treuer Unterthan meines Fürſten, ein gehorſamer Untergebener meiner Vorgeſetzten, und ein wohlwollender Freund meiner Mitbürger zu ſein. Als Menſch habe ich freilich Manches unterlaſſen, was ich hätte thun, und Manches gethan, was ich hätte unterlaſſen ſollen; allein auch darüber glaube ich mich beruhigen zu können, weil ich es mit aufrichtiger Reue bekenne. — Ich ſtehe nun nahe am Rand des Grabes, aber ich fürchte den Tod nicht. Was nach dem Tod aus mir werden wird, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß ich in jeder Form der Exiſtenz dem großen Ganzen angehöre, welches das Werk der höchſten Macht, Weisheit und Güte iſt.

Die Heiterkeit und Geiſtesfriſche, womit vorſtehende Biographie ſichtlich beendigt erſcheint, läßt kaum den Gedanken zu, daß dieſelbe im Vorgefühl eines nahe bevorſtehenden Todes geſchloſſen wurde, und doch unterliegt es kaum einem Zweifel, daß der verehrte Verfaſſer dieſes Vorgefühl gehabt habe.

Am 30. Januar 1838 ſchrieb er an eine Freundin in Nürnberg: „Die ungewöhnlich ſtrenge Kälte hat mir dieſen Monat ſelten erlaubt, „meine gewöhnlichen Spaziergänge zu machen, aber ſobald die Wit„terung milder wird, werde ich das Verſäumte um ſo mehr einzuho„len ſuchen, da ich fühle, daß mir das Sitzen nicht gut bekommt. „Wer ſo viele Jahre an ein bewegtes Leben gewohnt war, erträgt „den Uebergang zu einem ſitzenden ſchwer, und ich wundre mich, daß „die große Veränderung bis jetzt keine nachtheiligen Folgen für mich „gehabt hat. — Den größten Theil meiner Zeit habe ich während „des Winters meiner Biographie gewidmet, ſo daß ich damit auf „dem laufenden bin.“

Am 31. Januar deſſelben Jahres fühlte er ſich unwohl, und doch muß ſeine Biographie denſelben Tag ihren, des Verfaſſers ſo würdigen und ſchönen Schluß erhalten haben, denn die darauf folgenden Tage lag er an einem gaſtriſchen Fieber danieder, in deſſen Verlauf der ihn behandelnde D. Böhm bereits die Anzeige einer bevorſtehenden Entkräftung wahrnahm. Am Abend des 3. Februar wich zwar das Fieber, aber nun nahm auch die Entkräftung ſichtlich zu. Dabei klagte der Kranke über zunehmende Dunkelheit, bis er am 5. Februar ruhig ſagte: „Ich habe mein Augenlicht verloren.“ Zugleich wurden mehrere Vertiefungen auf der Oberfläche ſeiner Augen ſichtbar. Am 6. Februar ſagte er: „Es geht mit mir zum Ende, Gott gebe, daß es nicht mehr lange daure;“ und um die Mittagsſtunde deſſelben Tages ſank er, umgeben von liebenden Kindern und Enkeln, ſanft und heiter in den langen Schlaf. Er ſtarb mit vollem Bewußtſein, und ſchlummerte viel ſanfter als ſonſt im Leben ein, wo ihm ſo oft die Sorge für ſchwer Erkrankte Ruhe und Schlaf geraubt hatte. Mit dem Rückblick auf ein wohl vollbrachtes Leben, ohne Sorge für die Seinen, und ergeben in den höchſten Willen, neigte der vielgeliebte, edle Greis das Haupt zum Tode.

Bei der Kräftigkeit ſeines lebhaften Weſens ſtand ſeinen Freunden der Gedanke an ſeinen Tod noch ſehr ferne, und um ſo ſchmerzlicher mußte daher dieſe Nachricht ſie überraſchen. Aber ſie erkannten

ſpäter, daß ſein Körper wohl ſchon längere Zeit ſich dem Grabe zugeneigt hatte, und nur von dem regen, ſtets neu und friſch erhaltenen Leben ſeines Geiſtes gefriſtet und aufrecht erhalten ward. Wie ſehr dieſer ſeinen Körper zu beherrſchen vermochte, beweiſet auch ganz beſonders die feſte und deutliche Handſchrift, mit welcher er, ſchon erkrankt, ſeine Biographie ſchloß, und von welcher ein Facsimile dieſem Werke voranſteht.

Dieſe geiſtige Kraft, welche ihn auszeichnete, dürfte ſich in ihm aber beſonders deshalb ſo mächtig ausgebildet haben, weil ſich ſeine Studien nicht in einem beſtimmten Kreis bewegten, ſondern mit gleicher Lebhaftigkeit alle denkbaren Intereſſen der Menſchheit und alle Erſcheinungen und Geheimniſſe der Wiſſenſchaft und Natur umfaßten und nirgends abgeſchloſſen waren. Jede ſelbſt anſcheinend geringfügige Mittheilung durfte ſeiner Aufmerkſamkeit gewiß ſein, ſoferne ſie nur das Gepräge der Wahrheit oder des Erlebten trug. Fictionen dagegen wies er, als thörichten Zeitverderb, mit Strenge von ſich, auch hierin wie in allem, ſeiner vollkommen praktiſchen Richtung folgend. Dadurch mußte nun ſeinem Geiſte aus allen Theilen der Wiſſenſchaft, Kunſt und Natur, in fortwährendem Wechſel, ſtets neu belebende Nahrung zuſtrömen, und ſeine oft ausgeſprochenen Worte beſtätigen: „Man muß Vieles lernen, um alt zu werden, denn die Einſeitigkeit führt endlich zum Zuſtand der Kindheit zurück.“ — So war es ihm gelungen, ein hohes Alter zu erreichen, ohne deſſen Schwächen zu empfinden; in ſeinen Reden und Briefen athmete noch die Lebhaftigkeit der Jugend und die geiſtvolle Kraft des Mannes, als ſein Körper zuſammenbrach und ein ſchönes, wohlthätiges und ſegensreiches Leben endete.

In dem Nachlaſſe des Verfaſſers vorſtehender Biographie fanden ſich aus deſſen verſchiedenen Lebensperioden, 18 Briefe ſeines erſten Freundes und Mitſchülers, Friedrich Schiller. Eine Freundſchaft, die von früher Jugend bis zum Tode ununterbrochen beſteht, darf mit Recht als ein Theil des innern Lebens angeſehen werden, und man glaubte daher, dieſe Briefe, in welchen Schiller als Freund, Sohn und Menſch ſeinem hohen Ruhm als Schriftſteller entſpricht, und welche das zärtliche, treue Andenken, welches der Verfaſſer bis in ſein hohes Alter an ihn bewahrte, ſo ſchön rechtfertigen, deſſen Biographie beigeben zu müſſen.

Anhang.

18 Briefe von Friedrich Schiller.

1.

Wohlgeborener Herr,

Hochzuverehrender Herr Hauptmann!

Endlich bin ich von der heftigen Beſtürzung über den traurigen Abſchied meines theuerſten Freundes wieder zu mir ſelbſt gekommen, und wage es mein gepreßtes Herz durch Worte zu erleichtern. Gegen wen ſoll ich dieſes nun ſonſt thun als gegen den Vater eines unſchätzbaren Sohn's, als gegen Sie, der Sie mich am beſten verſtehen. Ich will Sie nicht mit kahlen, froſtigen Tröſtungen betrüben, die nur allzuſehr ein kaltes fühlloſes Herz verrathen, nein, ich will mit Ihnen über den verlorenen Edeln weinen, denn ſein Verluſt iſt unerſetzlich und für Troſtgründe zu groß. Hören Sie es alſo noch einmal aus dem Munde eines fühlenden Freundes, was Ihnen Ihr väterliches Herz ſchon tauſendmal wird geſtanden haben: — Sie verloren einen werthen, liebenswürdigen Sohn, einen Jüngling aus deſſen lebhafter Geiſteskraft künftige Größe und Bewunderung geahndet wurde, einen Jüngling, deß empfindungsvolles, zärtliches Herz Ihm die Liebe aller Menſchen erwarb, und izo durch das allgemeine Trauren Derer die Ihn kannten auf das Vollkommenſte gerechtfertigt wird, einen Jüngling voll der ſchönſten Hoffnungen, der ſchmeichelhafteſten Ausſichten, und der es werth war, der Stolz ſeines Vaters zu ſeyn, und der würdigſte unter uns allen war länger und glücklicher zu leben. Alles dies würden ſeine erbittertſten Feinde geſtehen müſſen — (er hatte keinen einzigen) — aber was bleibt nun Seinen Freunden noch übrig? was bleibt mir noch übrig?

Ja, ich kann es fühlen, was es heißt, ſeine ſchönſten Hoffnungen, die Freuden ſeines Lebens in einem Sarge dahin tragen ſehen, ich weiß, daß die Klagen eines untröſtlichen Vaters gerecht ſind, — und weiß, daß die Klagen des Vaters, zu dem ich izt rede, zehnfach gerechter ſind als aller anderer — denn ich empfand es, wie ſchwer es ſchon meinem eigenen zärtlichen Vater würde gefallen ſeyn, wenn

dieſer Schlag mich getroffen hätte, da ich doch in keinem Stück auf den Werth Ihres lieben Sohnes Anſpruch machen darf.

Aber haben Sie Ihren Sohn denn verloren? — verloren? — War er glücklich, und iſt es izt nicht mehr? Iſt er zu bedauren, oder nicht vielmehr zu beneiden? Ich mache zwar dieſe Fragen einem geſchlagenen Vater, deſſen Seelenleiden ich freilich niemals nachempfinden kann, aber ich mache ſie auch einem Weiſen, einem Chriſten der es weiß, daß ein Gott Leben und Tod verhängt und ein ewigweiſer Rathſchluß über uns waltet. Was verlor Er, das Ihm nicht dort unendlich wieder erſetzt wird? Was verließ Er, das Er nicht dort freudig wieder finden, ewig wieder behalten wird? Und ſtarb Er nicht in der reinſten Unſchuld des Herzens mit voller Fülle jugendlicher Kraft zur Ewigkeit ausgerüſtet, eh' Er noch die Wechſel der Dinge, den beſtandloſen Tand der Welt beweinen durfte, wo ſo viele Plane ſcheitern, ſo ſchöne Freuden verwelken, ſo viele Hoffnungen vereitelt werden? — Das Buch der Weisheit ſagt vom frühen Tod des Gerechten: „Seine Seele gefiel Gott, darum eilet er mit Ihm aus dem böſen Leben, er iſt bald vollkommen worden und hat viele Jahre erfüllt. Er ward hingerükt, daß die Bosheit ſeinen Verſtand nicht verkehre, noch falſche Lehre Seine Seele betrüge." — So ging Ihr Sohn zu dem zurück, von dem Er gekommen iſt, ſo kam er früher und rein behalten dahin, wohin wir ſpäter, aber auch ſchwerer beladen mit Vergehungen, gelangen. Er verlor nichts und gewann alles.

Beſter Vater meines geliebten Freund's, das ſind nicht auswendig gelernte Gemeinſprüche, die ich Ihnen hier vorlege, es iſt eigenes wahres Gefühl meines Herzens, das ich aus einer traurigen Erfahrung ſchöpfen mußte; tauſendmal beneidete ich Ihren Sohn, wie Er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe hingegeben haben, mit welcher ich ſchlafen gehe. Ich bin noch nicht ein und zwanzig Jahr alt, aber ich darf es Ihnen frei ſagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abſchieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Feſttag würde geweſen ſeyn, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verlier ich immer mehr von meiner Zufriedenheit, je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, deſto mehr wünſchte ich als Kind geſtorben zu ſeyn. Wäre mein Leben

mein eigen, ſo würde ich nach dem Tod Ihres theuren Sohnes gei=zig ſeyn, ſo aber gehört es einer Mutter, und dreien ohne mich hilf=loſen Schweſtern, denn ich bin der einzige Sohn und mein Vater fängt an graue Haare zu bekommen.

Aber nun Sie? — Sind Sie nicht ein glücklicher Vater? Sie verloren einen Sohn, der Ihnen theuer war, aber ſchon freut ſich ein zweiter, die doppelte ſüße Pflicht zu tragen, und dieſer allein war es auch würdig, die Stelle des Entriſſenen zu erſetzen. Er fühlt was er Ihnen ſchuldig iſt, er ſtrengt alle Kräfte ſeines Geiſtes auf den einzigen Zweck an, und wird Ihnen zehnmal mehr leiſten, als ich meinem Vater jemals verſprechen kann. Weinen Sie über den Verluſt des würdigſten Jünglings, weinen Sie, denn er iſt alles werth — doch vergeſſen Sie niemals, daß Ihr anderer Sohn, ich darf kek ſagen, Ihr großer Sohn, dadurch beleidigt werden muß, wenn Sie Ihre Hoffnungen mit jenem im Grabe verſcharren.

Und nun verzeihen Sie mir, wenn ich mich anmaßte, einen Vater zu tröſten, da ich ſelbſt noch ein unerfahrener Jüngling bin. Ich weiß, daß Sie Fülle des Troſtes aus Ihrem eigenen vortreffli=chen Herzen und aus der Religion ſchöpfen können, und was ich hier ſagte, war mehr zu meiner Beruhigung, denn ich verlor in ihm einen herzlichen Freund. Aber es giebt ja eine Welt, wo die Getrennten ſich wieder vereinen, dort werden Sie Ihren Sohn als einen ver=klärten Engel wiederum umarmen, dort werd' ich Freudenthränen weinen am Halſe meines theuren werthen Freundes. Stets ſoll mir ſein Andenken heilig ſeyn, und jede Spur von ihm eine Reliquie. Könnte ich Ihnen in mir einen zweiten Sohn, könnte ich Ihrem äl=tern Sohn einen Bruder ſchenken, ſo wollt' ich ſtolz auf mich ſelbſt ſeyn. Aber es ſoll mehr an meinen Kräften, nimmermehr an mei=nem Willen fehlen. Ich empfehle mich Ihnen und Ihrem ganzen Hauſe in ewige Gewogenheit und Freundſchaft und wünſchte nichts mehr, als mich nennen zu dürfen

Wohlgeborener Herr

Hochzuverehrender

Herr Hauptmann

Dero gehorſamſter Sohn

Stuttgardt, den 15. Janr. 1780. J. C. Schiller.

2.

Stuttgard 1. Februar 1781.

Beſter Freund!

Denk doch den Tauſendſakerments Streich! Schon 14 Tage wart' ich auf Antwort und Geld von Dir, wegen den Carmen, von welchen Du gehört haben wirſt, und wunderte mich, daß Du mir keines von Beiden ſchickteſt — geſtern finde ich Carmina und meinen Brief, den ich Dir geſchrieben habe, beim Logis changiren in meinen Scripturen noch zurück — Du ſollteſt ihn ſchon vor 14 Tagen bekommen — iſt der Hunds.... mein Kerl ſchuld. Nimms alſo nicht übel, Lieber, daß Du, dem ich alles zuerſt habe ſchicken wollen, durch dieſen Zufall zu kurz gekommen biſt. Weil Du nicht hier warſt, und ich wußte, daß Du dem Verſtorbenen und ſeinen Aeltern gut warſt, ſo nahm ichs auf mich, Dich auch zuzuziehen, und wie wir die Carmina in's Trauerhaus ſchickten, ſo ſchrieb ich express Deinen Namen zu den Unſrigen. Ich ſoll Dir auch von den Aeltern tauſendfältig Dank dafür abſtatten. Dieſer Dank koſtet Dich freilich Fl. 2. 12 Xr. denn ſoviel beträgt der Antheil eines jeden der aufgeſchrieben iſt, und Theil an dem Carmen nahm. (NB. ich bin frei ausgegangen, wie die weite Luft) Weil aber alle Mediciner, ſelbſt Dr. Ebert ungefragt dazu gezogen worden ſind, ſo nahm ich um ſo weniger Anſtand in Deinem Nahmen zu consentiren. Die Fata meiner Carmesis verdienen eine mündliche Erzählung, denn ſie ſind zum Todtlachen; ich ſpare ſie alſo bis auf Wiederſehen auf. Endlich! Ich fange an, in Activität zu kommen, und das kleine hundsvöttiſche Ding hat mich in der Gegend herum berüchrigter gemacht, als 20 Jahre Praxis. Aber es iſt ein Nahmen wie desjenigen, der den Tempel zu Epheſus verbrannte. Gott ſey mir gnädig!

Sey ſo gut und ſchicke mit dem nächſten Botentag das Geld, denn Drucker und Buchbinder überlaufen mich. Tauſend Complimente an Deinen vortreffl. Herrn Vater, Mutter und Schweſtern.

Ich bin der Deinige

Schiller.

NB. Du bekommſt außer dem noch 8 Exempl. Lt. Schmid gab heute den alten Frager.

3.

Herrn Doktor von Hoven, beim Herzogl. militairiſchen Waiſenhauſe zu Ludwigsburg.

Stuttgardt, den 25. Maj 1782.

Liebſter Freund!

Ich gehe dieſen Nachmittag um 1 Uhr von hier ab, nach — (wohin meynſt Du wol?) J nach Mannheim, Frau von Wollzogen, Frau Hauptmann Viſcherin und ich machen zuſammen eine Reiſegeſellſchaft aus. Willſt Du nun Parthie mit machen, ſo biſt Du von uns allen freundſchaftlich eingeladen und kannſt Dich praecise um ½ zwei Uhr im Chauſſeehauß zwiſchen Suffenhauſen und Ludwigsburg einfinden und dort auf uns warten. Wir kommen in einer 4ſitzigen Chaiſe vorbei und haben Raum genug zu einer 5ten Perſon darin übrig. Die ganze Reiſe wird Dich nicht über 10 Fl. kommen. So iſt es ſchon unter uns ausgemacht und durchgehends accordirt. Ich habe nach Mannheim wiſſen laſſen, daß ich komme und um eine Vorſtellung meiner Räuber erſucht. Biſt Du daher entſchloſſen, Theil an der Sache zu nehmen, ſo vergiß ja nicht praecise um ½ zwei Uhr Dich im Chauſſeehauß einzufinden und uns dort zu erwarten. Wir werden nach Dir fragen, und, da wir uns nicht aufhalten können, unſern Weg fortſetzen wenn Du nicht zugegen biſt. Du nimmſt allenfalls 2 Hemden und ein gutes Kleid mit, welches Du unter einem Ueberrocke auf dem Leibe tragen kannſt. Stiefel verſteht ſich ohnehin, und allenfalls 2 Ducaten Geld, willſt Du und kannſt Du alſo, ſo komme! wo nicht, ſo werden wir, wenn Du nicht am beſagten Ort biſt, es für einen Beweiß halten, daß Du nicht kommen werdeſt und alſo weiter fahren.

Uebrigens ſtillſchweigen!

Dein aufrichtiger

Schiller.

An Deine Familie meinen gehorſamſten Reſpekt.

4.

An Herrn Doktor von Hoven, am militairiſchen Waiſenhauſe zu Ludwigsburg.
frei

(Ohne Datum.)

Lieber Freund!

Peterſen wird Dir von meinem vorhabenden Almanach, oder beſſer, Anthologie ſchon geſagt haben. Du haſt ihm eine Romanze geſchickt, die ich ſchlechterdings nicht brauchen kann, weil ſie die theologiſche Censur nicht paſſirt und das ganze Inſtitut hintertreiben könnte.

Sey alſo ſo gut und verfertige etwas anders das wider die Intoleranz unſerer Cenſur nicht ſo ſchnurgerade anrennt. Schick mir auch Deinen Oſſianſchen Sonnengeſang und gute Epigramme, auch überhaupt laß Deine komiſche Muſe für uns nicht verloren gehen. Ich leg es Dir nahe, Lieber, weil ich es für einen wahren Verluſt rechnen würde, wenn Du nicht bei uns entrirtest. Vier Bögen ſind gedruckt und zwar ſehr — ſchön mit dem ſchönſten Papier. Komm überhaupt dieſer Tage hieher und dann das weitere.

Meinen gehorſamſten Reſpekt an Deinen vortrefflichen Vater, Deine Frau Mutter und Schweſter.

Dein Freund

Schiller.

5.

Jena, am 10. October 1792.

Mit größter Freude erfahre ich von meiner Mutter, daß ich von Dir und den Deinigen noch nicht ganz vergeſſen bin. Auch Dein und Ihr Andenken iſt noch lebhaft in mir, und keine Zeit wird die glücklichen Jahre, die wir — im Schatten des Helikon — mit einander verlebten, in meinem Herzen auslöſchen können. Das waren die Zeiten der Hoffnung, und keiner von uns, denke ich, hat Urſache ſich der Erfüllung zu ſchämen.

Das lange Stillſchweigen Deines ſo reichen, ſo ſchön gebildeten Geiſtes, iſt mir, ich geſtehe es, lang unerklärbar geweſen. Aber Du reifteſt im Stillen, und tratſt auf die Laufbahn mit vollendeter Kraft. Mit Begierde hab' ich Dein Werk verſchlungen und in jeder

Zeile erkannte ich Deinen Geiſt. Der denkende Theil unſerer thüringiſchen Aerzte nennt es mit Achtung, und die medieiniſche Welt erwartet noch große Dinge von Dir. Leider kann ich Dich nicht auf ähnliche Art bewirthen. Du machſt die Lahmen gehen, die Blinden ſehen, die Todten auferſtehen — ich mache Verſe und philoſophire. Schwer hat mich die hippokratiſche Kunſt für meine Apoſtaſie beſtraft. Da ich nicht mehr ihr Jünger ſeyn wollte, ſo hat ſie mich unterdeſſen zu — ihrem Opfer gemacht. Sie hat mich gezwungen, zu ihr zurückzukehren, aber leider nur um ihre ſchwere Hand zu empfinden. Wenn mir hier nicht bald geholfen wird, ſo mache Dich immer darauf gefaßt, daß ich zu Dir komme, und mir Geneſung hohle.

Da ich Dich gerne zuweilen an mich erinnern möchte, ſo lege ich dieſe Kleinigkeit bei. Nimm damit vorlieb, bis ich Dir etwas beſſeres geben kann. Eine neue Bekleidung des Alten iſt alles, was ich jetzt mit meinem kranken Kopfe vermag. Deinem verehrungswerthen Vater verſichere meine aufrichtigſte Achtung und Liebe. Mit dankbarem Herzen erkenne ich die Freundſchaft, die er dem meinigen erzeigt. Deiner Mutter, Deiner Gemahlin, Deinen Schweſtern küſſe ich hochachtungsvoll die Hand. Lebe wohl mein unvergeßlicher Freund. Auf immer

der Deinige

Friedrich Schiller.

6.

Jena, den 24. May 1794.

Unſere Reiſe haben wir in 9 Tagen glücklich und bei ziemlich guter Geſundheit vollendet und ich ergreife den erſten freien Augenblick, den ein Zuſammenfluß von Zerſtreuungen und Geſchäften mir übrig läßt, Dir mein theurer Freund und Deiner liebenswürdigen Henriette unſer Andenken zu erneuern. Ich ſollte euch beide für die herzliche Liebe danken, die ihr uns während unſeres Aufenthalts erwieſen habt, aber wie kann ich dieſes? Ihr habt uns auf Zeitlebens verpflichtet und alles was ich vermag iſt dieſes Geſtändniß, daß ich es lebhaft fühl und ewig fühlen werde, und daß meine ganze herzliche Freundſchaft euch dafür gewidmet iſt. Laß mir die frohe Hoffnung, daß dieſe ſchöne Erneuerung unſerer Jugendfreundſchaft

für unſer ganzes Leben gilt, daß wir bei aller Trennung uns nahe bleiben und daß ein gutes Geſchick uns endlich und auf längere Zeiten wieder zuſammen führen wird. Unterdeſſen laſſt unſer Andenken unter euch leben, wie das eurige unter uns unvergeßlich iſt. Deiner und Deiner Frauen Familie empfiehl uns aufs beſte, und unſern beiden Freunden Haug und Stoll ſage recht viel freundſchaftliches von mir.

Meine Frau wird noch einige Zeilen beilegen.

Ewig der Deinige

Fr. Schiller.

An
den Herrn Hofmedikus
von Hoven
Ludwigsburg

7.

Jena, den 21. Novbr 1794.

Schon ſeit dem Sommer habe ich es mir von Woche zu Woche vorgenommen, liebſter Freund, Dir zu ſchreiben, aber über abwechſelnden Unpäßlichkeiten und Geſchäften, deren noch nie ſo viele auf mir lagen, als in dieſer Zeit, nie zur Ausführung kommen können. Deſto angenehmer überraſchte mich Dein und Deiner guten Familie liebes Andenken, und herzlich danke ich euch dafür. Die Erinnerung an euch beide lebt in meinem Herzen, und der vergangene Herbſt hat mir die Zeit wieder zurückgebracht, die wir voriges Jahr zuſammen verlebten, Du weißt, daß ich ein ſchlechter Briefſchreiber bin, aber meine Freunde deßwegen nicht weniger lieb behalte, und in dieſer Rückſicht wirſt Du mir eine Sünde verzeihen, die mir ſchon ſo oft hat verziehen werden müſſen.

Um den Inhalt Deines Briefes ſogleich zu beantworten, bitte ich Dich, mir Dein Manuſcript nur unverzüglich zuzuſchicken, ſobald es fertig iſt. Mit dem Werke in der Hand läßt ſich am beſten marchandiren. Weniger als eine Karolin pr. Bogen ſollſt Du nicht erhalten, aber ſo viel darüber, als dem Buchhändler Volke ſich nur abzwacken läßt. Dafür, daß es elegant gedruckt wird, will ich ſorgen. Du mußt Dich nicht daran ſtoßen, wenn ich Dir vielleicht einen Juden (einen ſolchen nämlich, der wirklich beſchnitten iſt), zum Verleger ausſuche. Es iſt wirklich in Strelitz ein ſolcher als

Buchhändler aufgeſtanden, und er hat von mir einen Muſenalmanach in Verlag. Die ſächſiſchen Juden haben viel Kultur und bedeuten etwas. Dieſer, der ſich Michaelis nennt, iſt ein junger, unternehmender Mann, der Kenntniſſe beſitzt, in guten Verbindungen ſteht, und bei dem Herzog von Meklenburg viel Kredit hat. Er hat auch eine Schrift meines Vaters über die Baumzucht im Verlag, welche hier gedruckt wird. Dieß würde auch mit Deinem Opus der Fall ſeyn, und ich könnte Dir den Druck ſelbſt dirigiren.

Vielleicht hat Dir Fama ſchon geſagt, daß künftiges Jahr ein neues Journal von mir anfangen wird. Es iſt das berühmte Weltjournal, wovon wir oft geſprochen haben und dieſes kommt nun wirklich zu Stande. Cotta iſt muthig genug es zu verlegen und die Aspecte ſind allerdings äußerſt günſtig. Ich habe ſchon 26 Mitarbeiter, worunter die mehrſten bekannten Schriftſteller ſind. Göthe, Engel, Garve, Fr. Jacobi, Gleim, Pfeffel, Fr. Schulz, Schütz, Hufeland, Matthiſon, Schlegel, Genz aus Berlin, der Coadjutor von Mainz und andere mehr ſind dabei. Ein engerer Ausſchuß von ſieben Mitgliedern, worunter Goethe ꝛc. ſind, wird über die Aufnahme der eingeſandten Stücke erkennen. Goethe iſt mit ganzer Seele dabei, und er allein wird die drei erſten Stücke zur Hälfte beſetzen. Auch ſchreibt er mir an meinem Muſenalmanach. Ueberhaupt bin ich dieſen Sommer endlich mit Goethe genau zuſammengekommen und es vergeht keine Woche, daß wir nicht einander ſehen oder ſchreiben. Vor einiger Zeit habe ich mehrere Wochen in Weimar bei ihm gewohnt und ihn ganz in ſeinem Weſen kennen lernen. Er iſt ein höchſt intereſſanter Charakter in jedem Betracht und ſeine Sphäre iſt ſo weit ausgebreitet. In naturhiſtoriſchen Dingen iſt er vortrefflich bewandert und voll großer Blicke, die auf die Oekonomie des organiſchen Körpers ein herrliches Licht werfen. Sein Dichtergeiſt iſt ganz und gar nicht ausgelöſcht, nur hat er ſich ſeit einiger Zeit auf alle Teufeleien eingelaſſen, davon Du in den erſten Stücken des (unlesbar) Proben finden wirſt. Ueber die Theorie der Kunſt hat er viel gedacht, und iſt auf einem ganz andern Wege als ich zu dem nämlichen Reſultat mit mir gekommen. Gegenwärtig korreſpondiren wir darüber. Meine Briefe nach Dänemark erſcheinen ganz umgearbeitet in dieſem Journal. Du wirſt Dich darüber freuen, denn ſie ſind das beſte was ich in meinem Leben gemacht habe.

Das Journal führt den Namen: Die Horen und jeden Monat

erſcheint ein Stück. In ſieben Wochen wird das erſte Stück zu leſen ſeyn. Vielleicht erhalten wir auch Kant zum Mitarbeiter: ich habe ihn eingeladen. Er hat in der neuen Ausgabe ſeiner philoſophiſchen Religionslehre auf den Angriff gar ſchön geantwortet, den ich in meiner Anmuth und Würde auf ihn gemacht, und dieß hat mich in Bekanntſchaft mit ihm geſetzt.

Seitdem ich wieder in Jena bin habe ich mich ſehr mit Kantiſcher Philoſophie abgegeben und mich ſehr wohl dabei befunden.

Fichte intereſſirt mich auch ſehr. Er hat ein neues Syſtem in der Philoſophie aufgeſtellt, welches zwar auf das Kantiſche gebaut iſt, und es auf's neue beſtätigt, aber doch ſehr viel neues und großes in der Form hat. Es wird ſehr viel Aufſehen und Streit erregen, aber Fichte's überlegenes Genie wird alles zu Boden ſchlagen, denn nach Kant iſt er gewiß der größte ſpekulative Kopf in dieſem Jahrhundert. Vorige Meſſe hat er fünf Vorleſungen aus einem ſeiner Kollegien drucken laſſen, die Du Dir anſchaffen mußt. Sie führen den Titel: Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten von Fichte, und enthalten kaum 8 Bogen.

Denkſt Du noch an Deinen Herrn Bechler? Dieß hätte ein ſchöner Beitrag zu den Horen werden können, vielleicht muntert Dich das Journal dazu auf.

Mit meiner Geſundheit iſt es dieſen Sommer und Herbſt leidlich gegangen, wiewohl immer von Zeit zu Zeit neue Stöße von meinen Krämpfen kamen. Am Arbeiten hat es mich wenig gehindert. Nur die Nächte inkommodirte es mich ſehr. Meine Frau und der kleine Karl ſind recht wohlauf. Der letzte rückt mit jedem Tage um einen Schritt weiter. Seit einigen Monaten geht er und fängt an zu ſprechen. Er küßt ſeiner Pathe die Hände. Grüße Deine liebe Frau recht herzlich von mir und gib ihr einen recht ſchönen Kuß. Ihr Andenken iſt mir unvergeßlich, und in mancher Stunde ſehe ich ſie vor mir in ihrer lieben freudigen Geſchäftigkeit. Auch unſeren gemeinſchaftlichen Freunden und Deiner Familie ſage viele Grüße von mir. Meine Frau wird wohl heute ſelbſt an Deine Heinrike ſchreiben. Lebe recht wohl und behalte lieb

Deinen

Dir ewig ergebenen

Schiller.

An
den Herrn Hofmedikus
von Hoven
Ludwigsburg.

8.

Jena den 31. Januar 1795.

Du wirſt mit Ungeduld auf Nachrichten von dem Schickſale Deines Mscrpts gewartet haben, aber ich konnte Dir nicht eher als jetzt etwas beſtimmtes darüber ſchreiben. Ich wartete ſchon ſeit 4 Wochen auf Antwort von dem Juden in Strelitz, dem ich es angetragen habe, und von dem ein leidlicher Preiß zu erwarten war. Aber weil ich die Erſcheinung auf dieſe nächſte Meſſe zur Bedingung machte, ſo vermuthe ich, daß er die Antwort abſichtlich anſtehen ließ, um den Abdruck für dieſen Termin unmöglich zu machen und ſich das Werk auf eine andere Meſſe zurückzulegen. Weil ich aber vermuthete, daß Dir eine frühere Erſcheinung lieber ſeyn würde, als einige Carolins mehr, ſo habe ich es an einen andern Buchhändler um 24 Friedrichsdor verkauft, mit der Bedingung, daß es auf Oſtern dieſes Jahrs erſcheine, welches nun auch geſchieht. Wenn Du überlegſt, daß das ganze Buch, auf den gewöhnlichen Fuß wiſſenſchaftlicher Werke gedruckt, nicht mehr als 16 Bogen ausgemacht haben würde, ſo kannſt Du doch 13 Fl. auf den Bogen rechnen. Zugleich erhältſt Du zwei Dutzend Freiexemplare, worunter 12 auf Poſtpapier, und kannſt überhaupt eines recht hübſchen Aeußern verſichert ſein. Der Verleger iſt ein Buchdrucker, Göpferdt, der etwas darin ſuchen wird, auch ſeiner Preſſe dadurch Ehre zu machen. Er wird es ſehr weitläuftig drucken, um einen höhern Kaufpreiß darauf ſetzen zu können. Die Schrift iſt zwar deutſch, aber ſie wird Dir ſehr wohlgefallen. Es iſt dieſelbe, ſo wie auch das Format, wie bei der 2ten Auflage des Geiſterſehers, den Du deshalb nachſehen kannſt. Was mich aber vorzüglich bewog, das Werk über Hals und Kopf zum Druck zu befördern, das iſt die Aeußerung des Rath Hufelands, daß er mehrere Deiner Ideen in einer Schrift, die auf Oſtern heraus kommt, produciren werde. Dieſes Zuſammentreffen zweier Schriftſteller in ähnlichen Resultaten iſt ſehr ſchön, wenn ihre Schriften zu gleicher Zeit erſcheinen; kommt aber eine nur um einige Monate ſpäter, ſo kann er immer in Gefahr ſein, für einen plagiarius gehalten zu werden. Ich lege Dir hier Hufelands Erklärung über Deine Schrift bei, die Dir Vergnügen machen wird.

Für die Anzeige und Anrühmung des Werks in öffentlichen Blättern will ich und Göpferdt ſchon ſorgen.

Vergiß Deine Theilnehmung an der Litt. Zeitung nicht.

Es würde doch gut ſein, mit dieſem Institut in einiger Verbindung zu bleiben. Bei mir iſt jetzt viel Unruhe, ſowohl in meiner öffentlichen, als häuslichen Existenz. Die Redaktion der Horen iſt am Anfang doch eine ziemlich anſtrengende Beſchäftigung, beſonders wegen der Correspondenz und Beurtheilung des eingeſchickten. Indeſſen habe ich die Sache ſchon ziemlich im Gange und alles verſpricht den beßten Erfolg. In meiner Familie iſt jetzt auch einige Unruhe, da der kleine Karl inoculirt worden iſt; es geht aber alles vortreflich und ob er gleich ziemlich viel Blattern bekommen hat, ſo war das Fieber doch äußerſt mäßig und trotz einem Augszahn, den er dieſer Tage bekam, blieb er von jedem Zufall verſchont. Die Blattern ſind ſchon im Abdorren, und er hüpft im Zimmer herum, wie in geſunden Tagen. Mit meiner Geſundheit iſt es im Ganzen zwar daſſelbe, doch bin ich mit dieſem Winter beſſer zufrieden, als mit dem vorigen, weil ich bei Tag weniger von Krämpfen beunruhigt werde, und meinen Geſchäften ungehindert nachgehen kann. Auch meine Frau hat ſich dieſe Monate über ganz leidlich befunden. Deiner lieben Heinrike ſage von uns beiden die herzlichſten Grüße. Meine Frau wird ihr bald ſelbſt ſchreiben. Empfiehl mich Deiner Familie in Stuttgardt und unſern gemeinſchaftlichen Freunden beſtens und behalte lieb

Deinen

Sch.

Beilage zu vorſtehendem Briefe
d. dato Jena den 31. Januar 1795.

Sie haben mir, verehrteſter Freund, durch die Mittheilung beigehenden Manuſcripts eine ſehr angenehme Lectüre verſchafft, wofür ich Ihnen und dem würdigen Verfaſſer, den ich ſchon aus ſeinem Werk über die Wechſelfieber hochſchätzen lernte, den verbindlichſten Dank ſage. — Noch nie habe ich etwas medieiniſches geleſen, worinnen ich mich ſelbſt und meine ganze Vorſtellungsart ſo gefunden hätte, als hier, und ich kann Ihnen aufrichtig verſichern, daß ich mehrmalen über die Möglichkeit einer ſolchen Denkgleichheit in Erſtaunen gerathen bin. — Ganz dieſelbe Erklärungsart, dieſelbe Entwicklung mehrerer ſchroffen pathologiſchen Ereigniſſe, wie ich ſie meiner Individualität am angemeſſenſten fand, und wie ich ſie vorigen Sommer meinen Zuhörern dargeſtellt habe, und wahrſcheinlich dieſe Oſtern in ein Paar Bogen über Pathogenie öffentlich darſtellen

werde. — Nach dieſer Erklärung darf ich nun freilich das Buch nicht loben, aber daß es mir nicht allein recht, ſondern aus der Seele geſchrieben iſt, das bezeuge ich.

Hätte ich gewußt, daß ich in ihren Horen auch auftreten dürfte, ſo würde ich Ihnen ſchon einen Aufſatz angeboten haben, der nun im Merkur erſcheint, und noch jetzt läugne ich nicht, daß, ohnerachtet Ihrer gütigen Erlaubniß, ich es doch nur mit Schüchternheit wagen werde, neben den trefflichen, öffentlich genannten und dadurch gleichſam legitimirten Mitarbeitern, als ein Unberufener aufzutreten. —

Der Ihrige

D. Hufeland.

9.

Jena den 9. Jan. 1796.

Der faule Freund meldet ſich endlich einmal wieder und es iſt Zeit, wirſt Du ſagen. Ich trage mich auch ſchon faſt 3 Monate mit dieſem Brief an Dich, und verſchob ihn bloß deswegen, weil ich gerne meinen Müſenalmanach für Deine liebe Frau beilegen wollte, und von meinem Buchhändler, dem Michaelis, der die Unordnung ſelbſt iſt, immer von Poſttag zu Poſttag herum gezogen wurde. Endlich hab' ich ihn einmal erhalten, und der erſte Gebrauch, den ich davon mache, iſt, ihn Deiner Heinrike zu ſenden. Möchte er ihr einiges Vergnügen machen und auch Dir. Ich bin dieſes Jahr nach einer langen Pauſe wieder zur Poeſie zurückgekehrt, wie Du auch in den Horen wirſt gefunden haben, und werde vermuthlich den größten Theil dieſes Jahres dabei bleiben.

Deine Schrift eſtimirt man ſehr, wo ich nur darüber urtheilen höre. Ich wünſchte zu wiſſen, ob Du Dein Honorar erhalten haſt. Der Verleger, der zwar ehrlich und ſicher iſt, war lange Zeit in der Klemme, weil ſeine Kundsleute, die Buchhändler, denen er druckt, ihn immer nicht bezahlen, und der Krieg auch im Buchhandel ſtark gefühlt wird. Sollteſt Du Dein Geld noch nicht erhalten haben, ſo laſſe michs doch wiſſen, daß ich ihn treibe. Wie ſtehts ſonſt mit der Schriftſtellerei? Ich hoffe, Du wirſt keine ſo lange Pauſe mehr machen, als zwiſchen Deiner erſten und zweiten Schrift.

Mit meiner Geſundheit iſt es zwar noch immer das alte, aber ich kann doch arbeiten, trotz einem Geſunden; der Geiſt iſt hell und heiter und mein Humor fröhlich. Nach und nach gewöhne ich mich an mein Uebel. Ich habe gar keine Zerſtreuungen, und kann meine ganze Zeit, welche die Krämpfe mir frei laſſen, etlichen Freunden und meiner Arbeit widmen. Der kleine Sohn iſt friſch und geſund, und plaudert mir den ganzen Tag die Ohren voll. Er macht mir ganz unendlich viel Freude. Meine Frau, die ſich Euch herzlich empfiehlt, iſt auch wohlauf.

Sage Deiner lieben Heinrike recht viel ſchönes von mir und empfiehl mich euren beiden Familien aufs beſte. Du ſelbſt vergiß mich nicht ganz und hörſt Du auch ſelten von mir, ſo weißt Du doch, daß ich von ganzem Herzen der Deinige bin und bleibe.

Schiller.

10.

Weimar 27. 8br. 1801.

Es hat mich von Herzen gefreut, nach meiner Zurückkunft von der Dresdner Reiſe einen Brief von Dir zu finden, der mich der Fortdauer Deiner Liebe verſichert. Glaube mir, ſo ſchlecht es auch mit meinem Briefſchreiben bisher beſchaffen war, ſo bin ich immer der Alte geblieben wie Du mich kennſt, und werde es bleiben bis ans Ende. Eben dieſe brüderliche Neigung iſt es, die mir den Wunſch eingegeben hat, Dich und Deine Familie in unſere Nähe verſetzt zu ſehen, und viel gäb ich darum, wenn dieſer Wunſch zu realiſiren wäre. Aber hier muß die perſönliche Bekanntſchaft alles thun, und wenn Du es, für Dein eigenes und für unſer Vergnügen möglich machen könnteſt, auf 4 Wochen oder 6 abzukommen und hieher zu reiſen, ſo könnte dieß den Grund zu einer ſolchen Ausſicht legen. Mit der Univerſität von Jena iſt es nichts für jetzt, denn Hufelands Stelle iſt während meiner Abweſenheit durch einen gewiſſen D. Himly aus Helmſtädt beſetzt, und die mediziniſche Facultät noch durch andere Privatdocenten vermehrt worden. Auch würdeſt Du Dich vielleicht in die ganz ungewöhnte akademische Thätigkeit nicht ſogleich finden; den ſchwäbiſchen Dialect, der bei dem öffentlichen Vortrage auf einer ſächſiſchen Univerſität im Wege ſteht, nicht einmal gerechnet. Als praktiſcher Arzt hingegen wäre in Weimar

gewiß etwas für Dich zu thun, wenn es nur angienge, daß Du erſt hier feſten Fuß bekämeſt. Die öffentliche Stimme iſt für keinen einzigen der hieſigen Aerzte, und wer es kann, läßt den Dr. Stark von Jena rufen. Aber freilich würde es ſchwer ſein, Dir gleich eine hinlängliche Entſchädigung für das, was Du zu Ludwigsburg im Stiche ließeſt, anzubiethen. Die Beſoldungen ſind für die theure Lebensart, die hier herrſcht, ſehr klein, und das meiſte müßte durch die Praxis erworben werden. Hierbei wäre aber allerdings viel zu gewinnen, weil zwei Hofhaltungen hier ſind, eine dritte mit nächſten dazu kommt, und viel Adel hier lebt. In Rückſicht der Societät und der Vergnügungen würdet Ihr euch freilich ſehr verbeſſern und unſere Vereinigung an dem nämlichen Orte würde keine Kleinigkeit ſein. Noch einmal alſo: laß es auf eine Probe ankommen, reiſe aufs nächſte Frühjahr hieher und lerne das Locale mit Deinen eigenen Augen kennen. In Ludwigsburg wird ſich doch wohl einer finden, der Deine Patienten übernimmt; iſt doch unſer Hofrath Stark, der in Jena und Weimar zugleich angeſtellt iſt, oft auf 3 Wochen in andern Gegenden abweſend, und wenn Du 4 Wochen krank lägeſt, müßten ſichs Deine Patienten ja auch gefallen laſſen. Aber vor Ende Mays müßtet ihr kommen, weil im Junius vieles aufs Land reiſet.

Welche Freude für uns, Euch wieder zu ſehen, und zwar bei uns! und auch für Euch eine angenehme Zerſtreuung, da ihr noch ſo wenig von dem Ausland geſehen habt! Wie würden unſere Kinder ſich mit den Eurigen ergehen! Vielleicht brächtet ihr auch Freund Conz mit, der ſich hier der vergangenen Zeiten mit Vergnügen erinnern würde. Grüße ihn recht ſchön von mir.

Herzlich umarme ich Dich und Deine liebe Frau. Meine freundſchaftlichen Grüße an Deine ganze Familie. Ewig der Deinige

Schiller.

11.

Weimar am 4. Febr. 1802.

Ich bin ſehr bekümmert, Lieber, wegen der Geſundheitsumſtände meiner Mutter, die ſeit einiger Zeit ihr altes Uebel, die Schmerzen im Unterleibe wieder empfindet, und zugleich den eigenen Zufall hat, daß ihre Zeit wieder eingetreten iſt. Sie wohnt in

Stuttgardt, bei Stolls, die ſich ihrer ſehr freundſchaftlich annehmen, und Jacobi hat ſie in der Kur, der ſehr Sorgfalt gegen ſie beweißt. Ich weiß aber daß ſie zu Dir das größte Vertrauen hat, und wünſchte daher, daß Du ihren Zuſtand ſäheſt, und je nachdem Du ſie findeſt, ſie lieber in Ludwigsburg unterbringen möchteſt, beſonders da ſie bei Stolls, die ſehr enge wohnen, viele Ungelegenheit machen muß. In Ludwigsburg, dächte ich, müßte man ſchon eine paſſende Wohnung und Jemand zur Pflege für ſie finden.

Ich kann nicht eher ruhig ſein, bis ich Deine Meinung über ſie gehört habe, alles was zu ihrer Erleichterung nöthig iſt, geht auf meine Koſten und Cotta in Tübingen wird das Nöthige auf meine Rechnung vorſchießen.

Ich ſehe einem Briefe von Dir ſchon längſt mit Verlangen entgegen. Meine Frau grüßt Dich und Deine liebe Frau, ſo wie ich, aufs herzlichſte und wird bald ſelbſt wieder ſchreiben.

Heute nichts weiter als ein herzliches Lebewohl von

Deinem treuen Freund

Schiller.

Dle Einlage bitte ich bald möglichſt an meine Mutter abgehen zu laſſen.

12.

Weimar den 5. März 1802.

Ich danke Dir herzlich, lieber theurer Freund, für Deine liebevollen Bemühungen wegen meiner Mutter, und ſo ſehr mich auch Deine Nachricht von ihrem Zuſtande bekümmert, die ſie mir nun ſelbſt auch von Sulzbach aus beſtätigt hat, ſo wird es mir doch zu großem Troſte gereichen, wenn ich ſie in Einer Stadt mit Dir weiß, denn unter den Umſtänden, worinn ſie ſich befindet, würde ſie bei meiner Schweſter mehr Laſt erregen, als Dienſte empfangen können. Ich bitte Dich alſo aufs angelegentlichſte, ſie nach Ludwigsburg bringen zu laſſen, und dort in einem ſchicklichen Ort ein Zimmer und Kammer für ſie zu miethen, auch wird ſie einer guten Perſon zur Wartung bedürfen. Sei dann ſo gütig den Anſchlag zu machen, was dieſes beides vierteljährig koſten kann, ſo will ich Herrn Cotta zur Bezahlung Anweiſung geben. Da in ihrem Alter, an eine Heilung dieſes

Uebels nicht zu denken iſt, ſo wird blos davon die Rede ſein können, ihr die Schmerzen zu erleichtern. Faſt befürchte ich, daß man ihr das Uebel durch Verſtopfung des Blutausfluſſes wohl nicht ganz zugezogen, doch beſchleunigt hat.

Dein und Deiner lieben Frau Antheil an ihrem Zuſtand wird ihr den Aufenthalt in Ludwigsburg ſehr beruhigend machen, auch können ihre Freunde in Stuttgardt und meine Schweſter in Sulzbach ſie dort zuweilen beſuchen, weil ſie dann in der Mitte von beiden Orten iſt.

Du wirſt in dieſen Tagen meinen Schwager mit dem Erbprinzen von Weimar ſehen, der Dir und Deiner lieben Frau unſere herzlichen Grüße überbracht haben wird. Die Hoffnung auf Deine Hieherreiſe laſſe ich mir nicht ſo leicht rauben, wir wollen aber in einer freudigen Zeit wieder davon reden.

Herzlich umarmen wir euch und ich bin jetzt und immerdar Dein

treuer

Schiller.

Die Einlage an meine Mutter bitte ich bald zu beſorgen.

13.

Weimar den 10. Janr. 1803.

Zur Beſetzung der mediciniſchen Profeſſorſtelle, theurer Freund, iſt indeſſen kein weiterer Schritt geſchehen, aber Loder geht Ende Sommers wirklich nach Halle ab, und hat ſeine Entlaſſung vor 8 Tagen erhalten. Nun hängt alles davon ab, wen man an Loders Stelle berufen wird, Sömmering, den man freilich am liebſten hätte, hofft man nicht zu bekommen, weil er nach Wrisbergs Tod, der ſehr bald erfolgen kann, Ausſichten nach Göttingen hat. Sollten binnen jetzt und 14 Tagen, wo mein Schwager mit dem Erbprinzen nach Rußland abreiſt, Deine Ausſichten nach Jena ungewiſſer werden, wie ich nicht hoffe, ſo will ich meinem Schwager dringend empfehlen, Dich auf die neue Univerſität nach Dorpath zu bringen, doch iſt dies freilich nur ein pis aller und ich will nicht wünſchen, daß Du nöthig habeſt, dieſen Schritt zu thun. Wir hatten uns hier ſchon ſo ſehr darauf gefreut, uns endlich vereinigt zu ſehen, daß ich von dieſer Hoffnung nicht ſo leicht ſcheiden kann.

Ich wäre gern mit Cotta nach Schwaben gereiſet, aber die Zeit war mir nicht bequem dazu, weil ich jetzt nicht gut abkommen konnte. Und damals, als ichs ihm zuſagte, glaubte ich einen andern Plan damit vereinigen zu können, welcher aber jetzt abgeändert iſt. In 14 Tagen kommt unſer Herzog zurück und dann hoffe ich, daß in Deiner Sache etwas wird entſchieden werden.

Lebe recht wohl, unſere herzlichſten Grüße an Euch beide.

Dein

treuer Freund

Sch.

14.

Liebſter Freund!

Daß Du bei hieſigem geheimen Consilio zu der medicinischen Professur des abgegangenen Profeſſors Himly in Vorſchlag gebracht worden, hat Dir Wolzogen geſchrieben. Ich habe nichts davon gewußt, daß Roose, den man ſchon längſt vocirt hatte, es abgeſchrieben, ſonſt hätte ich gleich die Gelegenheit benutzt, Deiner zu gedenken. Der geheime Hofrath Loder, der in dieſen Sachen von dem hieſigen und dem gothaiſchen Hofe immer zuerſt gefragt wird, hat ſich für Hopfengärtner beſtimmt, und weil man mit Beſetzung der Stelle eilt, ſo ſind ſogleich die nöthigen Schritte geſchehen. Ich habe aber, ſobald ich davon hörte, an Loder geſchrieben, und die Antwort, welche ich beilege, von ihm erhalten.

Du erſiehſt aus derſelben, worauf man bei der Stelle quästionis eigentlich dringt, und da Du bei Deiner langen praktiſchen Amtsführung doch vielleicht aus der Uebung in dieſen ſcholaſtiſchen Dingen gekommen biſt, ſo würde es gut ſein, wenn Du Dich vorläufig darauf einrichteteſt, um noch dieſen Sommer mit Einem Collegium aufs wenigſte debütiren zu können. Man wird in dieſer Sache zu einem baldigen Schluß zu kommen ſuchen, und im Fall, daß Hopfengärtner es abſchreibt ſo könnte leicht binnen 8 Wochen die Vocation an Dich ergehen und ein baldiger Antritt verlangt werden. Zu disputiren brauchſt Du nicht gleich, ſoviel ich weiß, wenn es nur nach einem halben Jahre geſchieht. Wenn Du nun noch den Plouquet in Tübingen für Dich intereſſiren kannſt, oder auch mit

Hopfengärtner ſelbſt hinlänglich bekannt biſt, um Dich, im Fall ſeiner eigenen Weigerung, von ihm vorſchlagen zu laſſen, ſo würde dieſes Deine Sache ſehr fördern. Aber Du dürfteſt auch keinen einzigen Tag verlieren, damit nicht ein Anderer zuvorkommt.

Wie ſehr es uns alle erfreuen würde Dich mit Deiner Familie hieher verſetzt zu ſehen, brauche ich Dir nicht zu ſagen. Verſäume ja nichts, um es zur Wirklichkeit zu bringen. Die Stelle ſelbſt iſt nicht ſchlecht und kann, wenn Du mit Vorleſungen und mediciniſcher praxis reuſſirſt, wie zu erwarten ſteht, endlich doch einige 1000 Rthlr. jährlich abwerfen.

Laß mich bald in einigen Zeilen wiſſen, was Du von Hopfengärtner in Erfahrung gebracht haſt, und was Du von Plouquets Verwendung hoffſt. Mit größtem Verlangen ſehe ich dem Erfolge entgegen.

Herzlich umarmen wir euch, Deine liebe Frau grüße ich aufs ſchönſte.

Dein treuer Freund

Weimar den 28. März 1803. Sch.

Beilage zu vorigem Briefe
d. d. Weimar, den 28. März 1803.

Wenn ich Ihren Brief, höchſtverehrter Herr Hofrath, früher erhalten, und den perſönlichen Charakter des Herrn Hofmedikus von Hoven, welcher mir durch Ihre Beſchreibung ſehr achtungswerth geworden iſt, eher gekannt hätte, ſo würde ich es mir zur beſondern und angenehmen Pflicht gemacht haben, dieſen Ihren Freund, nach der Ueberzeugung, welche ſich auf ſeine mir bekannten Schriften (über das Wechſelfieber, über die Rindviehſeuche, über das epidemiſche Fieber zu Aſperg) gründet, als einen Mann von vorzüglichen praktiſchen Talenten und Kenntniſſen da zu empfehlen, wo meine Empfehlung ihm vielleicht von einigem Nutzen geweſen wäre. Ich habe aber, weil unſerer ganzen Univerſität und beſonders der mediciniſchen Fakultät, an der möglichſt baldigen Beſetzung der vakanten Stelle äußerſt viel gelegen iſt, ſchon vor 8 Tagen, als der ſel. Rooſe mir endlich die durch ſeine Krankheit und aus derſelben entſtandene Unſchlüſſigkeit ſo lange verzögerte abſchlägliche Antwort gegeben hatte,

ohne Zeitverluſt in Gotha und Weimar den Herrn Leibarzt Hopfengärtner zu Stuttgart vorgeſchlagen, und ſeinethalben ſowohl an den Herrn Profeſſor Plouquet zu Tübingen, mit welchem ich in einem vertraulichen Briefwechſel ſtehe, als an einen ſichern Freund in Stuttgardt ſelbſt, welcher die Verhältniſſe des Herrn Leibarzts Hopfengärtner kennen muß oder doch leicht erfahren kann, geſchrieben, um von ſeinem perſönlichen Charakter, von ſeiner etwaigen Neigung zum akademiſchen Leben und von der Möglichkeit ſeiner Acquiſition gewiſſe Nachricht zu erhalten. Von dieſem Schritte, den ich aufs ſchleunigſte thun zu müſſen glaubte, habe ich bereits den Herrn geheimen Rath Voigt und den Herrn geheimen Rath von Ziegeſar informirt; der letztere hat mir auch ſchon ſeine Zufriedenheit darüber ſchriftlich zu erkennen gegeben, und wird ohne Zweifel dem Herzoge von Gotha etwas davon geſagt haben. Den Herrn Leibarzt Hopfengärtner kenne ich blos aus ſeinen höchſt intereſſanten Schriften und bin nie mit ihm in einem nähern Verhältniſſe oder Briefwechſel geweſen; ich reſpektire ihn aber, ſeiner Jugend ungeachtet, als einen der vorzüglichſten mediciniſch praktiſchen Schriftſteller in Deutſchland, welcher auch die zu einem mediciniſchen Fakultiſten erforderlichen Schulkenntniſſe beſitzt. Vielleicht iſt er Ihnen von Perſon bekannt. Unter dieſen Umſtänden bleibt mir für jetzt nichts übrig, als die Antwort von Tübingen und Stuttgardt zu erwarten, welche ich den genannten beiden Herrn Miniſtern werde einſenden müſſen. Sollte Herr Hopfengärtner nicht für uns zu haben ſein, ſo werde ich mit wahrer Freude alles nur mögliche beizutragen ſuchen, daß wir ſeinen und Ihren vortrefflichen Landsmann bald möglichſt hieher bekommen können. Wäre es doch möglich, daß wir die Acquiſition von beiden zugleich machen könnten!

Da Sie den Herrn Hofmedikus von Hoven genau kennen, ſo werden Sie es auch am beſten wiſſen, ob er ein eben ſo guter Fakultiſt werden wird, als er ein trefflicher Arzt und reſpektabler Menſch iſt. Bei der vakanten Stelle wird hierauf um ſo mehr zu ſehen ſein, da wir bereits einen Fakultiſten haben, dem es bekanntlich an Schulſtudien ganz fehlt.

Nehmen Sie die Verſicherung meiner lebhafteſten Verehrung und meiner herzlichſten Dankbarkeit für ihr wohlwollendes Vertrauen an.

Loder.

15.

Weimar den 21. April 1803.

Aus der Beilage erſiehſt Du, liebſter Freund, wie Deine Sache ſteht. Wahrſcheinlich wird nun binnen 14 Tagen eine officielle Vocation an Dich ergehen und ich wünſche, daß Du ſie ohne irgend eine Schwierigkeit zu machen, annehmen mögeſt.

Hundert Carolin kannſt Du gleich in dem erſten Jahre als Honorar verdienen, wenn Du halbjährig 2 Kollegien lieſeſt, und im Durchſchnitt nur 20 bezahlende Zuhörer in jedem zählſt. Gewinnſt Du vielen Zulauf, ſo kann ſich dieſe Summe gleich im nächſten Jahre verdoppeln. Auch die Praxis, ſo wie die Schriftſtellerei, welche Dir durch akademiſche Thätigkeit um vieles erleichtert und auch lucratifer gemacht wird, ſind Quellen des Erwerbs, welche nicht fehlen können. Der Eintritt in die Fakultät ſelbſt kann Dir bei der erſten Vacanz (denn keiner wird über die beſtimmte Zahl in die Fakultät genommen) nicht fehlen, ſobald Du als akademiſcher Lehrer Beifall haſt, und alsdann vermehrt ſich Deine Beſoldung durch den Ertrag der Doctorpromotionen um mehr als das doppelte. — Eine Exſpektanz auf den Eintritt in die Fakultät wird aber nicht gegeben, Du würdeſt alſo, wenn Du dieſe Bedingung machteſt, Deine Sache nur aufhalten, ja vielleicht ganz zum Stocken bringen.

Deine Plane nach Rußland bleiben Dir nicht nur noch immer offen, wenn Du auch hieher gehſt, denn Du verpflichteſt Dich ja nicht mehr, als Himly auch gethan hat; Du kannſt jene Plane vielmehr noch weit ſicherer realiſiren, wenn Du erſt auf einer ſo angeſehenen Univerſität geweſen biſt. Denn die Vocationen finden einen viel ſchwerer in einem praktiſchem Amte, wie etwa ein Physikat iſt, als auf einem akademiſchen Lehrſtuhl. Du müßteſt alſo ſchon deswegen, wenn ſelbſt Deine Jenaiſchen Ausſichten weit weniger vortheilhaft wären, dieſe Gelegenheit mit beiden Händen ergreifen, weil ſie eine entſcheidende Stufe zu einem beſſern Platze iſt.

Examinirt wird kein Profeſſor, aber man erwartet, daß Du ſelbſt bei vorfallenden Gelegenheiten als Examinator werdeſt zu brauchen ſein, welches Loder eigentlich damit ſagen wollte, daß er von ſeinem künftigen Collega gute Schulkenntniſſe fordert, denn das Examiniren geſchieht in lateiniſcher Sprache.

Kannſt Du vor Johannis noch eine Vorleſung hier anfangen,

ſo gewinnſt Du dadurch ſehr. Man rechnet gewöhnlich als Mittelzahl 5 Stunden wöchentlich zu einem Collegio. Wenn Du alſo in Mitte des Sommers antrittſt, folglich 4 Wochen ſpäter, als die Kollegien angehen, ſo kannſt Du dennoch mit einem pensum fertig werden, wenn Du nur wöchentlich 2 Stunden mehr dazu nimmſt. Ehe Du alſo den Sommer hingehen läſſeſt, wollte ich lieber rathen, Du reißteſt 4 Wochen früher ab, und ließeſt Deine Familie nachkommen, denn es kommt Dir an Geld reichlich herein, und alles liegt daran, Dich ſo ſchnell als möglich in Beſitz zu ſetzen.

Jetzt lebe wohl und mögen gute Geiſter Deinen Entſchluß regieren — herzlich umarmen wir Dich und die Deinigen.

Dein treuer Freund

Sch.

Die Schachtel an meine Schwägerin iſt angekommen. Sie wird ſelbſt ſchreiben.

Beilage zu vorſtehendem Briefe
d. d. Weimar, den 21. April 1803.

Jena, den 20. April 1803.

Ich war wirklich in der Abſicht in Ihrem Hauſe, um Ihnen, verehrteſter Herr Hofrath, die angenehme Nachricht zu bringen, daß nun Ihrem Freunde, dem Herrn von Hoven, nichts mehr im Wege ſteht und daß er, wie ich gewiß glaube, den Ruf hieher mit einem fixen Gehalte von 600 Rthlr. Sächſ. oder 1100 Fl. erhalten wird. Die höchſte Reſolution von Gotha und Weimar habe ich zwar noch nicht in Händen und kann ſie auch vor dem Montag nicht erhalten; die Einleitung aber iſt ſo gemacht und die Umſtände ſind ſo günſtig, daß ich, meines Ortes, an dem glücklichen Erfolg nicht zweifle. Die möglichſte Beſchleunigung der Sache wird Pflicht ſein, weil es ſowohl für die Akademie, als für den Herrn v. H. von Wichtigkeit ſein wird, wenn er noch in dieſem Sommer die Stelle antreten und ſeine Vorleſungen gleich nach Pfingſten anfangen kann. Als Prof. Med. ordin. supernumerarius und als außerordentliches Mitglied der medic. Fakultät und des Senates, braucht er nicht zu diſputiren, ſondern er hat nur ein kurzes deutſches oder lateiniſches Programm zu ſchreiben; das Diſputiren wird nur dann nöthig ſein, wenn er in eine ordentliche Fakultätsſtelle mit Emolumenten einrücken wird.

Die Collegia, welche man von ihm erwartet, ſind die eigentlich medicinisch praktiſchen; er kann aber, wenn er es will, jedes andere mediciniſche Collegium dabei leſen. Himly las im vorigen Winter die Noſologie und Therapie in einem Curſus, und zwar nur den generellen Theil, täglich in zwei Stunden. Ich würde dem Herrn von Hoven rathen, ſogleich mit dem ſpeciellen Theil anzufangen und alſo Himly's unvollendetes Collegium fortzuſetzen. Am Sonnabend werde ich die Ehre haben, mit Ihnen darüber mündlich mehr zu ſprechen. Meine Schwiegerältern bleiben deshalb länger in Jena, als es anfangs ihre Abſicht war, und freuen ſich mit uns auf die Jungfrau von Orleans. Sollte es Ihnen möglich ſein, vorher nach Jena zu kommen, ſo würde ich Sie bitten, in der Geſellſchaft vom Herrn von Göthe den Mittag in meinem Hauſe zuzubringen. Ihre Gegenwart würde auch unſern trefflichen Voß veranlaſſen, ſich aus ſeiner Klauſe heraus zu machen. Gebe der Himmel gutes Wetter, damit dieſe Wünſche und Hoffnungen zur Erfüllung kommen mögen!

Mit der aufrichtigſten und unwandelbarſten Verehrung

Der Ihrige

Loder.

16.

Weimar den 26. April 1803.

Ich vergaß neulich, Loders Brief beizulegen, lieber Freund, und eile ihn nachzuſchicken. Vermuthlich wird binnen 8 Tagen eine Anfrage bei Dir geſchehen. Richte Dich jetzt nur ein, daß Du im Junius hier antreten kannſt. Wenn Du einen Antrag erhältſt, ſo berühre doch in Deiner Antwort, was für Anſtalten auf der Jenaischen Academie im Betreff der Wittwen gemacht ſeien? — Sollte nicht dafür geſorgt ſein, ſagſt Du dann, ſo müßteſt Du darum bitten, Deiner Frau einen kleinen Wittwengehalt zu verſichern, — dieſes wird Dir vielleicht das Beneſiz verſchaffen können, das auch Himly iſt verſichert worden, nämlich 100 Rthlr. Pension für Deine Frau, wenn ſie Dich überlebt.

Herzlich umarmen wir euch.

Ganz der Deinige

Schiller.

17.

Weimar 18. Mai 1803.

Du wirſt Dich über das lange Ausbleiben Deiner Vocation gewundert haben, lieber Freund, weil nach den letzten Nachrichten, die Du von mir erhalten, eine baldige Entſcheidung zu erwarten war. Aber ein Umſtand, den ich Dir noch nicht ſchreiben kann, weil ihn Göthe mir im geheimen vertraute, hat die ganze Sache für jetzt ins Stocken gebracht. Es iſt nämlich zweifelhaft, ob Himly's Stelle überhaupt wird beſetzt werden; dieſes wird ſich wahrſcheinlich Anfang des nächſten Monats, wo unſer Herzog von ſeiner Reiſe zurückkommt, entſcheiden. Wird dieſe Stelle (welche erſt ſeit Hufelands Verſetzung nach Jena für ihn neu errichtet worden iſt) noch beſetzt, ſo haſt Du, ſoviel ich weiß, keinen Nebenbuhler zu fürchten.

Betrachte alſo Deine Sache noch nicht als geſchloſſen, und thue vor der Hand keinen Schritt, der Deinen andern Verhältniſſen entgegen wäre.

Ich hoffe, daß alles nach unſern Wünſchen ſich noch löſen wird, aber für den ſchlimmſten Fall mußt Du Dich wenigſtens vor einem conträren Schritt hüten.

Sobald ich etwas erfahre, ſchreibe ich Dir ſogleich.

Herzlich umarmen wir Dich und Deine liebe Frau.

Dein treuer

Sch.

18.

An Herrn Profeſsor
von Hoven
in Würzburg.

Jena 14. Aug. 1804.

Ich kann Niethammers nicht nach Würzburg abreiſen laſſen, ohne einen herzlichen Gruß an euch mitzugeben. Deinen Brief habe ich vor 5 Tagen erhalten und werde ihn umſtändlicher beantworten, wenn ich mich erſt wieder von meiner Krankheit erhohlt habe. Daß ich einen ſchweren Anfall gehabt, wird Dir Niethammer erzählen. Ich bin noch ſehr angegriffen und kann nur mit zitternder Hand ſchreiben. Meine Frau iſt vor 3 Wochen glücklich von einer Tochter entbunden worden, und befindet ſich mit dem Kinde vollkommen wohl, ſie läßt Dich und Deine liebe Frau herzlich grüßen und wird ſelbſt

ſchreiben, ſobald ſie aus den Wochen iſt. Ich empfehle Dir und beſonders Deiner lieben Frau die gute Niethammerin aufs beßte. Nehmt ſie freundlich auf und als eine Freundin von uns, ſie iſt eine ſehr gute Frau und verdient eure Freundſchaft. Es iſt ihr ſchwer geworden, ſich von Jena loszureißen, woran ſie durch viele Bande von Jugend auf gefeſſelt war, auch verläßt ſie ſchöne Beſitzungen, von denen man ſich ungern trennt. Es wird ihr alſo ſehr wohl thun, eine freundliche Aufnahme bei euch zu finden.

Niethammern wirſt Du als einen wackern und ſehr tüchtigen Mann kennen lernen, der das Gute mit Eifer befördert. Ich wünſchte, daß ihr recht gute Freunde würdet.

Herzlich umarme ich Dich und Deine liebe Jette.

Dein

treuer Freund

Schiller.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Verbeſſerungen.

Da die meiſten Fehler durch unrichtiges Leſen der Eigennamen entſtanden ſind, ſo gilt ihre Verbeſſerung an der erſten Stelle, wo ſie vorkommen, auch für die folgenden, um die wiederholte Aufzählung zu erſparen.

Seite
28. Zeile 1. leſe Rangierſaal ſtatt Rengierſaal.
58. = 23. = Graf Thürheim ſtatt Thurheim (dieſer Fehler kommt am häufigſten vor).
112. = 30. = Bietigheim ſtatt Birtigheim.
133. = 1. = fatal ſtatt fatatal.
152. = 30. fehlt nach dem Wort „Profeſſors" der Name „Heine."
153. = 15. leſe Loder ſtatt Boder.
192. = 15. = von Ringel ſtatt Riegel.
196. = 1. v. u. leſe Otto ſtatt Otta.
220. = 4. = Siechkobel ſtatt Siehkobel.
232. = 2. = Schmidtner ſtatt Schmidter.
236. = 11. = Cella ſtatt Celle.
— = — = von Lochner ſtatt Laher.
— = 20. = Heller ſtatt Helbe.
— = 30. = Schadelock ſtatt Schedelock.
291. = 7. u. 18. leſe Pölzl ſtatt Pölzel.
— = — u. 20. = von Ammon ſtatt Ammon.
— = 8. u. 23. leſe von Senger ſtatt von Sieger.
292. = 27. 31. u. 33. leſe Bouwinghauſen ſtatt Bouninghauſen.
308. = 8. leſe Weishaar ſtatt Weishann.
352. = 26. = unbefangenern ſtatt unbefangern.
366. = 29. = gewiſſeſten ſtatt gewiſſenſten.
368. = 8. = weit ſtatt weiter.
376. = 20. = Dr. Elvert ſtatt Ebert.
379. = 3. v. u. leſe fühle ſtatt fühl.
381. = 7. v. u. fällt die Parantheſe (unlesbar) hinweg, da das Wort Journals heißt.